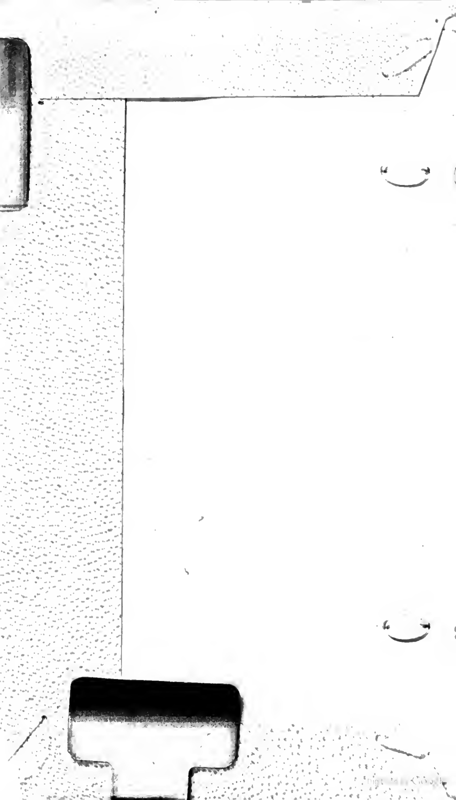


Die

Geschichte

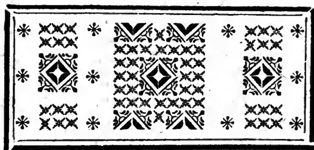
des

Grafen von P.



Wien,

gedruckt bey Johann Thomas Edlen von Trattnern,
kaiserl. königl. Hofbuchdruckern und Buchhändlern,
1766.



Der Herausgeber an den Leser.



Was kann der Leser in einer Vorrede weiter von mir erwarten, als eine Bitte, mir zu verzeihen, wenn ich der Welt mit einem schlechten Werke mehr beschwerlich gefallen bin, oder eine sehr zuversichtliche Versicherung, daß die Richardsons, die Prevots = = nicht mit mehrerm Glück und Genie für das Ver=

gnügen und den Nutzen dieser so eigensinnigen Welt geschrieben haben, als der Verfasser der gegenwärtigen Geschichte? Und dennoch wird er keine von beyden Erwartungen erfüllt sehen. Ohne mit Zittern um seinen Beyfall zu bitten, und ohne einen übertriebenen Lobspruch auf denjenigen Mann, welcher es nicht für ganz überflüßig gehalten hat, der Welt sein eignes Herz in diesen wenigen Blättern zu schildern, überlasse ich diese Schrift nach seinem eignen Willen dem Schicksal, das sie verdient. Der elende Schriftsteller, ist eben so wenig würdig Nachsicht zu erhalten, als er wirklich erhält. Ist es indessen wirklich nachtheilig für die Welt, wenn sich eine so große Menge witziger Köpfe ohne Recht des Amts anmaßt, diese Welt zu vergnügen und zu unterrichten? Es ist dieses die allgemeine Furcht unsrer Kenner: Mit aller Ehrfurcht für die Einsicht dieser Herren, erkühne ich mich, ihnen zu widersprechen. Ohne die Vortheile zu berechnen, welche so viele einzelne Pri-

vatpersonen, selbst den schlechten Schriftsteller mit eingeschlossen, von einer Menge armseliger Werke geniessen, behaupte ich, daß sogar der gute Geschmack und die großen Genies selbst dabey gewinnen. Was wäre der Ruhm der größten Dichter, wenn man keine schlechten hätte? Die letztern sind für die erstern eben das, was der Schatten für das Gemälde ist. Der gute Geschmack verliert nichts bey den Geburten des schlimmen. Sie sind der Probierstein, an welchem man prüfen kann, ob man den erstern wirklich besitzt. Man bilde sich ein, daß die Welt in den Werken des Witzes lauter Meisterstücke besitzt. Was wird diese eckle Gleichförmigkeit bey den größten Schönheiten des Geistes weiter wirken, als daß man dieser Schönheiten gewohnt werden, daß man sie nicht zu schätzen wissen würde? Ich weis nicht, ist es ein Lob oder ein Tadel für das menschliche Herz, daß es einmal die Seltenheit zu dem Charakter des Schönen gemacht hat. Hätte man so viel gute Werke als

schlechte, und hingegen so wenig schlechte als gute, wer weis, wären die Chörilus sodann nicht eben dasjenige, was jetzund die Virgile sind? Aber vielleicht ist die Menge gefährlich? Was ist es mehr, ob zwey oder tausend Werke gedruckt werden, und ungelesen bleiben?

„ Vortrefflich! wird der Spötter rufen, fahren Sie fort! Sie hätten kein beßres Thema zu ihrer Vorrede wählen können. „ Ich gebe ihm völlig Recht, wenn es der Ausspruch der Kenner also befiehlt. Ich würde unterdessen am wenigsten dabey verlieren, da ich nichts weiter als die Herausgabe der Geschichte des Grafen von P. besorgt habe. Es kann dem Leser gleich viel gelten, auf was für Art ich zu dieser Bemühung gekommen bin. Gewisse Umstände haben erfordert, den Namen und das Vaterland des Grafen zu verschweigen. Dem Kenner der Geschichte wird vielleicht das eine und das andere nicht ganz und gar unverständlich seyn. Der Stolz des

Menschen wird wenig Schmeichelhaftes für sich in den folgenden Blättern finden. Er findet darinne das menschliche Herz mehr nach seinen Schwächen, als nach seiner oft eingebildeten Größe gezeichnet. Ich weis nicht, welches zum Unterricht des Menschen nützlicher ist, das Herz des Menschen so zu schildern, wie es wirklich ist, oder wie es seyn sollte. So viel aber weis ich, daß der menschliche Stolz mehr gedemüthiget als gereizt zu werden nöthig hat. Vielleicht kann der Graf von P. denjenigen Theil der Leser, welche mit einem stolzen Vergnügen die Lobsprüche einsammeln, die man ihrem guten Herzen ertheilt, unterrichten, daß sie auf den Besitz eines sehr ungewissen Gutes stolz sind. In dem ärgsten Bösewicht keimte sehr oft zu einer gewissen Zeit eben der edelmüthige Trieb, tugendhaft zu seyn, der in uns keimt. Keinen Vorzug haben wir oft weiter für ihn voraus, als die Verschiedenheit des Clima, der Nation, der Auferziehung, der Gesellschaft, des Glücks und hun-

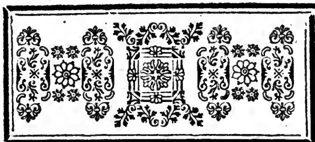
dert andrer zufälliger Lebensumstände. Socrates, versetzt in die Lebensumstände des Anytus, wäre vielleicht Anytus geworden. Sind also unsre Laster und unsre Tugenden mehr das Werk derjenigen Macht, welche uns in diese zufälligen Umstände versetzt hat, als das Werk unsers eignen Herzens? Nein, sie bleiben allemal das Werk dieses letztern, so lange dasselbe keiner Nothwendigkeit unterworfen ist, in dieser oder jenen Sphäre des Glücks so zu handeln und nichts anders. Ohne Religion also, oder wenigstens ohne eine richtig denkende Vernunft, und was ist diese sonst als Religion? gilt ein gutes Herz eben so viel als ein böses, wenn es wirklich wahr ist, daß die Menschen in ihren ursprünglichen Neigungen zur Tugend und zum Laster von einander unterschieden sind.

Die Verachtung der Bewunderer des Sopha oder des Angola wird der größte Lobspruch für den Verfasser und

den Herausgeber der folgenden Geschichte seyn. Der letztere wünscht seinen Lesern eben die Unparteylichkeit, mit der der Graf von P. sein eignes Herz beurtheilt; die wahre Hoheit der Seele, mit der er seine eignen Schwachheiten gesteht, und den Eifer, mit dem er eine verlohrne Tugend wieder zu gewinnen gewußt hat. Die Belohnung ihrer Mühe sey die Glückseligkeit der Freundschaft und Liebe, welche der Graf von P. in den wenigen letzten Jahren seines Lebens, da er, nach seinem eignen Geständniß, erst zu leben anfieng, in den Armen seines Freundes und seiner Geliebten gefunden hat. Welche unerschöpfliche Quelle der Wollust waren sie für ihn! Ich bin ein persönlicher Zeuge davon gewesen. Seinem Beyspiel habe ich es zu danken, daß mein Herz den Werth der zwey kostbarsten Güter des Lebens zu schätzen gelernt hat. O Freundschaft und Liebe! was für ein Segen, was für ein unaussprechlicher Segen der Gottheit seyd ihr dem Men-

schen, der ohne euch noch unter dem verächtlichsten Wurm seyn würde! Wer ist derjenige, der bey eurem Besitz unglücklich seyn kann? Und dennoch, Schande des menschlichen Geschlechts! wie viel sind dererjenigen, die euch recht kennen, die durch euch glücklich zu seyn wünschen?





Das erste Buch.





Ich übergebe hierdurch der Welt ein ordentliches Verzeichniß meiner Schwachheiten. Die wenigsten Scenen meines Lebens enthalten etwas Rühmliches für mich. Was wird sie für ein Urtheil über meine Unternehmung fällen? Doch sie, die so oft stolz darauf ist, sich ihrer Laster zu rühmen, wird mir erlauben, die meinigen zu gestehen, um vor diejenigen Tiefen zu warnen, in welchen ich ohne eine höhere Hülfe versunken seyn würde. Ich habe mich nicht geschämt, Fehler zu begehen; warum will ich mich schämen sie zu bekennen?

Ich bin der Sohn des Grafen von P. und der Fräulein von R. Das Glück wollte seine kostbarsten Schätze gegen meinen Vater verschwenden. Es machete ihn noch bey dem Ueberfluß der Ehre und der Reichthümer zu dem Liebling seines Königs. Ein Geschenck, welches ihm eben so viel Neid als in den folgenden Zeiten Verdruß zuzog. Er war gegen eine ganze Menge von Schönheiten des Hofs unempfindlich. Der König scherzte oft mit ihm darüber. Er versprach ihm, selbst eine Geliebte für ihn auszusuchen. Mein Vater nahm dieses Versprechen als einen bloßen Scherz auf. Er hat mir indessen oft nach der Zeit gestanden, daß er damals, da sein Herz noch völlig frey war, auch die unangenehmste Person von der Hand seines Königes würde angenommen haben, um sich aus seinem Gehorsam ein Verdienst mehr zu machen. Wie wenig kostet es einem Hofmann: alle Zufriedenheit des Lebens um einen einzigen Blick seines Monarchen aufzuopfern!

Mein Vater erfuhr bald, daß wir nicht länger, auch gegen unsre schwächsten Leidenschaften unüberwindlich seyn können, als es ihnen gefällig ist, es uns seyn zu lassen. Er sah an einem Tage bey einem seiner Freunde zwey Frauenzimmer, die ihm unter dem Namen der Frau von R. und ihrer Tochter vorgestellet wurden. Die Frau von R. hatte die Annehmlichkeit der Jugend bereits verlohren, ohne das Geringste von der Hochachtung eingebüßt zu haben, die man ihr, so bald

man sie kannte, zugestehen mußte. Sie besaß Verstand, und sie besaß also noch etwas, dadurch sie gefallen konnte, auch da, da sie nicht mehr schön war. Ihre Tochter war es hingegen desto mehr. Nur sie allein schien es nicht zu wissen, und sie erwarb sich dadurch eine Reizung mehr, als sie schon hatte. Mein Vater sah sie nicht ohne Gleichgültigkeit. Er liebte sie wegen ihrer Schönheit. Er lernte sie genauer kennen, und er liebte sie wegen ihres Verstandes und wegen ihrer Tugend. Er errichtete eine Bekanntschaft mit der Frau von R. Seine öftern Besuche verriethen seine Wünsche. Er liebte zärtlich, aufrichtig, und das erstemal. War es möglich, daß er seine Flamen lange verbergen konnte? Ungeachtet aller Sorgfalt der Fräulein, es zu verbergen, entdeckte er bald, daß er geliebet wurde. Der Verliebte sieht bisweilen eben so scharf, als er zu einer andern Zeit blind ist. Er bat, ihn glücklich zu machen. Man machte Einwürfe wegen seines Standes. Er war mehr als zu beredt, sie zu heben, und vielleicht war man auch mehr als zu geneigt, sie heben zu lassen. Die Gewohnheit erforderte die Einwilligung des Königes. Nichts schien ihm leichter, als sie zu erhalten. Er gieng, den König darum zu ersuchen. Man urtheile von seiner Bestürzung. In eben dem Augenblicke, da er seine Bitte vorbringen wollte, entdeckte ihm der König, daß er das Herz der Gräfinn von M. für ihn erobert hätte. Er warf

sich zu den Füßen des Monarchen, und gestand ihm die Verbindungen, die er bereits mit der Fräulein von R. eingegangen wäre. * Er schilderte ihm vielleicht ein allzu vortheilhaftes Gemälde von seiner Geliebten, um ihn desto eher zum Mitleiden zu bewegen. Die Ehre des Königes verlangte, daß der Graf gehorsamen sollte. Er bediente sich aller nur möglichen Gründe, ihn von seiner neuen Verbindung abzuziehen. Aber wenn ist die Liebe jemals gewohnt, Gründe anzuhören? Der Entschluß meines Vaters, keine Vermählung mit der Gräfinn von M. einzugehen, war unveränderlich. Alle Gefährlichkeiten, die er voraus sah, konnten ihn nicht erschüttern.

Die Gräfinn von M. verdiente indessen wirklich nicht, daß man die Fränlein von R. gegen ihr hätte vergessen sollen. Sie besaß alle Vollkommenheiten einer guten Hofdame, nämlich einige gute und noch weit mehr schlimme Eigenschaften. Der vernünftige Mann verlohr ihre kleinern Tugenden unter der Menge ihrer größren Laster, und der Thor erhob die ersten, damit er mit einigem Wohlstande die letztern vergessen könnte. Der Verdacht des Hofs, der sich jederzeit auf Kosten seines Prinzen entweder mit wahren oder mit falschen Heimlichkeiten zu unterhalten pflegt, hielt sie für eine heimliche Geliebte des Königes. Mein Vater befand sich in der größten Verwirrung von der Welt. Er mußte entweder die Gnade seines Herrn, oder die Glückseligkeit seiner Liebe verlie-

ren. Welche schwere Wahl für ein Herz, das eben so viel Zärtlichkeit als Ehrgeiz besaß. Die Liebe überwand und sein Ehrgeiz ward durch die Ehre befriediget, ein Märtyrer der Liebe zu werden. Er schmeichelte sich noch mit einiger Hoffnung. Der König hatte die Fräulein von R. zu sehen verlangt. Vielleicht würde der König durch ihre Vorzüge bewegt, den Grafen glücklich zu machen. Er betrog sich. Man durfte dem König nur sagen, daß ein Frauenzimmer schön sey, wenn man bey ihm die Begierde erwecken wollte, sie zu sehen. Er sprach die Fräulein, und er liebte sie, so bald er sie gesehen hatte. Alle Bitten meines Vaters waren vergeblich. Es ward ihm keine andere Wahl übrig gelassen, als zwischen der Hand der Gräfinn von M. und der äußersten Ungnade.

Die Fräulein von R. ward mit den vortheilhaftesten Bedingungen verfolgt, sich zu den unanständigen Wünschen eines verliebten Prinzen zu erniedrigen. Ihre Tugend allein würde sie diese Vorschläge haben verachten lernen, wenn ihr auch gleich nicht noch die Liebe beygestanden hätte. Die Gefahr wurde ernstlicher. Man erfuhr einige geheime Anschläge, die man auf die Tugend der Fräulein gemacht hatte, und die dem Könige, einem Prinzen, der der billigste Monarch von der Welt war, außer in der Liebe nicht, sehr unanständig waren. Sie beschlossen, ihnen durch die Flucht und einer heimlichen Vermählung zu ent-

gehen. Die Frau von R. blieb zurück, ihre Flucht zu befördern. Sie erreichten ohne Gefahr die Gränze. Ihre Vermählung war das erste, das sie nach erlangter Sicherheit vollzogen. Der Augenblick nahete heran, da sie beyde einander ihre Tugend und ihre Beständigkeit belohnen sollten. Welche Entzückung! da sie sich nach so vielen Hindernissen endlich umarmen konnten. Sie vergaßen, daß sie Flüchtlinge waren, daß sie von dem Zorn eines mächtigen Königes und der Rache einer beleidigten Gräfinn verfolgt würden. Nur ihr gegenwärtiges Glück waren sie zu empfinden fähig. Ein kleines artiges Landgut, das sie sich gemiethet hatten, war die Freystatt ihrer Liebe. Jeden Augenblick wandten sie hier an, einander zu sagen, wie zärtlich sie sich liebten. Jeden Seufzer, der ihnen wegen des Zukünftigen entfuhr, bestraften sie als eine Beleidigung ihrer Zärtlichkeit. Sie versprachen sich lauter glückliche Aussichten. Nur ein einziger verdrüßlicher Zufall drohete sie zu erschrecken. Man schrieb dem Grafen, daß man seine Güter eingezogen hätte. Wird Ihnen der Graf von P. bey seiner Armuth noch eben so lieb seyn, als er Ihnen bey seinem Ueberfluß gewesen ist, fragte er seine Gemahlinn, indem er ihr zugleich den Brief überreichte. Tausend zärtliche Verweise bestraften seine Frage. Die Liebe versöhnte sie bald wieder, und ließ sie in ihren Umarmungen allen Reichthümern und dem Glücke selbst eine ewige Verachtung zuschwö-

ren. Der Graf war vorsichtig gewesen. Er hatte wichtige Summen vor seiner Flucht in Sicherheit gebracht. Einige Monate verschwanden in dem Genuß ihrer Glückseligkeit. Doch unter der Zeit, da sie sich durch ihre Liebe und Tugend selbst glücklich machten, rüstete die Rache alle ihre Verfolgungen wider sie. Der Graf hatte die Gräfinn von M. auf der empfindlichsten Seite ihres Geschlechts angegriffen. Er hatte durch seine Verachtung den weiblichen Stolz beleidiget, und diesen beleidiget man niemals ungerächt. Sie beredete den König, bey dem ‥ Hof um die Auslieferung des Grafen und seiner Gemahlinn anzuhalten. Die damaligen Umstände verstatteten nicht, es abzuschlagen. Ein Officier erhielt Befehl, beyde aufzuheben, und sie an der Gränze auszuliefern. Mein Vater lag in den Armen seiner Gemahlinn, als er von dem unvermuthesten und fürchterlichsten Unglück zugleich aufgeweckt wurde. Er erfuhr die Grausamkeit seines Schicksals. Alle seine Standhaftigkeit war ihm nöthig, nicht unter derselben zu erliegen. Er bot dem Officier die größten Geschenke an, wenn er nur seiner Gemahlinn Zeit zur Flucht geben wollte, aber vergeblich. Wie sollte er ihr die klägliche Nachricht hinterbringen? Wie konnte er selbst daran denken, seine Gemahlinn der Gewalt ihrer Verfolger zu überlassen? Sie war durch das Geräusch bereits munter geworden. Alle seine Behutsamkeit, ihr den schrecklichen Zufall, der ihnen begeg-

nete, zu hinterbringen, war vergeblich. Ihre Seufzer, ihre Klagen über die Härtigkeit des Himmels unterbrachen ihn, so oft er sie trösten wollte. Eine einzige List gelang ihm. Er beredete sie, daß man sie nicht ausliefern würde; man würde sie hier in = = in eine genaue Verwahrung bringen, ohne sie zu trennen. Dieß besänftigte sie. Sie setzte sich mit Gelassenheit zu ihrem Gemahl in die Kutsche. Das Vergnügen, nicht von ihrem Gemahl getrennt zu werden, gab ihr so viel Zufriedenheit, daß sie sich, selbst ihn zu trösten, bemühte. Warum sind Sie so traurig, mein liebster Graf? redete sie ihn unter den zärtlichsten Umarmungen an. Wird uns unsre Liebe in einem Gefängniß weniger glücklich als in einem Pallast machen? Wo kann ich elend seyn, wenn Sie mich lieben? Ach nur Sie, nur Sie, bedauren meine Thränen. Wie glücklich könnten Sie seyn, wenn Sie Ihre arme Gemahlinn niemals gesehen hätten. Jedes Wort der Gräfinn durchdrang meinem Vater die Seele. Er erzitterte, wenn er sich den Augenblick ihrer Trennung vorstellte. Dieser fürchterliche Augenblick nahete heran. Es war nicht länger möglich, ihn der Gräfinn zu verschweigen. Sie waren bereits auf der Gränze angelangt. Ein Officier mit einiger Mannschaft übernahm sie. Er hatte Befehl, jedweden seiner Gefangenen an einen besondern Ort in Verwahrung zu bringen. Meine Mutter erfuhr nunmehro ihr Unglück in seinem ganzen Umfang. Bin ich fä-

hig ihren Schmerz zu beschreiben? Sie umfaßte ihren Gemahl. Sie hieng sich fest an denselbigen an. Sie bat, ihr eher das Leben zu nehmen, als sie von ihm zu trennen. Sie beschuldigte selbst diesen zärtlichen Gemahl, dessen ganze Seele vor Wehmuth blutete, einer kleinen Grausamkeit, daß er sie verlassen könnte. Man brachte den Grafen auf ein Schloß in Verwahrung. Eine ganze Zeit von vier Wachen war ihm eine Zeit der Qual. Jeden Augenblick stellte er sich seine Gemahlinn in den Armen des Königs vor. Die Religion allein verhinderte ihn, sich sein mühseliges Leben zu verkürzen. Man wollte ihn zu einer Handschrift zwingen, in der er die Vermählung mit seiner Gemahlinn für nichtig erklären sollte. Man drohete ihm sogar mit dem Tode, wenn er ungehorsam seyn würde. Die Gräfinn von M. dürstete nach nichts als nach seinem Blute. Schröcklicher Durst eines wollüstigen Weibes! Der König verabscheute ihre Grausamkeit. Die ganze Ursache, warum er ihn mit dem Tode schrecken wollte, war die Vernichtung seiner Vermählung ihm abzunöthigen. Man wird in dem folgenden sehen, wozu er diese Vernichtung nöthig hatte. Der Graf beantwortete alle Drohungen, die man ihm anthat, mit Verachtung. Ein halbes Jahr hatte er unter beständigen Martern zugebracht. Zu Ende desselben fiel er in eine Krankheit. Man zweifelte an seinem Leben. Endlich überwand er sie. Alle seine Kräfte

waren erschöpft. Die Mattigkeit, in der er sich befand, erlaubete nicht, daß man ihm die guten Nachrichten, die man ihm zu hinterbringen hatte, mittheilen konnte. Man ließ ihm einige Wochen Zeit, sich zu erholen. Er wunderte sich, als er sah, daß man ihm nicht mehr wie einem Gefangenen, sondern mit aller Ehrerbietung, die man seinem Stand schuldig war, begegnete. Einige Briefe, die man ihm endlich vorlegte, eröffneten ihm dieses Geheimniß. Er erkannte an der Ueberschrift die Hand seiner Gemahlinn und der Frau von R. Er erbrach sie mit Zittern wegen der Ungewißheit ihres Inhalts. Aber welche Entzückung überfiel ihn, als er sie gelesen hatte! die Frau von R. schrieb ihm, daß das Verhängniß endlich müde geworden wäre, ihn zu verfolgen, daß sich seine Gemahlinn auf seinen Gütern in Sicherheit befände, welche ihm der König nebst seiner Freyheit wieder geschenkt hätte, daß man alle Augenblicke zähle, eine Freude mit ihm zu theilen, die ohne ihn unvollkommen sey. Ich kann den Brief seiner Gemahlinn ganz beyfügen, weil ihn mein Vater jederzeit unter seinen größten Kostbarkeiten aufgehoben hat.

Mein liebster Graf!

Die ersten Augenblicke nach denenjenigen, die ich für Ihre und meine Befreyung Gott schuldig

bin, schenke ich Ihnen. Darf ich und kann ich wohl Ihnen die Thränen, die Leiden abbilden, die mir unsere Trennung gekostet hat? Werden die Ihrigen nicht eben so groß als die meinigen gewesen seyn? Welche schröckliche Zeit, die ich zu ‑‑ dem förchterlichen Ort, wo man mich hinführte, zugebracht habe! Was für Martern habe ich von einem Prinzen, der doch wie er vorgab, mich zärtlich liebte, der mich anbetete, erdulden müssen! Meine Tugend ist auf unzähliche Art bestürmt worden. Man hat ihren Stolz vergeblich mit Schmeichelenen und Verheissungen zu bestürmen gesucht. Man ist so gar mit der Drohung, Sie zu tödten, ihre Beständigkeit zu erschüttern, bemüht gewesen. Ach mein liebster Graf, was würde ihnen ein Leben geholfen haben, das ich Ihnen durch meine Schande hätte erkaufen müssen? Man hat endlich das grausamste Mittel gegen sie gebraucht. Die Vernichtung unsrer Verbindung und eine neue mit der Gräfinn von M. wurden Ihnen auf das boshafteste Schuld gegeben. Doch die List meiner Feinde ist zu Schanden geworden, da ich ihrer Fabel nicht eher habe glauben wollen, als bis sie durch ihr eigenes schriftliches Bekenntniß würde bewiesen werden. Nur die einzige Gewalt hat man gegen mich unterlassen. Der Prinz ist niemals aus den Gränzen der strengsten Ehrerbietigkeit geschritten, so sehr ihn auch die Gräfinn von M. wie ich aus gewissen Umständen schlüße, darzu mag angemah-

net haben. Er hat mich vielmehr selbst zu derjenigen Zeit einer Grausamkeit beschuldiget, da er am grausamsten gegen mich war. Seine Geschenke, seine erdichtete Zärtlichkeit, seine vorgegebenen Martern und Verzweiflung sind nebst der List seine einzigen Waffen gewesen, womit er mich bestritten hat. Endlich ist mein Gebet erhört worden, und der Himmel hat das Herz eines Prinzen gerührt, der tausend gute Eigenschaften durch eine einzige schlimme verdunkelt. Seine Großmuth und sein Mitleiden hat meinem Bitten nicht widerstehen können. Er hat Sie endlich meinen Thränen wieder geschenkt, und er erlaubet mir, Ihnen Ihre Freyheit anzukündigen. Seine Vergehungen scheinen ihn sehr lebhaft zu reuen. Wie leicht hätte er diese Reue ersparen können! Er hat sich so gar so weit erniedriget, zu meinen Füssen um Verzeihung zu bitten. Eine Erniedrigung, die allemal noch ein Lobspruch für ihn ist, so rühmlicher es auch gewesen wäre, wenn er sie gar nicht Ursach gehabt hätte. Ich gehe so gleich nach ihren Gütern ab, wo ich sie bald zu umarmen hoffe. Ich würde Sie selbst abholen, wenn man mir es wegen meiner schwachen Gesundheit erlauben wollte. Wie viel angenehme, wie viel entzückende Dinge werde ich Ihnen nicht zu sagen haben! Leben Sie wohl, mein liebstes Leben! Ich vergesse alle meine Schmerzen, da ich sie Ihrentwegen gelitten habe. Daß ich doch nur der einzige leidende Theil gewesen wäre!

Es war ein Handbriefchen von dem Könige selbst mit unter den Briefschaften an den Grafen. Ich muß, schrieb er unter andern in demselben, die Tugend eurer Gemahlinn bewundern, ob es gleich auf Kosten meines eignen Herzens geschehen ist, daß ich ihre Größe recht habe kennen lernen. Begebet euch mit ihr auf eure Güter, die ich euch nebst denjenigen, die ich euch ehemals geschenket habe, wiedergebe. Ich würde euch und eure Gemahlinn niemals ohne Schamröthe an meinem Hof sehen. Vergeßt eurem Könige eine Schwachheit, die ihm vielleicht mangelte, wenn er in seinen jüngern Jahren mehr solche Damen, wie eure Gemahlinn ist, gefunden hätte.

Noch ein anderer Brief von meiner Mutter hinterbrachte ihm die Ungnade der Gräfinn von M. und ihre Reise nach Frankreich. Die Schwangerschaft und die vorstehende Entbindung seiner Gemahlinn, war die einzige Ursache, die sie abhielte ihn selbst abzuholen. Sie beschwor ihn, seine Abreise zu beschleunigen. Dieser liebreiche Gemahl war williger dazu, als er seyn konnte. Er wollte den Augenblick abreisen. Die Ausschweifung seiner Freude war eben so groß als seine Betrübniß gewesen war. Diese Heftigkeit zog einen Rückfall seiner Krankheit nach sich. Welche Qual für ihn, sich eine ganze Woche und länger noch an seiner Abreise verhindert zu sehen. Endlich hielt er sich für stark genug, eine beschwerliche Reise ausstehen zu können. Lauter

Bilder von seiner Glückseligkeit verkürzten dieselbe. Was für Wollust versprach er sich nicht in ihren Armen einzusammlen! Wie viel unschuldige Scherze sann er sich nicht aus, durch die er ihre Freude vollkommner ausmachen wollte! Wo er nur hinsah, erblickte er Scenen des Vergnügens. Eine Tagreise von seinem Gut hinterbrachte man ihm meine Geburt. Welche neue Freude für ihn, sich Vater zu wissen! Sie war vollkommen, weil man ihm aus unnöthiger Vorsicht die schlechten Umstände seiner Gemahlinn verbarg. Er langte bey seinem Schloß an. Er erschrack, als er eine ungewöhnliche Stille, und an allen Bedienten Merkmahle der Traurigkeit wahrnahm. Was machet meine Gemahlinn? schrie er mit einer ängstlichen Stimme. In dem Augenblick, da er diese so sehnlich verlangte Gemahlinn zu umarmen hoffte, erschien ihm die Frau von R. Ihre Thränen weissagten ihm, was er zu befürchten hatte. Lebt sie? ist sie todt? schrie er mit einer Art von Raserey, indem er zugleich, ohne eine Antwort zu erwarten, nach dem Zimmer zulief, wo man ihm gesagt hatte, daß sie sich befinden sollte. Die Frau von R. hielt ihn auf. Sie sagte ihm alles, was sie ihm bey so einer Gelegenheit und bey der Größe ihres eigenen Schmerzens sagen konnte. Er war unfähig sie zu hören. Welcher trauriger Anblick für seine Liebe stellte sich ihm bey seinem Eintritt in das Zimmer dar! Seine

Ge-

Gemahlinn rang mit dem Tode, und schien nur noch so lange Athem zu holen, bis sie von ihm Abschied genommen hätte. So bin ich denn nur gekommen, Sie sterben zu sehen? schrie er voll der Verzweiflung. Diese zärtliche Gemahlinn, welche jede Viertelstunde nach ihrem lieben Grafen geseufzt hatte, erkannte ihn an der Stimme; Sie schlug ihre Augen auf. Ein einziger Seufzer entfuhr ihr. Sie drückte ihm die Hand, indem sie ihn mit einem Blicke voll Mitleid und Zärtlichkeit ansah. Leben Sie wohl! mein liebster Graf, sprach sie mit gebrochenen Worten. Hoffen Sie. Eine beßre Welt wird unsere Seelen auf ewig vereinigen. Sie gab durch Worte und Zeichen zu verstehen, daß man mich herbringen sollte. Man überreichte mich meinem Vater. Er schloß mich in seine Arme, und den ersten Kuß, den er mir gab, vermischte er mit seinen Thränen. Meine liebe Mutter hob ihre Hände auf, und machte eine Bewegung mit denselben, als wenn sie mich und ihn segnen wollte. Sie lächelte noch einmal und verschied. Es giebt eine gewisse Größe des Schmerzens, den man durch nichts als durch eine gewisse Fühllosigkeit auszudrücken fähig ist. Der Schmerz meines Vaters war von der Art. Diese liebe Gemahlinn, die ihn so viel Thränen bey ihrem Leben gekostet hatte, war nicht vermögend, ihm nach ihrem Tode einige Tage lang eine einzige auszupressen. Er war gegen alles, was um ihn herum vor-

gieng, unempfindlich. Die Frau von R., die durch ihre Standhaftigkeit und Gelassenheit sehr weit über ihr Geschlecht erhaben war, besorgte das Begräbniß meiner Mutter. Mein Vater kam nach einiger Zeit wieder von seiner Fühllosigkeit zurück. Verzweiflung, Klagen wider die Vorsicht, und hundert andere Unordnungen bestürmten ihn. Die Religion verließ ihn bey dieser Gefahr nicht. Sie heiterte seine Seele nach und nach auf. Sie unterstützte den Trost der Frau von R., womit sie ihn täglich aufzurichten suchte. Er kehrte von seinen Irrwegen zu seiner Gelassenheit wieder zurück. Ein zärtliches Andenken seiner Gemahlinn nahm die Stelle der Verzweiflung ein, mit der er sich bisher den Schlüssen der Vorsicht widersetzt hatte. Ich bin in der Erzählung der unglücklichen Liebe meines Vaters etwas weitläuftig gewesen. Ich habe sie unter seinen Papieren von ihm selbst aufgezeichnet gefunden, und ich habe geglaubt, daß ich sie ohne viele Veränderungen und Verkürzungen hier einrücken könnte, da sie einen wichtigen Einfluß in meine nachfolgenden Begebenheiten hat. Es ist nunmehr Zeit, daß ich selbst auf den Schauplatz auftrete. Mein Vater hatte sich von allen seinen Geschäfften los gemachet. Er glaubte, daß seine vornehmste Pflicht meine Auferziehung sey. Der Liebe zum Lesen und seinen Freunden waren seine übrigen Stunden gewidmet. Mit was für Entzückung verglich er oft

seine Einsamkeit mit dem lärmenden Geräusch des Hofs! Die Schmeicheley, die Verleumdung, die Verstellung, die Forcht, waren aus seinem glückseligen Aufenthalt völlig verbannt. Sein ganzes Leben war Ruhe. Ich mußte von Jugend auf um ihn seyn. So bald ich ihn verstehen konnte, nahm mich dieser zärtliche Vater auf seinen Schooß, die Pflichten der Religion und der Tugend in mein junges Herz einzuprägen. Der Hülfe des Himmels und dieser frühen Sorgfalt habe ich es zu danken, daß diese Pflichten niemals gänzlich aus meinem Herzen ausgetilget worden sind. Von wievielen Seiten wußte er nicht meinem kindischen Verstand das Liebenswürdige dieser Tugend begreiflich zu machen! Der Verlust meiner Mutter, ihr Bild, die Liebe, die er mir gegen sie beyzubringen suchte, beschäfftigten ihn nach diesem am meisten. Wie oft erneuerte er seine eigene Schmerzen, indem er mir ganze Stunden von ihr vorredete! Der Herr F. wurde zu meinem Hofmeister erwählt, ein Mann, der durch die Größe seines Herzens weit über den Stand, in dem er gebohren war, erhoben wurde. Seine Gelehrsamkeit war seiner Liebe zur Religion und Tugend gleich. Die Welt, die so viel Narren zu versorgen hat, hatte indessen noch nicht Zeit gehabt, seine Verdienste zu belohnen. Er war also in seinem vierzigsten Jahre noch frey genug von einer Versorgung, die Hofmeisterstelle bey meinem Vater an-

zunehmen. Trauriges Schicksal! Ein Mann, der der höchsten Ehrenstellen eines Landes würdig gewesen wäre, sah sich genöthiget, noch in der abnehmenden Hälfte seiner Jahre die elende Mühe, junge Leute zu ziehen, über sich zu nehmen. Sein einziger Fehler, wenn es wirklich einer war, war dieser, daß man ihn erst genau kennen mußte, ehe man ihn zu lieben anfieng, man mußte ihn aber auch lieben, wenn man ihn einmal kannte. Eine gewisse gleichgültige, bisweilen auch verdrüßliche Mine, die er mit in alle Gesellschaften brachte, verhinderte, daß man ihm nicht so gleich gewogen wurde, sobald man ihn sah. Tausend gute Eigenschaften lagen unter dieser Mine verborgen. Er war mehr der Freund meines Vaters als mein Hofmeister. Mein Vater glaubete, daß 800 Thaler nicht so wenig wären, die Mühe für die Bildung eines jungen und ungebändigten Herzens zu belohnen. Er hielt ferner dafür, daß es einem Edelmann keine Schande sey, wenn er so gut griechisch und lateinisch, als französisch verstünde. Ich trieb beyde Sprachen mit einem gleichen Eifer. Die Erlernung der Geschichte war meine vornehmste Beschäfftigung. Der Herr F. lehrte mich dieselbe als eine unerschöpfliche Quelle von Betrachtungen über die Religion, den Nutzen und Schaden der Länder und die menschlichen Leidenschaften nutzen. Welcher Schatz ist die Geschichte! sprach er öfters zu mir. Sie ist einem Staatsmann unentbehrlich, und jeder Privatperson nütz-

lich. Sie trägt bey der letztern eben so viel bey, wenn er sie mit Aufmerksamkeit studiret, sein Herz edler zu bilden, als sie bey dem erstern beytragen wird, ein Land glücklich zu machen, wenn er will. Ich verband das Lesen der alten Dichter und Philosophen mit der Geschichte. Ich fand an der letztern einen besondern Geschmack. Mein Vater glaubte, daß es nunmehr Zeit sey, mich zu andern Beschäfftigungen anzugewöhnen. Der größte Gelehrte ohne Lebensart, pflegte er öfters zu sagen, ist der lächerlichste, und ein Edelmann ohne dieselbe der verächtlichste Mensch. Es ist unterdessen gut, daß die Jugend allemal zu dem Schwersten zuerst angewöhnt werde, weil sie sonst über dem Leichtern und Angenehmern dasselbe vergessen kann. Ein junger adelicher Herr, der in seiner Kindheit schon gut tanzt, gut reitet, wird gemeiniglich eine sehr mittelmäßige Kenntniß von der Religion und den nützlichern Wissenschaften erlangen, da hingegen ein junger Edelmann, dem man in seiner Kindheit von diesen beyden letztern Stücken tüchtige Begriffe beygebracht hat, allemal noch Zeit genug übrig behält, dasjenige, was man Lebensart nennt, zu erlernen. Ich gieng also auf Befehl meines Vaters unter der Aufsicht des Herrn F. nach der Residenz, mich in demjenigen fest zu setzen, was man sich auf dem Lande nicht erwerben kann. Ich vergaß bey allen diesen Beschäfftigungen meinen Umgang mit den alten Schriftstellern nicht. Alle meine Neben-

stunden waren unter sie und einige wohlausgesuchte Freunde, die ich der Wahl des Herrn F. zu danken hatte, eingetheilt. Es hielt sich noch ein Graf von P. bey Hofe auf, welcher der Bruder meines Vaters war. Die Kaltsinnigkeit, die zwischen beyden herrschte, war Ursache, daß ich mich nicht bey ihm aufhielt. Die nahe Verwandschaft nöthigte mich, ihm bisweilen meine Aufwartung zu machen. Ich hatte es bereits ein ganzes Jahr lang sehr sparsam gethan, als ich an einem Tage hingieng ihn zu besuchen. Die Gräfinn, seine Gemahlinn, war mit ihrer einzigen Tochter eben von ihren Gütern, wo sie sich seit meiner Ankunft in = = aufgehalten hatten, zurück gekommen. Ich hatte sie noch niemals gesehen. Welch ein Veränderung empfand ich in mir, als ich meine liebenswürdige Muhme, die junge Gräfinn Carolina, zum erstenmal erblickte. Sie gieng ungefähr in ihr dreyzehntes Jahr. Ich bin kein Freund von Gemälden. Genug sie war schön, und vielleicht war sie es in meinen Augen mehr als in anderer ihren. Ich war nicht fähig, dasjenige recht zu unterscheiden, was in mir vorgieng. Mein ganzes Herz war in einer unruhigen Bewegung. Es schlug stärker als sonst. Ich nahete mich Carolinen mit einer gewissen Furchtsamkeit, der ich nicht gewohnt war. Es war, als wenn ich befürchtete, ihr zu mißfallen. Unsre Augen begegneten einander, und wir schlugen sie beyde zu gleicher Zeit nieder. Wie kurz

ward mir nicht der Besuch, denn ich abzustatten hatte! Ich verließ sie ungern. Mit Mühe unterdrückte ich einen Seufzer, der mir entfliehen wollte, als ich Abschied von ihr nahm. Woher kömmt doch alle diese Furchtsamkeit, diese Unordnung, sprach ich zu mir selbst, die ich noch nie bey mir wahrgenommen habe? Sollte der Anblick eines jungen Frauenzimmers so viel Gewalt über mein Herz haben? Wie viel habe ich ihrer nicht gesehen, ohne daß ich dieses gefühlt habe? Ich ward nicht ruhiger, da ich Carolinen verlassen hatte. Ich wünschte, sie wieder zu sehen, ohne daß ich die Ursache wußte, warum? Ich war verdrüßlich. Alle meine Philosophen, selbst Plato, waren mir eckelhaft. Herr F. merkte meine Unruhe. Ich gestand ihm, daß ich übel aufgeräumt wäre, aber ich konnte oder wollte ihm keine Ursache angeben. Das Bild von Carolinen war meine angenehmste Gesellschaft. Ich war bemüht, einen Namen für die Bewegungen, die ich für sie empfand, aufzusuchen. Alle meine Weltweisen waren nicht hinlänglich. Die Dichter schienen mir behülflicher in meiner Untersuchung zu seyn. Ich fand Spuren, ich argwohnte, ich erschrack, als ich dasjenige, was ich fühlte, mit dem Namen der Liebe bezeichnet fand. Meine Seele schämte sich für sich selbst. Wie? sagte ich, sollte dasjenige, was ich für Carolinen empfinde, Liebe diese Leidenschaft seyn, die mir Herr F. und andre weise Männer so häß-

lich abbilden? Beschreibt man mir nicht diese Liebe als eine Feindinn der Tugend. Und ist mir die Tugend weniger lieb gewesen, seitdem ich Carolinen gesehen habe? Nein! nein! Es ist bloß Freundschaft, was ich für sie fühle. Ich fühle sie nur in einem etwas stärkern Grade, als sie Herr F. und die andern Weisen gekannt haben. Kann ich dafür, daß mein Herz zärtlicher ist, als das ihrige? Ist nicht die Freundschaft das vortrefflichste Geschenk der Götter? Sollte ich dieses Geschenk weniger nutzen, als ich kann? Ich säumte nicht allzulange, einen neuen Besuch bey dem Grafen von P. abzulegen. Es schien mir, als wenn ich bey meiner schönen Muhme einige Freude über meine Ankunft wahrnähme. Welch Vergnügen für mich! Ich gieng zufriedner hinweg, als das erstemal. Ich und die Dichter wurden nunmehr bessere Freunde, als wir zuvor gewesen waren. Ich gieng noch weiter. Ich ward selbst ein Poet. Ich schrieb lauter Elegien. Die Liebe verlor alle Tage von ihrer Häßlichkeit in meinen Augen. Man hat mir sie von einer falschen Seite gezeigt, sprach ich. Was ist sie anders, als die feinste Gattung der Freundschaft. Herr F. nahm mit Erstaunen meine Veränderung wahr. Er hörte mich ietzt weit fleißiger von den Schönheiten des Horatz, als von den Lehrsätzen des Plato reden. Ich hatte so gar Verwägenheit genug, bisweilen seine strengen Grundsätze von der Liebe anzugreifen. Er sah sehr leicht die Gefahr ein,

die mich bedrohete. Alle seine Mühe war vergeblich, eine Leidenschaft zu ersticken, welche bereits allzuviel Gewalt über mich gewonnen hatte. Ich vermehrte meine Besuche bey dem Grafen, meinem Oncle, so viel nur der Wohlstand erlauben wollte. Ich errichtete Bekanntschaft mit dem Bruder der jungen Gräfinn, sie desto fleißiger sprechen zu können. Wie viel erduldete ich nicht von diesem ungestümen Gemüthe! bloß meiner Neigung nicht hinderlich zu seyn! Meine häufigen Besuche verriethen den Bewegungsgrund derselben. Der Graf von P. war ein viel zu heftiger Feind von mir und meinem Vater, als daß er mir dieses Vergnügen hätte gönnen sollen. Er gebot seiner Tochter, mir mit der strengsten Kaltsinnigkeit zu begegnen. Ich fand Carolinen traurig. Nach einigen Ausflüchten erfuhr ich das Geheimniß ihrer Traurigkeit. Die Liebe findet jederzeit Nahrung in demjenigen Zwang, den man ihr auflegt. Die unsrige wuchs nach demjenigen Grad der Mühe, mit dem man sie zu schwächen suchte. Diese Liebe hatte gleich anfangs eine schwere Prüfung auszustehen. Ich bekam einige Verdrüßlichkeit mit dem Bruder von Carolinen. Sie unterbrach allen Umgang mit der Familie meines Oncles. Was hatte nicht mein Herz auszustehen? Konnte es vergessen, Carolinen nicht zu sehen?

Meine Klagen waren der einzige Trost wider meine Schmerzen. Herr. F., welcher meine Liebe entdeckt hatte, stellte mir das Lächerliche meines

Leidenschaft in denjenigen Jahren, in denen wir uns befanden, auf das lebhafteste vor. Er zeigte mir, daß unsere Neigung wegen der Feindschaft beyder Häuser nothwendig fruchtlos seyn müßte. Niemals waren mir seine Vorstellungen abgeschmackter vorkommen. Alle meine Bemühungen giengen dahin, Carolinen zu sprechen. Tausend lächerliche Entwürfe machte ich hierzu. Mein gutes Geschick ließ mich sie endlich nach vieler vergeblichen Mühe bey einer von ihren Freundinnen finden. Wie viele zärtliche Dinge hatte ich ihr nicht zu sagen! Sie war nicht vermögend, die Freude zu verbergen, mich wieder zu sehen. Unsere Herzen überließen sich dem Gefühl ihrer Leidenschaft. Wir gestanden einander unsre Liebe, wir versprachen uns eine ewige Zärtlichkeit; und diese Zärtlichkeit machte mich kühn, mein Versprechen mit dem ersten Kuß, den ich Carolinen raubete, zu versieglen. Welche neue Entzückungen für meine Seele! Wir bedienten uns dieser Gelegenheit, bey der Freundinn der jungen Gräfinn uns noch verschiedenemal zu sprechen. Die Liebe machte uns vorsichtig. Niemand argwohnte unsre geheimen Zusammenkünfte. Das Glück, mich von Carolinen geliebt zu wissen, gab mir meine alte Gemüthsruhe wieder. Ich wartete alle meine Beschäfftigung mit der größten Genauigkeit ab. Ich betrog die Scharfsinnigkeit des Herrn F. Er glaubte mich zu der Zeit von meiner Leidenschaft völlig geheilt, da sie am heftigsten war. Wie wenig fähig sind wir, das

menschliche Herz unter allen seinen Verstellungen zu ergründen!

Die schlechten Umstände der Gesundheit meiner Großmuter, der Frau von R. nöthigten mich, meinen bisherigen Aufenthalt zu verlassen. Ich mußte abreisen, ohne von Carolinen Abschied nehmen zu können. Neue Schmerzen für mich! Die Frau von R. war schon todt, da ich ankam. Ich vereinigte meine Betrübniß mit der Betrübniß meines Vaters. Das Andenken ihrer Tochter wurde durch ihren Tod von neuem in uns lebendig gemachet, und wir opferten ihr neue Thränen auf. Ich blieb nach dem Tode der Frau von R. bey meinem Vater. Seine Zärtlichkeit, mit der er mich liebte, machte mir die Entfernung von Carolinen erträglich. Mein Vater, ich und der Herr F. lebten in der stolzesten Ruhe und Glückseligkeit, die man sich wünschen kann. Doch Ach! wie nahe war mir der Streich, der alle meine Glückseligkeit auf einmal zu Boden warf, wir wollten uns an einem schönen Morgen mit der Jagd belustigen. Mein Vater befahl seinem Kammerdiener, der ihm seit vielen Jahren unter allen seinen Bedienten am getreuesten gedient hatte, ihm einiges Gewehr, daß etwas hoch hieng, herunter zu langen. Der arme Johann gleitete aus, das Gewehr gieng loß, und traf meinen Vater. Die Wunde war tödlich. Der unglückliche Bediente bat mich mit Verzweiflung ihn zu tödten. Fast hätte ich in der Hitze seine Bitt,

erfüllt, wenn mir Herr F. nicht Einhalt gethan hätte. Man hinterbrachte meinem Vater, daß er kaum noch einige Tage zu leben hätte. Ich habe sterben gelernet, antwortete er ganz gleichgültig. So bald man ihn verbunden hatte, verlangte er den Johann zu sprechen. Dieser elende Bediente erschien mit allen Merkmahlen der äussersten Betrübniß. Ich selbst mußte Mitleiden mit ihm haben. Er fiel vor das Bette seines Herrn nieder, und seine Thränen hinderten ihn um Verzeihung zu bitten. Mein Vater redete ihm auf das freundlichste zu. Ich schenke euch 100 Dukaten für eure treugeleisteten Dienste, sprach er zu ihm. Ich lege das andere Hundert noch hinzu, um euch das Unglück zu ersetzen, das euch heute begegnet ist, und ich will, daß mein Sohn alle Gnade gegen euch behalten soll, die ich euch jederzeit bezeigt habe. Lernet durch die heutige Begebenheit vorsichtiger werden. Der arme Johann blieb von allen Gnadenbezeugungen seines Herrn ungerührt. Er dankte ihm ganz kurz für dieselben, und versicherte ihn, daß er sie nicht nöthig haben würde, da es unmöglich wäre, daß er einen so guten Herrn überleben könnte, an dessen Tode er Ursache sey. Er starb auch wirklich einige Zeit nach meinem Vater aus Gram, und sein letztes Wort war eine Bitte an mich, ihm zu vergeben. Mein Vater wandte sich sodann nach diesem Beyspiel seiner Großmuth und Gütigkeit zu mir: Ich habe die

Einrichtung nach meinem Tode bereits vor einigen Jahren aufgesetzet. Ein vernünftiger Mann muß bey einem so unsichern Leben, als das unsrige ist, es nicht erst bis zu einer Krankheit aufschieben, seine Angelegenheiten zu besorgen. Ausser 10000 Thalern, die ich dem Herrn F. bestimme, und einigen kleinen Vermächtnissen für meine Bedienten, lasse ich dir alles. Ich bitte GOtt in dieser meiner letzten Stunde, dir allen diesen Reichthum zu entziehen, wenn er dich lasterhaft machen sollte. Sey ein Christ, so wirst du niemals unglücklich seyn können. Fürchte dein eignes Herz als deinen gefährlichsten Feind. Bemühe dich, mein Sohn, ich bitte dich darum als dein Freund, daß dein glücklicher Vater dich wieder in der Ewigkeit als seinen Sohn umarmen möge. Er ließ alle seine Bedienten vor sein Bette kommen. Er lobte ihre Dienste, bestimmte ihnen einige Belohnungen, und vermahnte sie, fromm und redlich zu seyn. Ihr Schmerz war fast dem meinigen gleich, und sie verlohren auch wirklich an ihm eben sowohl als ich selbst ihren Vater. Mit jeder Viertelstunde, da seine Kräfte abnahmen, nahm seine Heiterkeit zu. Er redete von der nahen Vereinigung mit seiner Gemahlinn in einer gewissen Art der Entzückung, und mitten in dieser Entzückung, schlief er ein. Die Mine nach seinem Tode war eben die ruhige, die zufriedene Mine, die wir so oft an ihm gesehen hatten, wenn er am fröhlichsten war. Und also verlohr ich

in einem Alter, wo wir zwischen dem Scheideweg der Tugend und des Lasters mitten inne stehen, den besten Vater, da ich ihn am nöthigsten hatte. Wie viel hat mich sein Verlust gekostet! Auch noch jetzt, da ich dieses schreibe, sey ihm eine stille Zähre heilig, sein Grab zu segnen. Der Herr von D. ein Nachbar, ein Freund meines Vaters, und ein weitläuftiger Anverwandter meiner Mutter, war zu meinem Vormund von meinem Vater bestimmet worden. Man hielt ihn für den redlichsten Mann in der ganzen Gegend. Man wird aus dem folgenden sehen, ob er es wirklich gewesen ist. Ich setzte den Herrn F. in Erstaunung, als ich ihm durch meinen Vormund die Summe auszahlen ließ, die ihm mein Vater vermachet hatte. Er hatte noch nicht ein einziges Wort von dem ganzen Vermächtnisse gehöret. Ich hatte die größte Mühe von der Welt, ihn zu bewegen, es anzunehmen. Er gieng den ganzen übrigen Tag ganz tiefsinnig herum. Er kam den folgenden Tag auf mein Zimmer. In jedwedem Arme hatte er einige Säcke mit Geld angefaßt. Hier bring ich Ihnen ihr Geld wieder, rief er mit einer verdrüßlichen Mine. Wenn Sie nicht mein ärgster Feind seyn wollen, so nehmen Sie mir eine Last ab, die ich nicht tragen kann. Es ist nicht genug, daß sie mich gestern unruhig gemacht hat. Sie hat mir auch noch diese ganze Nacht meinen Schlaf geraubt. Nein! mein lieber Graf, meine Ruhe und mein Schlaf

sind mir lieber als 10000 Thaler. Alle meine Vorstellungen waren vergeblich. Ich mußte ihm versprechen, das Geld wenigstens so lange in Verwahrung zu nehmen, bis er jemanden gefunden hätte, der es nöthiger brauchte als er. Er that eine kleine Spatzierreise, um sich, wie er sagte, von den Martern zu erholen, die er ausgestanden hätte. Er kam traurig wieder zurück. Ich bin heute, sprach er zu mir, von dem schrecklichsten Auftritt, den ich jemals gesehen habe, Zeuge gewesen. Ein unglücklicher Kaufmann, dem die ganze Stadt das Zeugniß eines ehrlichen Mannes giebt, ward in das Gefängniß geführt, weil er dem leiblichen Bruder seiner Frauen einige 1000 Thaler nicht bezahlen konnte. Jedermann glaubte, daß die Betrügereyen dieses Bösewichts den ehrlichen Kaufmann arm und ihn selbst dadurch reich gemacht hätten. Der Kaufmann hat ehedessen auf Kosten eines Theils seines eigenen Vermögens seinen gottlosen Schwager von einer schändlichen Strafe befreyt, die ihm durch die Gesetze war zugesprochen worden, und die er nicht bezahlen konnte. Weder die Thränen seiner Schwester, die zu seinen Füßen lag, noch das Schreyen von sechs unerzogenen Kindern konnten diesen Barbar zum Mitleiden bewegen. Er überhäufte sie und ihren Mann mit den schimpflichsten Namen, die er selbst verdiente. Diese elende Schwester bat ihn nur um eine geringe Hülfe für ihre Kinder,

die sich seit einigen Tagen nicht hätten satt essen können. Der Unmensch stieß sie von sich. Ich zitterte, mich so nahe bey einem solchen Bösewicht zu befinden. Ich gab der Frau das Geld, so ich bey mir hatte, und kehrte, so geschwind als möglich war, voll Schrecken und Abscheu zurück. Lassen Sie uns die rühmlichste That ausüben, die wir in unserm Leben thun können. Lassen Sie uns die 10000 Thaler nehmen, eine elende Familie damit glücklich zu machen. Mein Herz fühlt schon voraus die Wollust, die der Lohn unserer Mühe seyn wird. Ich überließ dem Herrn F. die Ausführung der ganzen Sache. Wir fuhren sogleich nach der Stadt. Der gottlose Geizige erhielt die Summe, die man ihm schuldig war. Wir begaben uns sodann zu dem unglücklichen Kaufmann. Seine aufrichtige Mine war ein Zeuge von seinem redlichen Herzen. Er war unempfindlich gegen sein eigen Unglück, um das Unglück seiner Frau und seiner Kinder desto stärker zu fühlen. Wir kündigten ihm seine Befreyung an. Er taumelte wie im Traum und noch halb voll Ungewißheit zwischen uns nach seiner Behausung. Wir fanden seine Frau und ihre Kinder auf den Knien. So bald sie ihren Mann erblickte, flog sie mit einem heftigen Geschrey auf ihn zu. Sie schlossen einander in ihre Armen, sie küßten sich, sie benetzten einander mit ihren Thränen, ohne daß sie ein Wort zu sprechen fähig waren. Endlich kamen sie aus

ihrer fröhlichen Trunkenheit wieder zu sich. Herr F. gab ihnen das übrige Geld zu Verbeßerung ihrer Handlung, die ersten drey Jahre ohne, und die folgenden drey auf halbe Zinsen. Die Dankbarkeit dieser ehrlichen Leute war eben so groß, als die Wollust unsers eigenen Herzens. Welcher Triumph für dasselbe! die Freude, die Zufriedenheit, die Ruhe lachte aus jeder Mine des Herrn F. herfür. O daß doch die Menschen, rief er, die Glückseligkeit wohlzuthun genauer kennen lernten! Würde man sodann noch eine einzige Zähre des Elendes fließen sehen, ohne sie abzutrocknen? Was für ein großer, was für ein rühmlicher Tag, an dem man sich mit dem stolzen Gedanken zu Bette legen kann, daß man einen Menschen glücklich gemacht habe? Was sind alle Denkmäler unsrer Eitelkeit gegen den Anblick eines einzigen Menschen, der es uns dankt, daß er glücklich ist, und uns segnet, so oft er uns sieht? Hätte diese göttliche Tugend der Mildthätigkeit keine andere Belohnung als den Beyfall unsers eigenen Herzens zu hoffen, wie groß wäre nicht schon diese Belohnung für uns! Wir langten unter diesen Betrachtungen wieder zu Hause an, und Herr F. hatte nunmehr das Vergnügen, daß er ruhiger schlafen konnte. Die übrige Zeit der Trauer verstrich mir in der Gesellschaft des Herrn F. Ich ehrte ihn als meinen Vater, und liebte ihn als meinen Freund. Wie viel Mühe gab er sich nicht, meine unge-

stüme Hitze, meine Neigung zur Liebe, die sich sehr übel zu meiner Philosophie schickte, und meine falschen Grundsätze von der Ehre auszurotten. Er lobte mich wegen meiner wenigen guten Eigenschaften, ohne mich stolz zu machen, und strafte mich wegen meiner vielen schlimmern, ohne daß ich ihn hassen konnte.

Das Vorurtheil, daß man keine Art zu leben wissen könne, wofern man nicht Paris gesehen habe, war in den Zeiten meiner Jugend schon allgemein. Mein Vormund schlug mir eine Reise nach Frankreich vor. Kein Vorschlag hätte meiner heftigen Neigung zum Reisen angenehmer seyn können. Herr F. war übel damit zufrieden. Können unsre jungen Leute in ihrem Vaterlande nicht lasterhaft genug werden, daß wir sie noch nach Frankreich schicken? war er öfters gewohnt zu sagen. Sind sie in denjenigen Jahren, wo sie nichts als ihre Begierden zu hören fähig sind, vermögend, den Hauptendzweck ihrer Reise zu beobachten, Anmerkungen über die Charaktere der verschiedenen Völkern, ihre Regierungsarten, ihre Gebräuche zu machen, das Fehlerhafte dieser Völker einsehen, und das Gute derselben nutzen zu lernen? Warum sollte man kein rechtschaffener, kein nützlicher Mann werden können, ohne in Paris oder London einen Theil seines Vermögens verzehrt zu haben? Meine heftigsten Bitten konnten ihn kaum bewegen, mir Gesellschaft zu leisten. Es schien, als wenn ihm das

Unglück ahndete, das in Frankreich auf mich wartete. Seine Zärtlichkeit gegen mich bewog ihn endlich, daß er sich entschloß, mich zu begleiten. Meine Angelegenheiten nöthigten mich, ehe ich mein Vaterland verließ, noch einmal nach der Residenz. Je mehr ich mich diesem Orte näherte, je stärker wachte die Liebe gegen Carolinen in meinem Herzen wieder auf. Die verschiedenen Zerstreuungen, in welchen ich gelebet hatte, waren Ursache, daß ich selbst diese Liebe für weit weniger heftig hielt, als anfangs. Ich erfuhr das Gegentheil, als mir die Freundinn meiner Muhme hinterbrachte, daß ich dieselbe vor meiner Abreise nicht würde sprechen können. Ich sah nunmehr aus meiner Betrübniß, daß Caroline noch eben so unumschränkt über mein Herz herrschte, als in dem ersten Augenblick, da ich sie zu lieben angefangen hatte. Sie war auf ihren Gütern. Der Gedanke, sie vor der Abreise nach Frankreich gar nicht und hernach vielleicht nicht eher als in den Armen eines andern wieder zu sehen, war überaus quälend für mich. Ich nahm durch Hülfe ihrer Freundinn schriftlich Abschied von ihr. Eine zärtliche, eine besorgte Liebe sagte mir den Brief in die Feder. Wenig Tage vor meiner Abreise erhielt ich eine Antwort. Sie gestand mir, daß ihr Herz niemals ohne mich glücklich seyn würde. Ihr Brief schloß sich mit Klagen über ihr Verhängniß, welches ihr niemals erlauben wür-

de, dieses Glück zu genießen. Die Entfernung, oder vielmehr meine natürliche Leichtsinnigkeit, der Hauptzug meines jugendlichen Charakters, zerstreuete in mir gar bald die Betrübniß, die ihr zärtlicher Brief in mir rege gemachet hatte. Ich war zufrieden, daß sie mich liebte, und ich überließ der Zeit und meiner Liebe das übrige. Wir kamen zu einer Zeit in Paris an, da die Wollüste nicht mehr unter die Zahl der Laster daselbst gerechnet wurden. Herr F. glaubte, daß er mein Herz nicht genug wider den Eindruck dieser verderbten Sitten befestigen könnte. Alle Tage überhäufte er mich mit seinen Vermahnungen. Ich war viel zu stolz auf meine eigene Tugend, als daß mich diese Vermahnungen nicht endlich hätten beleidigen sollen. Mein Herz, welches noch nicht die Gelegenheit gehabt hatte, lasterhaft zu seyn, verdiente sich dadurch bey mir den Ruhm, daß es wirklich tugendhaft wäre. Was sind doch alle diese Vermahnungen des Herrn F. nöthig? murrete ich bey mir selbst. Kenne ich mein eignes Herz nicht? Sollte sich dieses Herz bis zu den Ausschweifungen der Laster erniedrigen können? Ein ungefährer Zufall verschaffte uns die Bekanntschaft des Herrn Worden, eines vornehmen Engelländers von Verdiensten. Er war älter als ich. Ich fand weit weniger Geschmack an ihm als Herr F. Ich verehrte bloß seine Tugenden, ohne daß ich ihn mit der Zärtlichkeit eines Freundes lieben konnte.

Seine beständige Traurigkeit, die einen innerlichen Gram zu verrathen schien, sein Abscheu vor allen Vergnügungen, seine Liebe zur Einsamkeit, seine ewigen Anmerkungen über den Leichtsinn und die Eitelkeit der Franzosen, waren mir eckelhaft. Gleichwohl war er der eifrigsté Christ, der redlichste Freund, und der vernünftigste Weltweise, und ich konnte ihn doch nicht lieben? Welche Thorheit, welche Schande für mein Herz! Ich fand weit mehr Reizungen in dem Umgange des jungen Marquis de la Roche. Er war jünger, aber weit leichtsinniger als ich. Seine Gesichtsbildung war schon einnehmend. Seine lebhaften, seine einschmeichelnden Gemüthsneigungen machten, daß er gefiel, so bald man ihn sprach. Er war der sorgfältigste Freund der Ergötzlichkeiten, und ein geschworner Feind der Geschäfften. Er wußte, daß der Mensch, der seine Güter besorgte, der größte Betrüger wäre, und doch ließ er ihn nicht von sich, weil er zweifelte, einen andern zu finden, der ihn eben so sorgfältig als dieser, auch der kleinsten Verrichtungen überheben würde. Sein Herz war durch die Wollüste völlig verderbt, dem ungeachtet war es durch eine gewisse Offenherzigkeit und Großmuth allemal noch liebenswürdig. Seine Religion war die Religion der Welt. Vielleicht hätte er die Tugend wirklich geliebet, wenn man sie ihn früh genug hätte kennen gelehrt. Der meiste Theil junger Leute vom Stande werden bloß

durch diese einzige Nachläßigkeit unglücklich gemacht. Er war es, der mir zuerst einen Geschmack an den Schauspielen, den Ergötzlichkeiten, und den Sitten seiner Landsleute beybrachte. Meine philosophischen Grundsätze waren der beständige Gegenstand seines Witzes. Er schwächte sie je mehr und mehr. Ich fieng an, mich ihrer zu schämen. Seine Gedanken wurden nach und nach die meinigen. Die Franzosen kamen mir von Tag zu Tag liebenswürdiger vor. Ich that noch mehr. Ich ward ihr Nachahmer, ohne das Lächerliche wahrzunehmen, welches mit dergleichen Nachahmungen nothwendig verbunden seyn muß. Herr F. sah die Aenderung, die der Umgang des Marquis bey mir verursachte, sehr wohl ein. Doch da er wirklich Verdienste besaß, da ich an seinen Vergnügungen nur sehr sparsam, und jederzeit ohne die geringste Ausschweifung Antheil nahm; so hielt er es vielleicht für zu streng, den Umgang mit ihm zu unterbrechen, so wenig er auch mit seinem ganzen moralischen Charakter zufrieden war. Ich hingegen war stolz auf mein Herz, daß es nicht so verderbt war, als des Marquis seins, und ich schrieb alles dasjenige auf die Rechnung meiner Tugend, was ich bloß der einzigen noch unüberwundenen Scham, eben so wollüstig als er zu seyn, hätte zuschreiben sollen. Wir hatten unsre Zimmer bey der Frau Laurence, einer reichen Kaufmannswittwe. Die Lebhaftigkeit, dieser vorzügliche

Charakter ihres Volks, machte sie noch in ihrem Alter zu der besten Gesellschafterinn von der Welt. Wir brachten manche müßige Stunde bey ihr zu. Sie bat uns einmal zum Abendessen, um die Ankunft ihrer Nichte, welche von Orleans nach Paris gekommen war, und sich einige Zeit bey ihr aufhalten sollte, begehen zu helfen. Ich sah Julien, so hieß ihre Nichte, und ich empfand eben die Unruhe, die ich fühlte, da ich Carolinen zum erstenmal sah. Darf ich nun wohl noch sagen, daß sie schön war? Sie besaß in ihrem sechszehnten Jahre einen Verstand, den man sich kaum in ihrem zwanzigsten von ihr versprochen hätte. Ihre Lebhaftigkeit, ihr Witz, ihre offenherzige Unschuld, die sie alle Augenblicke verrieth, und ihr schwarzes gefährliches Auge, das eben so geschwätzig war, als ihr Mund, waren für mein Herz allzu mächtige Feinde. Keinen Abend hatte ich noch annehmlicher zugebracht, als den gegenwärtigen. Die Munterkeit der Frau Laurence und ihrer schönen Nichte vereinigte sich mit der unsrigen. Wir scherzten, wir lachten, und der Freude allein war unser Herz offen. Wie schwer ward mir der Abschied von Julien! Ich verstand die heimliche Sprache meines Herzens mehr als zu wohl. Die Liebe hatte sie mich gelehrt, und diese war nicht mehr häßlich in meinen Augen. Ich bedauerte den armen Herr F. daß er nicht so scharfsichtig als ich war. Ich eröffnete der Neigung für Julien mein gan-

zes Herz. Wie ungestüm war nicht schon dieses Herz geworden!' Es wünschete mehr bey Julien, als es sich bey Carolinen zu wünschen unterstanden hatte. Ihr Charakter ließ mich hoffen, daß ich nicht unglücklich lieben würde. Mein Herz war schlau genug, die Aufmerksamkeit des Herrn F. zu betrügen. Zu der Zeit, da es sich am gleichgültigsten für Julien stellete, zitterte es vor Ungeduld, ihr seine Zärtlichkeit zu entdecken. Es suchte Gelegenheit, seine Geliebte allein zu sprechen, und diese schien diese Gelegenheit nicht zu fliehen. Ich rief alle meine Beredsamkeit zu Hülfe, ihr die Martern abzubilden, die ich für sie fühlte, und ich beschwor sie, Mitleiden mit mir zu haben. Armer Graf! unterbrach sie mich mit einer mitleidigen Mine, so viel haben Sie für mich ausgestanden? Warum haben Sie mir es denn nicht eher gesagt? Glauben Sie denn, daß ich so grausam bin, Sie für Liebe sterben zu lassen? Nein, nein! Sie lieben mich. Es ist billig, daß ich Sie wieder liebe. Ich umarmete sie voll Entzückung über meinen leichten Sieg, sie zu küssen. Welche Bestürzung für mich, als sie mich mit einer Art von Stolz zurück stieß. Sie wissen, sprach sie, was ich ihrem Stande und Sie meiner Tugend schuldig sind. Ich gestehe, daß ich Sie liebe. Schmeicheln Sie sich nicht, daß ich Sie auf Kosten dieser Tugend lieben werde. Es giebt eine Vereinigung der Seele, bey welcher nichts Körperliches

seinen

seinen Einfluß hat. Diese allein ist uns erlaubt. Nennen Sie solche Freundschaft, Liebe, wie sie wollen. Lassen Sie mich ihre Vertraute seyn, und sind Sie mein Freund, mein Geliebter, welcher Name Ihnen am besten gefällt. Wir wollen mit einander scherzen, lachen, uns freuen, und alle unsre Augenblicke sollen ein Gefühl der Freundschaft und des Vergnügens seyn. Wir wollen meine gute Tante Laurence und ihren finstern F. zu den Vertrauten unsrer Liebe machen. Vielleicht gelingt es uns, daß wir durch unser Beyspiel einen kleinen Theil der Zärtlichkeit in ihre erstorbene Herzen zurück rufen. Bilden Sie sich einmal das Vergnügen ein, wenn wir an dem einen Ende des Zimmers das Glück unsrer Freundschaft und Jugend in den vertrautesten Gesprächen genießen, und F. und Laurence uns an den andern vergeblich nachahmen werden. Dieses lustige Mädgen fuhr fort, den Entwurf von unserer Platonischen Liebe mit allem dem Witz, der ihr eigen war, auszuschmücken. Sie versicherte mich, daß die geringste Handlung von mir, so die Mine einer Beleidigung für ihre Tugend haben würde, alle ihre Freundschaft gegen mich in Verachtung verwandeln würde. So ausschweifend ihr Entwurf zu seyn schien, und so wenig mein Herz mit ihm zufrieden war, so willigte ich doch in denselben, da ich nichts bessers hoffen durfte. Nur die Ehre, den Herrn F. zu dem Vertrauten meiner Zärtlichkeit zu haben, verbat

ich. Ich kannte seine Grundsätze von der Platonischen Liebe. Er würde die unsrige in ihrer ersten Geburt erstickt haben. Ich entdeckte Julien meine Furcht. Gut! sprach sie, wir wollen seine Vorurtheile durch die Unwissenheit bestrafen, daß die Liebe noch weit edlere Schätze als die thierischen Vergnügungen für die tugendhaften aufgehoben hat. Wir machten kein Geheimniß aus unsrer neuen Gattung der Freundschaft gegen die Frau Laurence. Sie hatte zu meiner und ihrer Nichte Tugend und Philosophie so viel Zuversicht, daß sie ohne Bedenken ihre Einwilligung ertheilte. Sie versprach uns ihre Verschwiegenheit gegen den Herrn F. Wir nahmen in der Gegenwart dieses Aufsehers so viel Ernsthaftigkeit und Gleichgültigkeit an, als uns möglich war, und wir spielten die Platonischen Verliebten, so bald wir uns von seinem Joche befreyet hatten.

Einige Zeit verstrich uns in dem Genuß unsrer neuen Freundschaft ohne die geringste Veränderung. Wir sangen, wir spielten, wir theilten unsre Freuden, unsre Verdrüßlichkeiten, unsre Geheimnisse miteinander. Kurz, wir waren alle beyde nur ein Freund. Bey allem diesem Glück unsrer Freundschaft war mein Herz unzufrieden. Mitten unter den zärtlichsten Ausdrücken, da mir Julie, ohne zu erröthen, sagte, daß sie mich liebte, unter tausend kleinen Gefälligkeiten, wodurch sie mich zu vergnügen such-

te, unter den größten Vertraulichkeiten, die mir an der Seite eines Freundes mein Leben zur Wollust würden gemacht haben, seufzte mein Herz und fühlte, daß ihm etwas mangelte. Kein Kuß, keine Hoffnung der Liebe, kein einziger Blick der Sehnsucht und Zärtlichkeit war ihm erlaubt. Schrecklicher Zwang für mein Herz! Man sagte mir täglich, daß man mich liebte, und man schien es mir nur zu sagen, um mich zu quälen. Der Charakter von Julien war mir unbegreiflich. Unter einer freyen und oft allzufeurigen Art, zu reden, und zu handeln, war ein Herz verborgen, in welches die strengsten Begriffe von der Tugend eingeprägt waren. Es war zärtlich und mitleidig gegen den Freund, und stolz und unerbittlich gegen den Liebhaber. Sie gieng mit dem männlichen Geschlecht eben so gleichgültig um, als mit dem ihrigen, und ihr Witz und Verstand erhielten dasselbe in der Ehrerbietung, die es ihrer Tugend schuldig war. Man spottete fast über ihre Tugend, wenn man sie das erstemal sah, und man bewunderte dieselbe, wenn man sie zweymal gesehen hatte. Sie gestand mir selbst, daß ihr Charakter durch die Auferziehung, die sie gehabt hätte, wäre gebildet worden. Ihr Vater hatte ihr Herz am sichersten vor der Liebe zu verwahren geglaubet, wenn er sie von ihren ersten Jahren an, mit dem einen Geschlecht eben so vertraut, als mit dem andern umzugehen angewöhnte. Er hatte ihr einen Eckel

für der Liebe beyzubringen gesucht, indem er ihr auf der einen Seite die Vorurtheile und das Lächerliche der Liebe, und auf der andern das Erhabene und Liebenswürdige der Tugend und Freundschaft gezeiget hatte. Niemals hatte man ihr die Vorurtheile von der Schönheit, von der Vorzüglichkeit ihres Geschlechts, von einem lächerlichen Stolz gegen die Mannspersonen beyzubringen gesucht. Seine Lehren waren nicht ganz unnützlich gewesen. Sie hatten ihr Herz für der Eitelkeit, gefallen zu wollen, uud für tausend gefährlichen Waffen der Buhler sicher gemacht. Aber hatten sie mächtiger als die Natur seyn und es für der Liebe selbst sicher machen können! Ihre Zuversicht auf ihre Tugend und ihren Verstand, diese gefährliche und gewöhnliche Feindinn des schönen Geschlechts überredete sie, daß sie ihr Herz mit eben der Sicherheit in den Armen ihres Freundes als ihrer Freundinn ausschütten könnte. Der Zwang, den sie mir auferlegte, ward mir je mehr und mehr erträglicher. Ich fieng mit ihr über die Gränzen der Platonischen Liebe an zu zanken. Ich behauptete, daß selbst unter männlichen Freunden kein Freundschaft ohne Kuß vollkommen wäre. Sie widersprach mir anfangs heftig, nach und nach nachläßiger. Ich ward eine Unruhe bey ihr gewahr, die ich zuvor nie bey ihr gesehen hatte. Unsre Gespräche waren abgebrochen. Sie saß ganze Stunden in einem tiefen Stillschweigen begraben. Sie

schämte sich, wenn sie davon erwachte, und gleich darauf fiel sie wieder in dasselbe. Sie erröthete, wenn ihr Auge bisweilen dem meinigen begegnete, Sie seufzte, und die Entschuldigung ihrer Seufzer war sehr oft gezwungen. Ich ward so kühn, auf ihre Hand, die sie mir um den Hals geschlungen hatte, einen mehr als Platonischen Kuß zu drücken. Sie zog sie mit einem heftigen Verweis zurück, und nach wenigen Augenblicken lag sie am vorigen Orte. Ich verdoppelte mein Verbrechen, indem ich meine Lippen auf die ihrigen drückte, und ich wiederholte es noch oft, ehe mich ihr Zorn verhinderte. Ich fühlte, daß sie anfieng zu zittern. Verlassen Sie mich, Herr Graf! sprach sie, ich beschwöre Sie bey unsrer Freundschaft und Tugend; verlassen Sie mich. Sie riß sich aus meinen Armen loß, und verschloß sich in ihr Kabinet. Sie suchte vergeblich einige Thränen zu verbergen, indem sie mich verließ. Es vergieng eine ganze Woche, ehe ich sie zu sprechen bekam. Sie hütete sich, mich ohne die Gesellschaft ihrer Tante oder des Herrn F. zu sehen. Sie war niedergeschlagen und furchtsam, so bald sie sich einen Augenblick mit mir allein sah. Ich überfiel sie zu einer Zeit, da die Frau Laurence ausgegangen war. Sie erschrack, als sie mich sah. Ich beschwor sie mehr mit der Zärtlichkeit eines Liebhabers als eines Freundes, mir die Ursachen ihrer Kaltsinnigkeit in unsrer Freundschaft zu entdecken. Ach lassen Sie uns,

antwortete sie mit einem Seufzer, diese gefährliche Freundschaft aufheben. Ich zittre vor ihren Folgen. Ich bin sichrer gewesen, als ich hätte seyn sollen. Ich war nicht mehr Herr über meine Regungen. Ich drückte sie in meine Arme, und rächte mich für den Zwang, den sie mir angethan hatte. Sie bat, sie drohte, und ihr Auge widerlegte ihre Drohungen. Endlich redeten unsre Lippen die Sprache unsrer Augen. Wir sagten uns, daß wir uns liebten, und wir sagten es uns auf eine ganz andre Art, als wir es schon tausendmal gethan hatten. Was würde aus unsrer Platonischen Liebe geworden seyn, wenn uns nicht ein Geräusch zu uns selbst wieder zurück gebracht hätte! Es war Herr F. Wir errötheten bey dem Anblicke der Tugend. Er merkte unsre Verwirrung nicht, oder stellte sich, sie nicht zu merken. Ich sah Julien den folgenden Tag nur einen einzigen Augenblick in Gegenwart ihrer Tante. Sie verließ uns, so bald sie mir unbemerkt ein Papier in die Hand gesteckt hatte. Ich las folgendes darauf. Ich erschrecke vor dem Abgrunde, in den ich mich zu stürzen bereit gewesen bin, und ich danke der Vorsicht und dem Herrn F. mit Thränen, daß sie mich erretet haben. Grausamer Graf! wie können sie sagen, daß Sie mich lieben, da Sie meine Tugend verfolgen! Sehen Sie mich nicht eher wieder, bis ich es ihnen erlaube, und hoffen Sie diese Erlaubniß nicht eher, bis ich mein Herz zu seiner Pflicht zurück gerufen habe. Ich

fühlte eine gewisse Regung, da ich dieses Billet las. Ein innerlich Gefühl machte mir Vorwürfe. Sie waren mir unangenehm. Ich suchte sie zu ersticken. Kurz, ich siegte über mein Herz, und endlich über die Tugend der Julie. Nach vielen vergeblichen Netzen, die ich ihr gestellt hatte, erfuhr ich, daß sie auf einem Ball bey einer Hochzeit einer ihrer Freundinnen seyn würde. Ich mischte mich unter die Masken. Es war mir leicht, sie unter der ihrigen zu erkennen. Ich tanzte mit ihr. Ihr Herz, das für die Vergnügungen nur allzu fühlbar war, war lauter Freude. Ich gab mich ihr zu erkennen. Sie sah mich halb mit Schrecken, halb mit Vergnügen. Die Musik, der Tanz, die Freude, die allenthalben um uns herum schwärmte, erhitzte unsre Leidenschaften. Wir verließen die gute Tante Laurence und die Gesellschaft. Wir sanken in der Trunkenheit unsrer Begierden dahin, und wenige flüchtige Augenblicke kosteten uns eine Reue auf alle noch übrige Jahre unsres Lebens.

Julie floh mich mit Abscheu, als ihre Vernunft wieder zurück kehrte. Ihre Klagen, ihre Vorwürfe durchschnitten mein Herz. Es war noch nicht so in den Lastern verhärtet, daß es hätte unempfindlich seyn können. Ich suchte vergeblich, sie zu sprechen. Sie reiste nach einigen Tagen fort, ohne daß ich sie ein einzigesmal zu sehen bekam. Ihre Tante überreichte mir einen Brief von ihr. Ich schloß aus ihrer traurigen

Mine, daß sie um unser unglückliches Geheimniß wüßte. Der Brief war folgender:

Freuen Sie sich, Graf, oder wenn sie noch menschlich sind, und warum wünscht doch mein Herz, daß Sie es seyn möchten! so vereinigen Sie ihre Thränen mit den meinigen, daß sie mich elend gemacht haben. Doch ich Unglückliche! bin ich weniger als Sie Ursache, daß ich elend bin! In der Gesellschaft der Tugend, der Unschuld, und der Freude habe ich Sie zuerst erblickt, und in der Gesellschaft des Lasters, der Verachtung und meiner Thränen verlasse ich Sie. Schreckliches Geschenk, das ich ihrer Liebe, ihrer Zärtlichkeit gegen mich zu danken habe! Ich fliehe Sie, aber werde ich mich selbst und die Verfolgungen meines Gewissens fliehen können? Mein Stolz ist gedemüthiget, und die Zuversicht auf mein schwaches Herz gestraft worden. Daß ich Sie doch selbst in den Augenblicken, da meine beleidigte Tugend um Rache wieder Sie fleht, nicht hassen kann! Lassen Sie uns durch unsre Reue unser Verbrechen aussöhnen. Sie sind edel. Ich weiß, daß sie meine Schwachheit der Welt verbergen werden. Es ist Qual genug für mich, daß sie Gott, Ihnen und meinem Herzen bekannt ist.

Die Vorwürfe, die der Brief der unglücklichen Julie in mir rege machte, und der Schmerz, sie verlohren zu haben, vereinigten sich, mich zu

quälen. Ich verabscheute in dem einen Augenblick mich selbst, und in dem andern wünschte ich das noch einmal, was ich zuvor verabscheute. Ich bat vergeblich, mir ihren Aufenthalt zu entdecken. Ich ließ ihr durch die Frau Laurence meine Hand anbieten. Sie schlug solche großmüthig aus. Ich habe, schrieb sie ihrer Tante, mir nie durch meine Schande die Ehre erkaufen wollen, seine Gemahlinn zu seyn. Ich bin aus Schwachheit gefallen, nicht aus Ehrgeiz. Könnte ich ihn ein einzigesmal als meinen Gemahl umarmen, ohne auf die traurige Ursache zu gedenken, der ich diese Umarmung schuldig wäre! Würde die Welt, die so scharfsichtig ist, unsre Fehltritte zu entdecken, mich in seinen Armen sehen, ohne sich um die Art und Weise zu bekümmern, wie ich diese Ehre erlangt hätte? Und mit wie viel Verachtung würde sie mir begegnen, wenn sie erführe, daß mich das Laster zu dem Range einer Gräfinn erhoben hätte! Mein Verbrechen konnte dem Herrn F. nicht verborgen bleiben. Meine eignen Klagen entdeckten es ihm. Seine Verweise vermehrten die Martern meiner Seele. Er tröstete mich, als er sah, mit wie viel Reue ich zu der Tugend wieder zurück kehrte. Ach! weder er noch ich wußten, wie kurz diese Reue seyn würde. Ich schließe auf einige Zeit diese traurige Scene mit Julien. Ein Sohn war die Frucht unsrer unglücklichen Liebe. Man erzog ihn unter dem Namen le Blanc, dem Geschlechtsna-

men der Julie. Die Frau Laurence sorgte für seine Erziehung, ohne daß ich sie bewegen konnte, mir ihn zu überlassen. Julie begab sich an einen verborgnen Ort, wo die Pflichten der Religion und der Tugend ihre einzige Beschäfftigung waren. Man erlaube mir, daß ich zu dieser unglücklichen Begebenheit nur eine einzige Anmerkung für das schöne Geschlecht hinzu füge. Julie war wirklich tugendhaft. Dem unerachtet verlohr sie diese Tugend. Und wodurch? Durch ein Herz, welches durch das Vergnügen allzuleicht gerührt, durch die Zuversicht auf seine eigene Stärke zuoft betrogen, und durch die Vorurtheile der Auferziehung eingenommen wurde. Würde Julie in den ersten Tagen unsers Umgangs mich und sich des Lasters fähig gehalten haben, das uns wirklich übereilte? Sie vertheidigte ihre Tugend eine lange Zeit, und sie verlohr sie in einem einzigen Augenblick, da sie nicht wachsam genug gewesen war. Herr F. fiel einige Zeit nach diesem verdrüßlichen Zufall in eine gefährliche Krankheit. Herr Worden und ich verließen ihn nicht einen Augenblick. Dieser zärtliche Freund vergaß auf einige Zeit seinen eigenen Kummer, um für den Herrn F. allein besorgt zu seyn. Der Himmel schenkte uns endlich unsern F. wieder. Eine langwierige Mattigkeit blieb ihm noch von seiner Krankheit übrig. Ich überließ ihn der Sorgfalt unsers Wordens, und besuchte die Gesellschaften und die Schauspiele,

mich von der Unruhe zu erholen, die ich seit einiger Zeit ausgestanden hatte. Ich verdoppelte meine Bekanntschaft mit dem Marquis de la Roche. Er führte mich in die Gesellschaft des Chevaliers la Grange. Ich habe keinen liebenswürdigern Menschen jemals gekannt als den Chevalier. Sein Witz, sein Verstand, seine Sitten bezauberten mich. Seine gute Eigenschaften machten mir ihn zum Freunde, ehe ich seine Schlimmen kennen lernte. Wenn man einmal sein Freund war, so konnte man sich seine Großmuth und seine Redlichkeit versprechen. Wie edel wäre er gewesen, wenn er die Tugend und die Religion geliebet hätte! er war ihr Feind, und selten haben sie einen gefärlichern gehabt. Er war die Pest der vornehmsten jungen Leute zu Paris. Er gefiel ihnen durch seinen Umgang, und verderbte dafür ihr Herz durch seine Sitten. Seine Wollüste waren der einzige Gott, den er kannte. Alle seine guten Eigenschaften verschwanden, wenn sie ihm in seinen Ausschweifungen beschwerlich fielen. Er war eben so falsch und niederträchtig gegen das schöne Geschlecht, als er großmüthig und redlich gegen seine Freunde war. Sein Mitleiden war Grausamkeit, so bald es darauf ankam, ein junges Mädgen ihrer Tugend zu berauben. Sein eigener Vater, der Graf von = = war der würdige Lehrmeister seiner Laster gewesen. Er war im seinem Alter eben noch so ausschweifend, als er in seiner Jugend

gewesen war. Er hatte seinen Sohn sich gleich zu machen gesucht, und er hatte nur einen allzu gelehrigen Schüler gefunden. Der Vater war der Vertraute des Sohns, und der Sohn der Vertraute des Vaters. Sie hätten beyde einander nicht stärker lieben können, wenn sie tugendhaft gewesen wären. Ich habe niemals ohne Zittern an das klägliche Schicksal des Chevaliers und seines Vaters gedenken können. Warum muß doch ein großer Bößewicht allemal noch einige Eigenschaften haben, dadurch er gefällt! Würden die Laster viele Eroberungen machen, wenn diejenigen, die sie aussenden, uns zu verderben, nicht einige falsche Reizungen hätten, welche uns betriegen? Ich würde den Chevalier gehaßt haben, wenn ich ihn gleich anfangs als einen Feind seines Schöpfers und einen Spötter der Religion hätte kennen lernen. Ich lernte ihn als einen Menschen von Geschmack und Lebensart, als einen guten Gesellschafter, als einen zärtlichen Freund kennen, und ich liebte ihn. Die Vorurtheile hatten mich schon ihm zum Vortheile eingenommen, da sich seine bösen Eigenschaften nach und nach entwickelten. Ich zitterte das erstemal bey seinen Spöttereyen über Gott, die Unsterblichkeit der Seele und der Tugend. Ich ward sie nach und nach gewohnt, ich lachte über sie, und ich schrecklicher Mensch fieng endlich an zu glauben, daß sie wohl nicht alle ganz ungegründet seyn möchten. Es war mir unmöglich, allen Saamen der Religion, der in mein Herz ge-

streuet war, auszurotten. Allein ich wankte wenigstens bey demjenigen, was er bestritte, wenn ich auch das nicht glaubte, was er behauptete. Der Herr von Hauteville war das fünfte Mitglied unsrer Gesellschaft. Er war aus Dummheit das, was der Chevalier aus einer allzufeurigen und verführten Einbildungskraft war. Die Religion würde sicher für den Anfällen ihrer Feinde gewesen seyn, wenn sie alle dem Herrn von Hauteville gleich gewesen wären. Er war blos aus Begierde zur Weichlichkeit das, was er war, da es zugleich der Chevalier aus einem elenden Ehrgeiz war. Der Chevalier, sein Vater, der Marquis Hauteville, und ich errichteten eine genaue Freundschaft, wofern anders eine gemeinschaftliche Neigung, die uns zu den Ergötzlichkeiten hinriß, diesen Namen verdient. Wir eilten von einem Vergnügen zu dem andern, und genossen keines derselben ohne Eckel. In einem einzigen Monat erlangte mein Herz einen größern Grad der Vollkommenheit in den Ausschweifungen, als fast mehr als zwanzig Jahre ihm hatten Tugend beybringen können.

In wie viele Vergehungen, deren ich mich gar nicht fähig gehalten hätte, verwickelte ich mich bloß aus Gefälligkeit gegen meine Freunde! Der hauptsächlichste Fehler meines Herzens war eine allzu grosse Zärtlichkeit für das schöne Geschlecht und die Vergnügungen. Diese Zärtlichkeit ar-

tete sehr bald in Wollüste aus. Dennoch wußte ich es selbst nicht. Ich hielt es immer noch für Geschmack an der Liebe und dem Vergnügen. Die übrigen Laster begieng ich nur aus Gefälligkeit. Ich hatte von Natur einen kleinen Abscheu vor der Trunkenheit. Dennoch betrank ich mich bisweilen, bloß aus der Ursache, damit nicht der einzige Nüchterne in der Gesellschaft wäre. Es fehlte jemand zum Spiel. Es war genug, mir dieß zu sagen, wenn ich in Hazardspielen die wichtigsten Summen wagen, und mich oft nur durch mein gutes Glück von dem völligen Ruin errettet sehen sollte. Eine andere Menge Schwachheiten begieng ich oft, bloß aus dem einzigen Bewegungsgrund, weil ich es dem eingeführten Wohlstand zuwider hielt, sie nicht zu begehen. Ein inners Gefühl murrte bisweilen wider mich. Ich erstickte seine Stimme in einer beständigen Trunkenheit des Vergnügens. Meine Verstellung die Geschicklichkeit meines Kammerdieners, der mir ergeben war, und die Krankheit des Herrn F. verbargen nur eine kurze Zeit diesem Treuen Freunde die Gefahr, in die ich mich gestürzt hatte. Er erfuhr sie gar bald. Er bat mich mit Thränen, er beschwor mich bey der Asche eines geliebten Vaters, er mischte Drohungen unter seine Bitten. Worden, der zärtliche Worden, vereinigte seine Bitten mit den Bitten des Herrn F. Sie rührten mein Herz. Ich versprach ihnen, mich zu ändern, und ich brach mein Versprechen gleich

wieder den andern Tag. Ich war leider nicht mehr Herr über mich. Bin ich nur in der Welt! mich zubetrüben? rechtfertigte ich mich selbst. Warum bietet mir denn diese Welt Vergnügungen an? Verbinden mich die Vorurtheile des Herrn F. und des Herrn Worden, mich nach ihrem Eigensinn zu bequemen? Entweder ich habe nichts weiter zu hoffen, als das Leben, so ich wirklich besitze, und ich bin ein Thor, wenn ich einen Augenblick ohne Vergnügen vorbey streichen lasse; oder es wartet noch ein anders Leben auf mich, und es kann mich unmöglich deswegen bestrafen, daß ich das gegenwärtige genieße, weil ich kann. Eine gewisse Wohlanständigkeit und äußerlicher Glanz der Tugend, der unsre Handlungen bisweilen erhob, machten mir unsre Vergnügungen noch weniger tadelhaft. Ich will einen Zufall anführen, der uns einmal begegnete, und man wird sehen, daß unsre Herzen noch gut handeln konnten, wenn sie wollten.

Als wir uns einmal etwas spät von unsern gewöhnlichen Gesellschaften nach Hause begaben, trafen wir ein Frauenzimmer an, das aus Schwachheit nicht weiter forkommen konnte. Ihre Gesichtsbildung machte sogleich einen starken Eindruck auf uns. Unsre Reden gaben ihr zu verstehen, das wir unsre Ehre eben nicht in der Vertheidigung einer beleidigten Keuschheit zu suchen gewohnt wären. Ich weis nicht, was sie bewog, sich an mich zu wenden. Sie fiel

vor mir nieder, und bat mich auf das beweglichste um Erbarmung und Beschützung ihrer Ehre. Ihre Thränen siegten über unsre Neigungen. Ich und der Chevalier boten ihr unsern Schutz an. Wir wollten sie nach ihrer Wohnung begleiten. Sie bat uns um einen andern sichern Ort, wo sie diese Nacht zubringen könnte. Wir führten sie zu einer Anverwandtinn des Chevaliers. Sie folgte uns nicht ohne Zittern, daß wir unser Wort brechen möchten. Wir besuchten sie den andern Morgen. Die Entzückung, mit der sie uns ihre Danksagung abstattete, war mit nichts zu vergleichen. Ihre Bildung, ihr Herz, ihre Sitten, alles war edel an ihr. Sie erzählte uns ihr Unglück. Sie war die Tochter einer sehr schlecht bemittelten Leinwandhändlerinn. Der Sohn eines andern reichen Leinwandhändlers liebte sie mit eben der Heftigkeit, als sie ihn liebte. Ihre Armuth war die einzige Ursache, welche ihre Verbindung hinderte. Die Mutter dieses schönen Mädgens konnte ihre schlechten Umstände nicht länger ertragen. Sie that ihr Vorschläge, über welche die Tugend ihrer Tochter erstaunte. Die Klagen und die Verweise dieser letztern legten ihr bald ein Stillschweigen auf. Endlich hinterbrachte sie ihr, daß Lenoncourt, so hieß ihr Liebhaber, die Freyheit erhalten hätte, sie zu heirathen, und daß er sie diesen Abend besuchen würde. Die arme Angelike war kaum ihrer selbst mächtig vor Freuden. Sie putzte

sich so gut es ihre Armuth erlauben wollte. Sie zählte alle Augenblicke, daß sie ihren Lenoncourt würde herein treten sehen. Sie erinnerte ihre Mutter, daß endlich doch noch die Tugend belohnt würde. Mitten in ihrem unschuldigen Vergnügen erschien statt ihres Liebhabers ein ungeschickter Pachter. Er überlieferte ihrer Mutter, nach einigen närrischen Komplimenten, einen Beutel mit Gold, und gieng auf Angeliken zu, bey der er sich Freyheiten herausnahm, die sie in Erstaunung setzten. Sie rufte vergeblich bald ihren Liebhaber, bald ihre Mutter um Hülfe an. Diese barbarische Frau begieng die Grausamkeit, ihrer Tochter den Mund zuzuhalten, um ihr Geschrey zu verhindern. Sie war in der Gefahr, unter ihrem Unglück zu erliegen, als ihr getreuer Lenoncourt ihr zu Hülfe kam. Der Pachter mußte auf seine Vertheidigung bedacht seyn. Sie bekam dadurch Gelegenheit, zu entfliehen, kaum aber war sie fünfzig Schritte fortgelaufen, als sie bey dem obgedachten Orte, wo wir sie fanden, aus Schwachheit und Angst niedersank. Die Umstände dieses armen Mädgens waren wirklich beweglich. Zu ihrer Mutter getrauete sie sich nicht wieder zurück, und doch wußte sie weiter Niemanden, der sich ihrer angenommen hätte. Die Furcht, wie der Streit mit ihrem Geliebten und dem Pachter abgelaufen seyn würde, vergrößerte ihre Angst. Ich und der Chevalier baten sie, sich zu beruhigen, bis wir

wieder zurück kämen. Wir begaben uns unter dem Vorwand, einige Leinwand auszunehmen, zu den Aeltern des Lenoncourt. Wir erkundigten uns nach den Umständen der gestrigen Begebenheit. Sie waren so, wie sie uns Angelike erzählt hatte. Eine Tracht Schläge von dem zusammen gelaufenen Pöbel waren die Belohnung für die Bosheit des Pachters und der Mutter gewesen. Man war zu Paris nicht gewohnt, dergleichen Verbrechen härter zu bestrafen. Die Traurigkeit des jungen Liebhabers war uns ein Beweis von der Betrübniß über den Verlust seiner Geliebten. Wir lockten durch verschiedene Umwege aus den beyden alten Leuten das Geständniß heraus, da sie selbst eine Heirath zwischen ihrem Sohne und der Angelike würden gewünscht haben, wenn diese nicht von allen Mitteln völlig entblößt wäre. Wir boten ihnen 3000 Livers für Angeliken zum Brautschatz an, wenn sie ihre Einwilligung zu dieser Verbindung geben wollten. Wir erhielten sie ohne Schwierigkeit. Wir nahmen den jungen Lenoncourt in unsre Kutsche. Nachdem wir ihn in einem Zimmer, neben dem Zimmer der Angelike, verborgen hatten, kündigten wir ihr die Verbindung mit ihrem Liebhaber an. Sie machte uns Vorwürfe, daß wir über ihre Betrübniß spotteten. Wir fragten sie, ob sie ihr Glück lieber aus dem eignen Munde ihres Liebhabers hören wollte? Wir eröffneten die Thür, und Lenoncourt trat herein.

Welch angenehmes Schauspiel für uns war nicht die Bestürzung der liebenswürdigen Angelike, die verliebte Schüchternheit, mit der sich ihr Liebhaber ihr nahete, die Entzückung, mit der er ihr sein Glück entdeckte, und die tugendhafte Schamhaftigkeit, mit der sie sich seinen zärtlichen Umarmungen widersetzte! Wir wünschten heimlich so glücklich zu seyn, wie diese tugendhaften Verliebten; und ein Seufzer verrieth uns, daß unsre Herzen nicht werth wären, ein Vergnügen zu schmecken, welches die Tugend allein zu empfinden fähig ist. Dieses zärtliche Paar bezeigte uns mit den verbindlichsten Worten, die es finden konnte, seine Dankbarkeit. Nicht ein einzigesmal waren unsre Herzen mitten in dem größten Rausch der Wollüste so voll von Entzückung und Freude gewesen, als in diesen für uns so ruhmvollen Augenblicken. Keine Reue, kein heimlicher Vorwurf, sondern der Beyfall unsres Herzens machten unsre Freude vollkommen. O wie elend sind alle unsre lasterhaften Vergnügungen zusammen, gegen eine einzige, die uns für die Ausübung einer tugendhaften Handlung belohnt! Was für eine Gewalt müssen die Reize der Tugend über unser Herz haben! Selbst der Lasterhafte empfindet sie, wiewohl nur schwach, wenn er einmal von ungefähr vergißt lasterhaft zu seyn. Wir begiengen die Hochzeit des Lenoncourt und der Angelike wenige Tage darauf. Jeder Kuß, den sie sich gaben, war

mit einer Danksagung an uns verknüpft, und wir waren desto begieriger auf die Danksagung stolz zu seyn, je seltner sie uns war. Wir verließen dieses glückliche Paar in den Armen der Tugend und Liebe, und eilten zu unsern Begierden zurück. der Ruhm einer einzigen guten Handlung, welche wir noch dazu, wenn wir unpartheyisch urtheilen wollten, bloß einem natürlichen Triebe zum Mitleid, und einem verborgenen Ehrgeiz tugendhaft zu scheinen schuldig waren, ward gar bald von der Schande einer Menge Ausschweifungen verdunkelt.

Unter allem Geräusch der Wollüste, die um mich herumlärmten, genoß ich nichts weniger, als einer ununterbrochenen Zufriedenheit. Es gab gewisse Zwischenfälle, wo ich mir selbst unerträglich war. Meine Freunde, meine Vergnügungen, und ich selbst eckelten mir sodann. Diejenigen Jahre, da noch Unschuld und Tugend meine Begleiter gewesen waren, stellten sich mir bisweilen vor. Ich sahe sie, und ich seufzete. Die Bitten des Herrn F. und seines Freundes Worden unterhielten meine Unruhe. Ich verglich ihr Herz mit dem meinigen. Ich bemühte mich, Fehler an ihnen zu entdecken, und es kränkte meinen Stolz, daß ich keinen fand. Nur die Vorstellung eines künftigen Vergnügens beruhigte mich. Ich genoß es, und war sodann eben so unzufrieden, als zuvor. Vielleicht wäre ich nach und nach durch die Bemühungen meines F. und

meines lieben Wordens von den Irrwegen, auf welchen ich zum Verderben eilte, wieder zurück gezogen worden, wenn nicht der unglücklichste Zufall, der mir begegnen konnte, alle ihre Hoffnung vernichtet hätte. Vielleicht ließ mich die Gerechtigkeit des Himmels noch mehr Verbrechen begehen, um diejenigen desto schärfer an mir zu rächen, die ich schon begangen hatte.

Ich fuhr an einem Tage, da ich mehr als sonst übel aufgeräumt war, Gesellschaft zu besuchen, in das Gehölz von Boulogne. Der Verdruß, der mich begleitete, stellte mir meine eigne Häßlichkeit in den unangenehmsten Bildern vor. Ich that der Tugend neue Gelübde, und mitten unter denselben hörte ich Jemanden um Hülfe rufen. Ich fand an einem abgelegenen Orte ein junges Frauenzimmer in der kläglichsten Stellung. Sie kniete vor einem jungen Menschen, der in seinem Blute lag. Ich hätte nur halb so mitleidig seyn dörfen, als ich von Natur war, um von diesem Anblick auf das beweglichste gerührt zu werden. Sie bat mich mit Thränen, ihrem unglücklichen Bruder zu helfen, wenn es noch möglich wäre. Wir fanden noch Leben in ihm, und verbanden seine Wunden, so gut es seyn konnte. Wir hoben ihren Bruder in die Kutsche Sie war über das Unglück desselben ganz untröstlich. Sie legte sein Haupt auf ihren Schooß, damit er desto bequemer liegen möchte, und benetzte es mit ihren

Thränen. Ich befragte sie wegen ihrer unglücklichen Begebenheit. Sie erzählte mir, daß ein Rechtshandel sie aus Lion nach Paris getrieben hätte. Räuber, von denen sie hier wären überfallen worden, hätten sie und ihren Bruder in den unglücklichen Zustand gesetzt, in dem ich sie gefunden hätte. Ich bot ihr alle Hülfe an, die ich ihr zu geben fähig wäre, und sie nahm sie mit einer Art der Sittsamkeit und der Erkenntlichkeit an, die mich rührte. So bald wir an einem bequemen Orte angelanget waren, schickte ich nach einem Wundarzt. Er versicherte, daß die Wunde nicht tödtlich wäre, und daß die größte Gefahr von dem Verlust des Blutes zu besorgen sey. Der junge Mensch schlug nach dem Verband seine Augen auf. Ach Fanchon! seufzte er. Dieß war der Name seiner Schwester. Sie beantwortete diesen Seufzer mit einer Menge von Küssen, welche mir ein Beweis von der Zärtlichkeit für ihren Bruder waren. Ihre Liebe gefiel mir, und mein Herz, das sie bereits zu bewundern anfieng, ertheilte ihr dafür noch einen Lobspruch mehr. Ich druckte ihr 10 Louis d'or in die Hand, und verließ sie mit dem Versprechen, ihren Aufenthalt in Paris zu besorgen, und sie nach einigen Tagen abzuholen. Sie erröthete, über mein Geschenk, als ob sie sich über die traurige Nothwendigkeit schämte, es annehmen zu müssen. Die Art, mit der sie mir ihre Erkenntlichkeit bezeigte, vermehrte das vortheilhaf-

te Bild, das sich bereits meinem Gemüthe von ihr eingedrückt hatte. Ich kehrte zufriedner nach Paris zurück, als ich weggefahren war. Man kann also doch, sprach ich zu mir selbst, ein wenig ausschweifend in seinen Vergnügungen, und zugleich immer noch tugendhaft seyn. Haben die Ergötzlichkeiten mich unempfindlicher gegen das Unglück der Angelike und der Fanchon gemacht! Ich empfand indessen etwas, welches mir sagte, daß ich noch etwas mehr als Mitleiden gegen Fanchon fühlte. Es schien mir, daß ich weniger vergnügt seyn würde, wenn ich diese Hülfe ihren Bruder allein, und nicht auch zugleich seiner schönen Schwester erwiesen hätte. Ich erzählte dem Herrn F. den Zufall, der mir begegnet war. Er versagte niemals den Unglücklichen seine Hülfe und seine Thränen. Die Begebenheiten der Fanchon und ihres Bruders erweichten ihn. Wenn sie aufrichtig sind, so verdienen diese elenden Personen, daß Sie ihnen beyspringen. Allein mein lieber Graf, lernen Sie behutsam mit ihren Wohlthaten seyn. Man kann durch seine Freygebigkeit eben so strafbar, als durch seine Härtigkeit werden, wenn man sie dem Laster erweist, um es verstockter zu machen. Wir wollen nach Lion schreiben. Nehmen Sie sich unter der Zeit der Fanchon und ihres Bruders an. Sind sie unsrer Güte unwürdig, so wird es allemal noch Zeit seyn, sie durch Verachtung dafür zu bestrafen. Er gab mir Geld, und

ich und der Menschenfreund Worden besorgten die Wohnung und die übrigen Nothwendigkeiten für Fanchon und ihren Bruder. Der Liebenswürdige Worden! Seine traurige Mine heiterte sich das erstemal auf, da er Gelegenheit hatte, einem Unglücklichen Hülfe zu leisten. Er begleitete mich, Fanchon und ihren Bruder abzuholen. Die Heftigkeit, mit der ich alles besorgte, was dieselbe angieng, die Ungeduld, die ich hatte, sie wieder zu sehen, und die Freude, als ich nunmehr im Begriff war, sie nach Paris abzuholen, verriethen mir leicht, daß ich Fanchon liebte. Nur ihre Tugend beunruhigte mich. Ich wünschte, daß sie weniger tugendhaft seyn möchte, als sie zu seyn schien. Abscheulicher Wunsch! Wir fanden Fanchon bey dem Bette ihres Bruders in Thränen. Sie hielt die Hand dieses geliebten Bruders in die ihrige eingeschlossen. Sie drehte sich um, als sie uns kommen hörte, und kaum hatte sie uns erblickt, als sie kraftlos auf ihren Stuhl niedersank. Der Eifer, mit dem ich ihr beysprang, hätte dem scharfsichtigen Worden sehr leicht meine Liebe verrathen können, wenn er in einer geringern Verwirrung gewesen wäre, als er wirklich war. Er machte nicht die geringste Bewegung, der Fanchon zu Hülfe zu kommen. Die Angst, in der ich wegen Fanchon war, erlaubte mir nicht, seine übrige Bestürzung zu bemerken. Fanchon kam wieder zu sich. Sie schien einige Augenblicke nicht

Herr

Herr über ihre Bewegungen zu seyn. Endlich war sie es, und sie redete uns mit einer Mine voll Betrübniß und Gelassenheit also an: Wundern sie sich nicht, daß ich nicht fähig gewesen bin, Ihnen meine Schmerzen zu verbergen. Hören Sie meine Leiden, und ich hoffe, daß ich ihr Mitleiden verdienen werde. Ich und dieser liebe Bruder, den ich wie mich selbst liebe, waren gebohren, glücklich zu seyn. Die übereilte Liebe unsrer Mutter zu unserm Stiefvater machte uns elend. Die Grausamkeit desselben stieß uns nach dem Tode unsrer Mutter aus den Gütern, die uns zugehörten. Wir flohen mit einem kleinen Rest unsers Vermögens nach Paris, eine Gerechtigkeit daselbst zu suchen, die sich zu Lion unsern Feinden verkauft hatte. Räuber machten unser Elend vollkommen. Von allen Menschen, außer von ihnen nicht, mein Herr, (sie sah mich an) verlassen, von dem Tode dieses geliebten Bruders und von der schrecklichsten Armuth bedroht, von den Verbindlichkeiten, die ich Ihnen schuldig bin, überhäuft, und doch nicht fähig zu seyn, Ihnen dieselben zu ersetzen, o welche Martern sind das für ein Herz, wie das meinige! Worden saß unter der Zeit, da sie sich über ihr Unglück beklagte, immer noch in seiner vorigen Verwirrung. Er sah die Fanchon bisweilen mit einem Blick voll Zweifel und Mißtrauen an, erröthete, schlug die Augen nieder, und blickte sodann eben so furchtsam wieder nach

ihr als zuvor. Fanchon merkte seine Unruhe. Sie sah ihn oft mit einer gewissen Unerschrockenheit an, die ihn noch mehr in Verwirrung setzte. Die Art, mit der sie ihr Elend beseufzte, und die Frömmigkeit, womit sie selbiges ertrug, schienen ihn zu beruhigen. Er verlohr einige Thränen, er tröstete sie, und er ermunterte sie, sich auf unsre Hülfe zu verlassen. Sie antwortete auf seine Anerbietungen mit einer Art von bescheidener Zurückhaltung, die sie gegen die meinigen nicht beobachtete. Wir erkundigten uns nach ihrem Bruder. Er war so weit besser, daß er uns in wenigen Worten seiner Dankbarkeit versichern konnte. Die gute Art, mit der er es that, waren Merkmahle seiner guten Auferziehung. Der Wundarzt glaubte, daß man ihn ohne Gefahr nach Paris bringen könnte. Welche Freude für mich, als ich die Fanchon in den Besitz alles desjenigen setzte, was ich und Worden für sie besorgt hatten. Sie erstaunte über die Verschwendung unsrer Güte, wie sie es nannte. Jeder Beweis, den sie uns von ihrer Dankbarkeit gab, war zugleich ein Beweis von ihrer Tugend und Religion. Sie fiel nieder auf ihre Knie, und bat den Himmel mit den brünstigen Wünschen, uns zu segnen. Konnten wir noch an ihrer Gottesfurcht zweifeln? So wenig schmeichelhaft diese Eigenschaft meiner Liebe war, so sehr vermehrte sie meine Hochachtung gegen Fanchon. Ich vermahnte sie, ihren Proceß ohne

Sorge wegen der Kosten anzufangen, und ich verließ sie mit einem Herzen voll Bewunderung und Liebe. Worden war noch nicht ganz von seiner Zerstreuung wieder zu sich gekommen, nachdem wir die Fanchon verlassen hatten. Ich befragte ihn um die Ursache derselben. Er läugnete sie unter verschiedenen erzwungenen Ausflüchten. Ich nahm eine Kaltsinnigkeit wegen der Versorgung der Fanchon bey ihm wahr. Er redete von den Kosten, die sie verursachen würde, und von der Gefahr, betrogen zu werden. Seine Aufführung war ein Geheimniß für mich. Ich beschloß, zu versuchen, ob ich nicht von der Fanchon einige Erläuterungen erhalten könnte, die mir die Zurückhaltung des Worden verweigerte. Nach einigen geheimen Unterredungen des Herrn Worden mit dem Herrn F., fand ich diesen leztern weit nachläßiger in dem Mitleiden gegen Fanchon, als zuvor. Er tadelte die Heftigkeit, mit der ich mich ihrer annahm. Er glaubte, etwas mehr als Mitleiden darinnen zu erblicken, und er betrog sich nicht. Ich machte der Härtigkeit des Herrn Worden und des Herrn F. Vorwürfe. Sie vertheidigten sich mit Gründen; und diese würden mir vielleicht stark zu seyn geschienen haben, wenn ich unpartheyisch gewesen wäre. Ich begab mich den andern Tag so früh, als möglich war, zur Fanchon. Ich fand sie in einer gewissen Unruhe, die ich nicht vermuthete. Sie schützte die Krankheit ihres Bruders vor.

Nach einigen Umschweifen kam ich auf die gestrige Verwirrung des Herrn Worden. Ich gestand ihr, daß ich muthmaßte, daß sie ihn kennen müßte. Sie veränderte sich. Ich bat sie, mich von einer Ungewißheit zu befreyen, die mir die Hartnäckigkeit des Herrn Worden nicht hätte benehmen wollen. Nach den heftigsten Bitten, womit ich sie bestürmte, gestand sie mir, daß sie meinen Freund kennte. Sie beschwor mich zugleich, nicht weiter in sie zu dringen. Meine Neubegierde wurde dadurch noch mehr gereizt. Endlich gab sie nach, nachdem ich ihr zuvor auf das heiligste versprochen hatte, keinem Menschen dasjenige zu entdecken, was sie mir sagen würde. Ihr Freund, fieng sie nach einem tiefen Seufzer an, ist der größte Bösewicht auf dem Erdboden. Unter einer andächtigen Mine verbirgt er das schändlichste Herz eines Heuchlers und eines Wollüstigen. Ich habe ihn leider zu Lion kennen lernen. Nachdem seine Schmeicheley und Verstellung meiner Tugend vergeblich die gefährlichsten Nachstellungen bereitet hatte, so entführte er mich mit Gewalt und durch Hülfe eines seiner Freunde, der eben so lasterhaft als er war. Ich war ohne Rettung verlohren, das unglückliche Opfer ihrer Begierden zu werden, als ihr eignes Laster mich von der Gefahr befreyete. Sie veruneinigten sich, wer zuerst mich durch den Genuß seiner abscheulichen Lüste elend machen sollte. Worden wurde in die Seite, und sein Freund

in den Arm gestochen, und ich erhielt dadurch Gelegenheit, zu entfliehen. Ich habe ihn seit diesem verhaßten Zufall nicht eher als gestern wieder gesehen. Haben Sie nicht seine Erröthung, seine niedergeschlagenen Augen, seine Verwirrung bemerkt, so oft ich ihn mit derjenigen Freymüthigkeit, welche einer beleidigten Tugend allezeit eigen ist, ansah? Die Bestürzung, ihn wieder zu sehen, war die Ursache meiner Ohnmacht. Ich zittre, wenn ich bedenke, daß ich vielleicht seinen Versuchungen aufs neue bloß gestellt bin. Sehen Sie hier die wahre Ursache meiner Unruhe. Meine Tugend ist das einzige, das ich noch besitze. Ich beschwöre Sie, wofern Sie noch ein menschlich Herz haben, verbergen Sie diese Tugend vor ihrem grausamsten Feinde. Lassen Sie mich ihn niemals wieder sehen, und befreyen Sie mich von den fürchterlichen Gedanken, daß ich ihm in meinem gegenwärtigen Elend Verbindlichkeit schuldig seyn sollte. Verschweigen Sie endlich seine Laster. Die Menschenliebe befiehlt es Ihnen und mir. Nur die Größe der Pflichten, die ich Ihnen schuldig bin, hat mich bewegen können, sie ihnen zu entdecken. Die Erstaunung, in die mich die Erzählung der Fanchon setzte, überstieg alle Gränzen der Einbildung. Ich gieng träumend von ihr weg, ohne daß es mir möglich war, länger bey ihr zu bleiben. Was für ein Ungeheuer ist Worden! rief ich. Bin ich nicht die Tugend selbst gegen

ihn? Ich begehe Ausschweifungen, und bereue sie. Er scheint sie zu hassen, damit er sich desto unbemerkter ihnen widmen kann. Ich wünsche wenigstens tugendhaft zu seyn, wenn ich es nicht wirklich bin, und er stellt sich tugendhaft, damit er mit mehr Sicherheit die abscheulichsten Laster begehen möge. Ich war stolz auf mich, daß ich mir nicht so viel Niederträchtigkeiten als Worden vorzuwerfen hatte. Ich betrachtete auf der einen Seite mich selbst, und ich fand lauter gute Eigenschaften an mir, die ich loben konnte. Ich sah auf Worden, und ich fand nichts an ihm, das nicht Abscheu verdiente. Seine vorgegebene Menschenliebe und übrigen Tugenden waren eben so viel Züge in meinen Augen, welche seine Häßlichkeit vermehrten. Wie scharf sieht nicht unser Herz, wenn es die wahre Größe seiner eigenen Verdienste und der Gebrechen seines Nächsten bestimmen soll! Nicht der geringste Zweifel fiel mir ein, daß meinem Freund unrecht geschehen könnte. Die Person, die mir ihn so abscheulich abschilderte, die Art, mit der sie es gethan hatte, und hauptsächlich mein eigen Herz, dieß Herz, das nach dem Vergnügen dürstete, an denen die besser waren, als ich, Flecken zu bemerken, waren fähig genug, alle Zweifel von mir zu entfernen. Ich glaubte, daß ich nunmehr die Verwirrung des Worden, seine Kaltsinnigkeit gegen die Fanchon und seine Zurückhaltung erklären könnte. Ich war so gar sinnreich, hunderterley Umstände zu

finden, die mich in meiner Muthmaßung bestärkten. Ich zweifelte nicht, daß er den Herrn F. wider die Fanchon eingenommen hätte. Ich war einigemal im Begriff, ihm die Abscheulichkeit seines Freundes zu entdecken. Das Versprechen, so ich der Fanchon gethan hatte, und die Vorurtheile, die ich bey ihm zum Vortheil Wordens zu finden glaubte, verhinderten mich daran. Ich besuchte die Fanchon alle Tage, und jeden fand ich neue Ursache, sie zu bewundern und sie zu lieben. Ihre Sittsamkeit, die mit einer liebenswürdigen Einfalt verbunden war, ihre zärtliche Liebe für ihren Bruder, die Gelassenheit, mit der sie ihr Elend ertrug, und eine Menge andrer guten Eigenschaften machten die Krankheit meines Herzens von Tage zu Tage unheilbar. Die Ehrerbietung allein, die ich für die Strengigkeit ihrer Tugend hatte, konnte meine Begierden im Zaum halten. Dem ungeachtet kam sie mir täglich liebenswürdiger vor. Wie viel stand ich nicht aus, um ihr nicht zu mißfallen! Was für ein mächtiger Schutz kann nicht eine äußerliche Strengigkeit der Sitten für ein Frauenzimmer seyn, auch gegen Liebhaber, bey denen die Blödigkeit eben nicht ihr Hauptfehler ist! Ich, der ich Julien gleich den andern Tag sagte, daß ich sie liebte, ließ Monate verstreichen, ehe ich es wagte, der Fanchon zu gestehen, daß ich mehr als Ehrerbietung für sie empfände. Die Gesundheit des Constanz, ihres Bruders, besserte sich

mit jeder Stunde. Ich glaubte Verdienste an ihm zu finden, ihm meine Freundschaft zu schenken. Er bemühete sich, sie mit der größten Aufmerksamkeit zu verdienen. Seine Mühe gefiel mir, und ich liebte ihn doppelt dafür. Fanchon bat mich auf das beweglichste, ihr noch das einzige Merkmahl von meiner Gewogenheit zu ertheilen, und ihre Wohnung zu verändern. Sie gestand mir, daß sie sich niemals für sicher halten würde, so lange Worden ihren Aufenthalt wüßte. Ihre Bitte war ein Befehl für mich. Ich führte sie und ihren Bruder ganz heimlich nach St. Germain. Alle ihre Reize schienen sich zu verdoppeln, als sie nunmehr nichts weiter zu befürchten hatte. Ich fragte sie, ob sie ihren Proceß angefangen hätte? Sie antwortete mir: daß sie nicht hoffen dürfte, jemals etwas von ihrem eingebüßten Vermögen zu erhalten, da ihnen die Kosten mangelten, ihr Recht zu suchen. Sie sind so gütig gewesen, fuhr sie mit Thränen fort, uns Ihre Hülfe anzubieten. Können wir so undankbar seyn, noch die Verbindlichkeiten zu häufen, die wir Ihnen bereits schuldig sind? Nein! ein Kloster ist die einzige Zuflucht, die uns noch übrig ist, und ich bitte nur noch einige Tage um Ihre Gütigkeit, bis die Gesundheit meines Bruders völlig hergestellt ist. Das Wort Kloster war ein Schrecken für mich. Ich verschwendete alle meine Beredsamkeit, ihren Entschluß zu unterbrechen, und ich zwang sie recht 50 Louis d'or, die ich bey mir hatte, anzuneh-

men. Sie nahm sie nicht eher an, bis ich eine von ihrem Bruder und ihr unterschriebene Obligation zu mir gesteckt hatte. Aber wenn wir unsern Proceß verlieren, wer wird Ihnen so dann die vorgeschossene Summe ersetzen? fragte sie mich traurig. Ihre ‥ Freundschaft, antwortete ich in einem Tone, der ihr die Begriffe erklären konnte, die ich hier mit dem Wort Freundschaft verband. Ich fuhr bey der ersten Wohnung der Fanchon vorbey, als ich von St. Germain zurück kehrte. Ich sah Worden ganz tiefsinnig aus dem Hause, wo Fanchon zuvor wohnte, heraus kommen. Dieser Umstand vermehrte den Verdacht, den ich wider ihn hatte. Ich pries Fanchon und mich glücklich, daß ich sie vor ihm in Sicherheit gebracht hatte. Haben Sie die Fanchon gesprochen? redete er mich mit einer geheimnißvollen Mine an, als er sich einige Augenblicke nach mir bey dem Herrn F. einfand. Ich beantwortete seine Frage mit einem kaltsinnigen Nein. Sie hat ihren Aufenthalt verlassen, fuhr er fort, und eine Menge von Umständen berechtigen mich, Ihnen ohne Beleidigung der Menschenliebe die Zweifel zu entdecken, die ich mit Fleiß bisher vor Ihnen verborgen habe. Diese Fanchon ist unfehlbar das schändlichste Weibsbild von der Welt. Preisen Sie die Vorsicht mit mir, die uns ihren Netzen entrissen hat. Traurige Begebenheiten haben mich genöthiget, mein Vaterland zu verlassen, und mich einige Zeit zu

Livorno aufzuhalten. Die Anverwandschaft und andre Umstände errichteten daselbst zwischen dem Lord R. und mir einen genauen Umgang, unerachtet unsrer verschiedenen Denkungsart. Er unterhielt eine junge Italiänerinn, Olympia, als seine Beyschläferinn. Man konnte keinen Umgang mit ihm haben, ohne zugleich diese schändliche Person kennen zu lernen, da er sie vor seinen Freunden gar nicht verborgen hielt. Ich hatte das Unglück, dieser lasterhaften Creatur zu gefallen. Sie gab mir durch die unverschämtesten Wege ihre Wünsche zu verstehen. Ich bestrafte sie mit der Verachtung, die sie verdiente. Ihre verachtete Liebe ward Rache. Es fiel ihr leicht sich der Schwäche des Lords zu bedienen, und mich durch die schändlichsten Verleumdungen zu beschuldigen, daß ich ihm sie habe rauben wollen. Der Lord überfiel mich in der ersten Hitze mit dem Degen, und brachte mir einen Stich in die Seite bey, ehe ich wußte, wodurch ich ihn beleidiget hatte. Ein Stich in den rechten Arm, dadurch ich ihn wehrlos machte, rettete mir mein Leben. Ich schickte ihm, nachdem ich geheilt war, eine schriftliche Vertheidigung zu, die mich, wenn seine Vernunft nicht völlig verderbt war, bey ihm rechtfertigen mußte, und verließ Italien, um mich der Rache eines wollüstigen Weibes und der Hitze ihres verblendeten Liebhabers nicht länger bloß zu stellen. Urtheilen Sie von meiner Bestürzung, als ich in der Person der Fan-

chon alle Züge, ja selbst die Stimme der Olympia wahrnahm. Nur die Ernsthaftigkeit und Tugend der Fanchon, nebst der Wahrscheinlichkeit, daß sie eine Französinn sey, verursachte mir Ungewißheit. Ich befürchtete mich zu irren. Ich verwies mir die Ungerechtigkeit gegen die Fanchon. Ich erröthete darüber, und dennoch, so oft ich sie ansah, so oft ich sie hörte, kam ich zu meiner ersten Muthmaßung zurück. Da ich selbst ungewiß blieb, so verbarg ich ihnen meine Zweifel, um nicht die Ehre eines vielleicht tugendhaften Frauenzimmers zu beleidigen. Ich entdeckte sie bloß dem Herrn F. Briefe von Lion, welche nichts von der vorgegebenen Begebenheit der Fanchon wissen wollen, haben ihn von neuem rege gemacht. Ich gieng hin, ihr ohne Umschweif den Verdacht zu eröffnen, den ich wider sie hatte. Ich fand sie nicht, und ihre Flucht hat mich von der Gewißheit meiner Muthmaßung überzeugt. Da sie mich erkannt hat, so hat sie unfehlbar an dem glücklichen Ausgange ihres Betrugs verzweifelt. Ich behielt bey dieser Erzählung zum größten Erstaunen des Herrn F. und Worden alle meine Gleichgültigkeit. Das Gemälde, welches mir Fanchon von Worden gemacht hatte, ließ mich nicht zweifeln, daß dieses die gröbste Verleumdung sey, durch die sich seine Bosheit an der Tugend dieses unglücklichen Mädgens zu rächen suche. Seine Erzählung, die mir voll lauter abgeschmackte Widersprüche zu seyn schien, half

nichts weiter, als daß sie meinen Abscheu gegen ihn vermehrte. Was für Unsinn, die Fanchon zugleich zur Französinn und zur Italiänerinn zu machen! Welche Aehnlichkeit zwischen ihrem und dem Charakter der Olympia! Diese und noch viele andre Gründe machten mir Wordens Erzählung verdächtig. Ich war im Begriff, ihm die Abscheulichkeit seiner Verleumdung vorzuhalten. Doch ich hielt ihn für unwürdig, mich mit ihm zu überwerfen. Die Verachtung schien mir die billichste Strafe für ihn zu seyn. Ich antwortete ihm kaltsinnig, daß man eben so leicht eine Person für die andre ansehen, als man bisweilen den größten Heuchler und Bösewicht für den tugendhaftesten Menschen halten könnte. Ich verließ ihn, um mich von der Beschwerlichkeit seiner Gesellschaft zu befreyen. So bald ich die Fanchon sprach, entdeckte ich ihr die Bosheit des Worden. Sie hörte sie an mit einer Gelassenheit, welche die Hochachtung verdoppelte, die ich bereits für ihre Tugend hatte. Sie seufzte bloß bey dem Beschluß meiner Erzählung, und bat den Himmel, ihrem Verleumder dieß schrecklichste Laster zu verzeihen, das er hätte begehen können. Sie drang mit mehr Heftigkeit in mich als sonst, ihr zu erlauben, in ein Kloster zu gehen, dem einzigen Ort, wo sie vor dem Laster sicher seyn könnte. Ich widersetzte mich eben so heftig, als sie mich bat. Einige Verrichtungen nöthigten sie und ihren Bruder aus dem Zimmer. Die Neu-

gierigkeit trieb mich an, mich unter ihren Sachen umzusehen. Ich fand in einem Kästgen einen noch ungesiegelten Brief, der von der Hand der Fanchon an den Herzog von Ch. überschrieben war. Der Name des Herzogs von Ch., eines der größten Sklaven der Wollüste, setzte mich in Erstaunen. Alle vortheilhafte Bilder von der Tugend der Fanchon verschwanden. Ich zitterte, indem ich ihn eröffnete. Es war ein andrer Brief des Herzogs an die Fanchon in demselben eingeschlossen. Ich las sie beyde, und ich legte sie mit einer Ehrerbietung für dieses Mädgen wieder hin, die ich für eine Prinzeßinn nicht würde gefühlt haben. Der Herzog gestand ihr in dem seinigen, daß er von ihrem Unglück wüßte, sie gesehen habe, und sie anbetete. Er bot ihr 60000 Livres jährlichen Gehalt an, wenn sie ihn durch ihre Umarmungen glücklich machen wollte. Sie antwortete ihm ganz kurz: Ich bin unglücklich aber nicht lasterhaft geworden. Meine Seele ist über alle Ihre Anerbietungen erhaben. Großmuth und Mitleiden haben bisher meine Tugend vor dem äußersten Mangel geschützt, und der Himmel wird sie weiter schützen.

Meine Entzückung, mit der ich Fanchon sah, wuchs täglich. Sie belohnte meinen Eifer um sie mit der zärtlichsten Freundschaft, bey der ich mich würde glücklich geschätzt haben, wenn ich nichts weiter gewünscht hätte. Ihr Bruder besaß eben so gute Eigenschaften wie sie. Ein gu-

ter Geschmack, eine gewisse Munterkeit, und die Kunst zu gefallen, machten mir ihn angenehm. Er trug die Kleidung eines so genannten Abts, und seine Art von Gelehrsamkeit schickte sich sehr wohl zu seinem Stande. Da ich vor dem Herrn F. meinen Umgang mit der Fanchon geheim hielt, und mich stellte, als wenn mir ihr Aufenthalt völlig unbekannt wäre, so hatte ich weiter kein Recht, ihm Geld zur Verpflegung dieses Mädgens abzufordern. Gleichwohl erforderten der Proceß der Fanchon und ihre Bequemlichkeiten ziemliche Summen. Die Sparsamkeit in meinen übrigen Ausgaben, das Glück im Spiel, und meine guten Freunde, die mir ohne Bedenken Geld vorschossen, halfen mir aus der Verwirrung, die mir dieser Umstand verursacht haben würde. Ich opferte mit Vergnügen meine eigene Bequemlichkeit der Fanchon auf, ohne daß eine einzige gute Aussicht meiner Liebe schmeichelte. Nach einigen Monaten, da ich heimlich geseufzt hatte, wagte ich es, ihr das zu gestehen, was mein Herz nicht länger verschweigen konnte. Constanz war gegenwärtig. Ich glaubte, daß ich mich in seiner Gegenwart nicht binden dürfte. Sie hörte mich, mit niedergeschlagenen Augen. So groß die Verbindlichkeiten gegen Sie sind, redete sie mich an, so sind sie doch zu schwach, daß ich ihnen die Betrübniß verbergen sollte, die mir Ihre Liebe verursacht. Ach! Herr Graf, verlassen sie ein undankbares Mädgen, daß Ihnen

für alle ihre Güte den Lohn nicht geben kann, noch will den Sie verlangen. Kommt, mein lieber Buder, fuhr sie gegen den Abt fort, laßt uns, eine Tugend suchen, die weniger eigennützig ist. Sie stund wirklich auf, und ergriff Constanzen bey der Hand, als wenn sie fortgehen wollte. Ich that alles, was eine thörichte Liebe bey dergleichen Fall thun kann. Ich warf mich zu ihren Füßen, ich beschwor sie, mir zu verzeihen, und ich versprach ihr, alle meine Liebe in die Gränzen der zärtlichsten Freundschaft einzuschränken. Sie ließ sich mit vieler Mühe durch meine und ihres Bruders Bitten besänftigen. Ich versuchte wirklich mein Herz zu bestreiten, aber ach! ihr Bild bekleidete mich zu allen Ergötzlichkeiten, durch welche ich meinen Verdruß zu tödten suchte. Vielleicht hätte eine der schrecklichsten Begebenheiten in meinem Leben, von der ich ein Zeuge war, darzu gedient, mich nach dem Beyspiel der Fanchon tugendhaft zu machen, wenn nicht sie selbst alle diese Besserung meines Herzens vernichtet hätte.

Ich hatte seit der Zeit, da ich dieses Mädgen hatte kennen lernen, sehr selten den Chevalier und seine übrigen Freunde besucht. Da meine Liebe so unglücklich bey der Fanchon war, so suchte ich meine alten Freunde wieder auf, um in ihren Armen meine Schmerzen zu vergessen. Allein, wie erstaunte ich über die Veränderung des Chevalier! Alle seine Lebhaftigkeit und sein

Witz hatte sich in Seufzer und ein niedergeschlagenes Wesen verwandelt. Mitten unter dem Genuß unsrer größten Vergnügungen sank er in eine tiefe Melancholie hin, aus der ihn weder der Spott, noch die Ermunterungen seiner Freunde erwecken konnten. An einem Tage, da er trauriger als sonst war, beschwur ich ihn bey unserer Freundschaft, mir seinen Kummer zu entdecken. Er gestund mir ihn. Ich seufzte bey der jungen Marquise von * *, sprach er zu mir. Ich ward erhört unter dem Versprechen sie zu heirathen. Sie wissen meinen unüberwindlichen Abscheu vor der Heirath. Sie wissen, daß die Marquise kein Vermögen weiter besitzt, als ihre Schönheit, und daß, da ich gleichfalls der jüngste von meinen Brüdern bin, mir, wenn ich ja heirathen sollte, die Hoffnung, durch eine vortheilhafte Verbindung mein Glück zu machen, den Abscheu davor verringern muß. Sie können also leicht denken, daß mein Versprechen nicht aufrichtig gewesen ist. Ich ward ihrer müde, so bald ich nichts mehr zu wünschen übrig hatte. Die Marquise drang stärker in mich, je stärker sie die Wirkungen unsers Vergnügens spürte. Sie begab sich, ihre Schande zu verbergen, nach Chantilly. Ich entdeckte ihr endlich, daß es mir unmöglich wäre, sie zu heirathen. Sie ist das ehrgeizigste Frauenzimmer von der Welt, und ich weiß, daß sie mich mit viel Zärtlichkeit liebet. Meine Untreue gegen sie

blieb ihr nicht lange verborgen, sie bestürmte mich mit Klagen. Ich spottete anfangs über ihre Verzweiflung. Eine Liebe zu ihr, die nach und nach wieder aufwachte, und ihre Briefe haben meine Spötterey in Unruhe verwandelt. Mein Herz ist seit einigen Wochen ein Kampfplatz der Liebe für die Marquise, und aller der Neigungen, die sich dieser Liebe widersetzen. Ein Brief von ihr: der alle übertrifft, die ich bisher von ihr erhalten habe, hat heute meine Traurigkeit vermehret. Er gab ihn mir. Ich fand die Sprache des Ehrgeizes, der Zärtlichkeit und der Verzweiflung in einer wunderlichen Mischung darinnen ausgedruckt. Ich habe nach dem Tode des Chevaliers Gelegenheit gehabt, ihn abzuschreiben. Ich rücke ihn also ein, und ich zweifle nicht, daß er den Abscheu eines jeden Frauenzimmers, das für ihre Ehre und Glückseligkeit besorgt ist, gegen unordentliche Leidenschaften vermehren wird.

„Ich fühle, daß meine Schande mit jedem Augenblick näher heran rückt. Der Tod wird barmherziger als Sie seyn, mich ihr zu entziehen. Vielleicht sind mir nur noch wenige Stunden bis zu ihm übrig. Ich will alle Augenblicke derselben darzu anwenden, Sie und mich zu verabscheuen und zu verfluchen. Undankbarer! Barbar! Bösewicht! was für Namen muß Ihnen diejenige beylegen, die Sie sonst ihr Leben, ihr Vergnügen, ihre Glückseligkeit, ihren göttlichen

Chevalier zu nennen gewohnt war. Sie haben mich verachtet, mich, die ich ihnen meine Liebe, meine Ehre aufgeopfert habe? Kann ich das ausstehen? Ach Chevalier! auch noch itzund, da ich Sie hasse, wünsche ich, daß ihr Herz entweder weniger liebenswürdig oder empfindlicher seyn möchte. Eitler Wunsch! Ich weis, daß sie keinen Gott glauben. Ich habe ihn geläugnet, so lange ich mich mit Ihnen vergnügt habe. Allein ich glaube ihn nunmehr, da ich mich an Ihnen rächen will. Ja er soll, er muß seyn, damit er sich und mich an Ihnen rächen möge. Was für ein Schicksal auch in meinem künftigen Zustand auf mich wartet, so werde ich doch auch in dem schrecklichsten noch eine Freude zu empfinden fähig seyn, wenn ich weis, daß sie eben so elend, oder auch noch elender sind, als ich. Sie mögen leben oder sterben, so sey es mit eben der Verzweiflung als die

unglückliche Marquise von **.

Die Raserey, mit der dieser Brief geschrieben war, bestürzte mich. Ich übersah auf einmal mit einem heimlichen Schauer alle die elenden Folgen der Wollüste. Ich zitterte nicht sowohl aus Mitleiden für die Marquise, oder aus Abscheu für den Chevalier, als aus einer heimlichen Ueberzeugung, daß ich nicht viel besser war als er. Die unglücklichen Umstände der Marquise rührten mein Herz, daß es sich ihrer

annahm. Ich gab mir alle mögliche Mühe, den Chevalier zu bewegen, sie zu heirathen. Er erblaßt bey dem einzigen fürchterlichen Wort, Heirath. Ich griff ihn von seiner schwächsten Seite an, indem ich ihn bey seiner Großmuth beschwor, einer unglücklichen Person, die ihn liebte, Recht wiederfahren zu lassen. Sein wirklich empfindliches Herz empfand alle Martern der Liebe, der Großmuth, des Ehrgeizes und des Abscheus vor der Ehe. Ich führte ihn in der Unentschlossenheit nach einem Wagen, den ich hatte holen lassen. Er fragte mich, wo wir hin wollten? Nach Chantilly, sprach ich, die arme Marquise glücklich zu machen. Ich erhielt ihn mit vieler Mühe in der Kutsche. Doch ehe wir noch Chantilly erreichten, überwand ich sein hartnäckiges Herz völlig. Seine Liebe zur Marquise erhielt allein die Herrschaft über dasselbe, und er zählte alle Augenblicke, sie wieder zu umarmen. Wir erfuhren zu Chantilly, daß die Marquise von einem plötzlichen Anfall sey angegriffen worden, der ihr das äußerste drohte. Ich erschrack, da ich den Chevalier hergeführt hatte, der sie nunmehr eben so heftig liebte, als in dem ersten Augenblick, da er sie zu lieben angefangen hatte. Ich suchte ihn vergeblich zurück zu halten. Er lief nach dem Bette seiner Geliebten, aus deren Gesicht bereits die Schrecken des Todes den größten Theil ihrer Annehmlichkeiten vertrieben hatten. Sie erkannte ihn. Sie stieß ihn mit allen

Kräften, die sie noch übrig hatte, zurück, und indem sie ihn mit einer Menge von Vorwürfen überhäufte, so fragte sie ihn, ob er das Vergnügen, sie zu quälen, noch dadurch vollkommen machen wollte, sie sterben zu sehen? Der arme Chevalier warf sich sprachlos und von Verzweiflung in einen Armstuhl. Ich nahte mich zu der Marquise, ihr den Endzweck unsers Besuchs zu entdecken, weil ich glaubte, daß dieses die beste Arzney wäre, sie zu beruhigen. Der Chevalier, sprach ich, beschwöret Sie, ihm zu verzeihen. Er ist gekommen, Ihnen sein Herz und seine Hand anzubieten, und Sie für seine Gemahlinn zu erkennen. Sie sah mich starr an. Ich wiederholte meine Worte noch einmal. Sie fragte den Chevalier, ob ich wahr redete? Er beantwortete es mit einem zärtlichen Ja, indem er zugleich seinen Mund auf ihre Hand drücken wollte. Sie riß sie von ihm los mit einem so gräßlichen Blick, daß ich ihn niemals vergessen werde. Ach! schrie sie mit zusammen geschlagenen Händen, ich Elende! es ist zuspät, ich bin unglücklich, ewig unglücklich. Ihre Ausrufungen setzten den Chevalier und mich in Erstaunen. Wir erfuhren endlich aus ihren abgebrochenen Klagen, daß sie durch Gift ihre eigene Mörderinn geworden sey, der Verachtung und Schande, die sie bedrohete, zu entfliehen. Der Chevalier sank in Ohnmacht, und kaum war ich vor Schrecken und Abscheu fähig, ihm beyzuspringen. Ich befahl

zugleich, daß man versuchen sollte, ob es noch Zeit sey, der elenden Marquise zu helfen. Nachdem ich meinen Freund wieder zusich gebracht hatte, wollte ich ihn von diesem traurigen Schauplatz wegführen. Nichts war fähig, ihn von dem Bette seiner Geliebten wegzubringen Sie lebte ungefähr noch eine halbe Stunde. Was für rührende Auftritte folgten in kurzer Zeit auf einander! Bald nahm sie mit den beweglichsten Blicken die Hand des Chevaliers, benetzte sie mit ihren Thränen, bat ihn, ihr die Schmerzen zu verzeihen, die sie ihm verursachte, und fragte ihn in den beweglichsten Ausdrücken, ob er sie noch liebte? und den Augenblick darauf verdoppelte sie ihre Kräfte, ihn zu verwünschen, rief den Himmel an, daß er ihn strafen sollte, und wünschte ihm, daß ihr Bild ihn unaufhörlich quälen möge. So bald sie ausgerastet hatte, war sie wieder die zärtliche Liebhaberinn, die sie zuvor gewesen war. Endlich that sie mitten unter den Martern der Verzweiflung und einer elenden Liebe den fürchterlichen Schritt in die Ewigkeit. Der Chevalier warf sich mit Ungestüm auf ihren verblichenen Körper, der nunmehr alle die unseligen Schönheiten verlohren hatte, die des Chevaliers und ihr Unglück gewesen waren. Wie häßlich, wie verunstaltet sahen nicht diese kläglichen Ueberbleibsele aus, die noch kurz zuvor mit so viel Reiz geblühet hatten! Wir mußten den Chevalier mit Gewalt von dem Leichnam der

Marquise wegreissen. Er klagte sich selbst mit den heftigsten Beschuldigungen an. Seine heftigen Bewegungen machten, daß ich für sein Leben besorgt war. Kaum hatte ich ihn nach Hause gebracht, als er den Anfall von einem hitzigen Fieber bekam. Wie gern hätte ich die Probe der Freundschaft, die Zeit über, da er krank war, bey seinem Bette zu bleiben, ausgeschlagen, wenn er mich nicht so beweglich darum gebeten hätte! Er dauerte mich, weil er mein Freund war, mitten in den kläglichsten Ausdrücken, da ich ihn verabscheuen mußte. Wie schrecklich wurden die Wünsche der Marquise am ihn erfühlt! Ihr Bild war es nicht allein, daß ihn Tag und Nacht verfolgte. Alle seine geringsten Verbrechen erwachten in seiner Seele, ihn zu quälen. Seine verwirrte Phantasie stellte sich alle die elenden Creaturen vor, die seine Wollüste mit ihm getheilt hatten. Bilder von Frauenzimmern, die Rache von ihm forderten, von Freunden, die er verführt hatte, schwebten beständig vor seinen Augen. Retten sie mich! retten sie mich! rief er oft in seiner Verwirrung, indem er sich zugleich in meinen Armen zu verbergen suchte. Der Nebel von seinem ganzen Lehrgebäude verschwand auf einmal vor seinen Augen. Nichts als Zweifel und Angst blieb ihm übrig. Er läugnete nicht mehr das Daseyn Gottes, die Unsterblichkeit der Seele, die Gewißheit der zukünftigen Belohnungen und Bestrafungen. Er wünschte nur bloß,

daß sie nicht seyn möchten. Er fühlte, daß er sterben würde, und doch hatte er den größten Abscheu dafür. Jetzund bat er Gott mit Thränen, ihm noch einige Jahre zu schenken, und gleich darauf forderte er ihn auf, daß die Grausamkeit desselben seine Qual beschleunigen und sich an ihr ergötzen möchte. Niemand wollte es wagen, ihm zu sagen, daß er kaum noch einige Tage zu leben hätte. Ich that es endlich. Ich? Sterben? rief er. Ich will nicht, ich kann nicht, alle ihre Aerzte sind Narren. Ihnen zum Troz will ich leben. Doch ja, fuhr er mit einer verwirrten Mine fort, ich will in das Nichts zurück kehren, daraus ich gekommen bin. Was habe ich zu hoffen oder zu fürchten? Ich, der ich die Welt als ein Weiser genuzt habe, verlasse sie eben so gleichgültig als einen Schmaus, auf dem ich in Gesellschaft meiner Freunde fröhlich gewesen bin. So war seine ganze Krankheit ein beständiges Gewebe von Verzweifelung und Träumereyen, die ihm von seinen unseligen Lehrsätzen übrig geblieben waren. Man holte einen Pater, ihn von dem Abgrunde zu erretten, dem er so nahe war. Ich kenne ihren Gott eben so wenig, als er mich kennt, schrie er im anfangs mit einer fürchterlichen Stimme entgegen. Die Angst demüthigte ihn bald. Dieser starke Geist, der in seinen gesunden Tagen über die deutlichsten Wahrheiten der Religion gespottet hatte, glaubte jetzund die abgeschmacktesten Träume, die ihm der gute Pater vorsagte.

Was für ein elendes Geschöpf ist ein Freygeist! Er ergriff mit der größten Begierde einen Rosenkranz, ein Ding, das so oft das Ziel seines Witzes gewesen war. Er bat den Geistlichen, seine Heiligen für ihn anzurufen. Er bestellte eine Menge Seelmessen, ja er ließ sich endlich sogar eine Barfüsserkutte anziehen. Er warf in wenigen Stunden Kutte und Rosenkranz wieder von sich, und empfand seine vorige Verzweiflung. Ich beschliesse dieses Trauerspiel, das ohne dieß dem meisten Theil meiner Leser zu lange scheinen wird, mit dem letzten Auftritt, welcher der schrecklichste war. Der Graf von ⸗⸗, der Vater des Chevalier, der Marquis de la Roche, und ich saßen an einem Mittag um sein Bette herum in unserer gewöhnlichen Traurigkeit vergraben, als eben sein Verzweiflung heftiger als gewöhnlich war. Der Graf liebte seinen Sohn. Er selbst hatte ihn unglücklich gemacht. Was mußte doch dieser elende Vater empfinden, wenn er die Qual seines Sohns erblickte! Der Chevalier klagte in den eindringensten Worten seinen Vater als den Urheber seines Unglücks, und den Mitgenossen seiner Verbrechen an. Dieser antwortete auf seine Klagen mit nichts, als mit seinen Thränen. Der Marquis und ich konnten diese Scene nicht länger ausstehen. Wir verließen das Zimmer, uns zu erholen. Das Geschrey des Chevalier rufte uns nach einigen Minuten zurück. Was für ein Anblick! Der Graf lag auf dem Boden des Zim-

mers, und ein Strom von Blut floß um ihn herum. Sein Sohn kniete neben ihm, mit einem Messer in der Hand, das auf einem nahe bey dem Bette stehenden Tischchen gelegen hatte. Ich habe meinen Vater für seine Verbrechen gestraft, rief er, als er uns sah, und ich bestrafe mich nunmehr für die meinigen. Ehe wir ihn hindern konnten, stieß er sich das Messer, das mit dem Blute seines Vaters gefärbt war, in das Herz, und sank auf den Leichnam desselben nieder. Der Graf war todt; der Chevalier lebte zwar noch, aber seine Wunde war tödlich. Wir ließen ihn verbinden. Nach einiger Zeit kam er wieder zu sich. Mit wie viel Thränen und Zärtlichkeit beweinte er nicht den Vater, den er mit seinen eignen Händen ermordet hatte? Nachdem er sich müde geseufzt hatte, verfiel er in ein hartnäckiges Stillschweigen. Als er eine ganze Nacht und Tag in demselben geblieben war, sprach er das Wort, o Ewigkeit! Ewigkeit! mit gebrochenem Thone aus, und starb. Ich habe meinen Lesern eine Begebenheit erzählt, die nicht darzu dienen kann, sie zu vergnügen; aber sie kann dazu dienen, ihnen zu einer Menge der wichtigsten Betrachtungen nützlich zu seyn. Dieses ist die einzige Ursache, warum ich sie nicht gar verschwiegen habe. Was für ein unseliges Geschöpf ist ein Mensch zu werden fähig, der die Religion verläßt, und von ihr wieder verlassen wird! In was für Abgründe können wir stürzen, so bald wir nur mit einem einzigen Schritt von dem

Wege der Tugend abweichen! Man wird niemals auf einmal der größte Bösewicht; man wird es stuffenweise. Hätte ein Wollüstling, wie der Chevalier, damals, da er alle seine Freuden mit seinem Vater theilte, wohl denken sollen, daß er der Mörder dieses Vaters, den er so zärtlich liebte, werden würde? Was für eine unerschöpfliche Quelle zum Unglück. Ist endlich eine vernachläßigte Auferziehung der Kinder, die Pest, welche die Republiken guter Bürger beraubt! Kann ein Vater, der sein Kind liebt, ohne Schrecken daran gedenken, daß von der Art, mit der er es auferzieht, der größte Theil des künftigen Glücks und Unglücks seines Kindes abhange? Der Chevalier hatte von der Natur das beste Herz von der Welt erhalten. Was würde aus ihm geworden seyn, wenn es durch seinen Vater zur Liebe der Religion und Tugend wäre gebildet worden! Er hätte in Laster verfallen können; aber niemals würden die ersten Eindrücke der Kindheit aus seinem Herzen gänzlich ausgelöscht worden seyn.

Der Marquis de la Roche nutzte das schreckliche Ende besser als ich. Er floch die Ergötzlichkeiten, die ihn bisher berauscht hatten, um in der Einsamkeit ein glückseligeres Leben kennen zu lernen. Ich habe das Vergnügen gehabt, zu einer Zeit, da ich selbst vernünftiger geworden war, ihn als einen tugendhaften Freund zu umarmen. Wie weise sind die Wege der Vorsicht, welche sich der Strafen des einen Verbrechers bedient,

um seinen Gehülfen in der Bosheit dadurch nützlich zu seyn! Der Tod meines Freundes machte mich einige Tage elend und zerstreut, aber nicht tugendhaft. Ich sollte einmal aus meinem eignen Unglück lernen, was für Strafen das Laster zu begleiten pflegen. Es ist wahr meine ganze Seele entsetzte sich, wenn ich an den unglücklichen Chevalier gedachte. Bald sah ich ihn mitten unter den größten Vergnügungen, die wir mit ihm genossen hatten, da er, mit dem Weinglas in der Hand, die Religion und Tugend mit seinem Witze bekämpfte, um sich unsern nichtswürdigen Beyfall zu erwerben. Bald sah ich ihn in einer unseligen Ewigkeit, von allen den Martern gequälet, die seine Laster verdienten. Was für zween verschiedene Anblicke! ich verabscheuete unsre gemeinschaftlichen Ausschweifungen. Allein dieser Abscheu war mit keiner ernsthaften Reue verknüpft. Sondern ich beschloß, blos inskünftige tugendhafter zu leben, und ich war vermessen genug zu glauben, daß es blos auf meinem Herzen beruhte, es seyn oder nicht seyn zu wollen. Einige Tage war meine neue Tugend alt geworden, als ich heimlich einen Brief von Fanchon erhielt. Sie bat mich, sie zu besuchen. In den beständigen Zerstreuungen, darinnen ich gelebt hatte, hatte ich dieses arme Mädgen fast gänzlich vergessen. Seit ganzen acht Tägen hatte ich sie nicht einmal gesehen. Ich machte mir Vorwürfe, daß ich für eine unglückliche Tugend nicht eifriger besorgt wäre, und ich schrieb

diese Vorwürfe einem bloßen Mitleiden und der Billigkeit zu. Ich begab mich so gleich zu ihr, und fand sie und den Abt in einer außerordentlichen Betrübniß. Unser Unglück ist vollkommen, redete mich der Abt an. Wir haben den Proceß verlohren. Setzen Sie zu diesem Unglück noch die Last der Verbindlichkeiten gegen Sie, die uns fast zu Boden drücket, die Unmöglichkeit uns von derselben zu befreyen, und die traurigen Scenen, die unser zukünftiges Leben bedrohen, hinzu, und urtheilen Sie von der Gerechtigkeit unsrer Thränen. Doch die Gütigkeit des Himmels hat uns auch in unsrem äußersten Elend nicht verlassen! Ein junger Mensch in diesem Hause hat einige Neigungen zu meiner Schwester bekommen. Er hat ihr die Ehe angeboten, und unser Unglück läßt uns keine Wahl übrig. Er besitzt Vermögen, vielleicht können wir ihnen also einen geringen Antheil von den Summen bezahlen, die wir ihnen gekostet haben. Die Reden des Abts setzten mich in eine desto größre Bestürzung, je unvermutheter sie mir waren. Ich sollte Fanchon verlieren! Was für Schrecken für mich! Nunmehr fühlte ich auf einmal, wie stark ich liebte. Ehe ich noch einen gewissen Entschuß fassen konnte, kam Fanchon, die nicht lange nach meiner Ankunft das Zimmer verlassen hatte, wieder zurück, in Begleitung des jungen Menschens, der ihr neuer Liebhaber war. Seine dumme und furchtsame Mine verrieth die Niedrigkeit seiner Geburt. Sehen Sie redete

mich Fanchon mit einer gelaßnen Mine an, hier ist derjenige, dem ich meine Hand versprochen habe; Sie haben bisher die Stelle eines Vaters bey mir vertreten, und ich bitte Sie daher als meinen Vater um ihre Einwilligung. Der junge Mensch nahte sich mir mit Zittern. Die Stimme, mit der ich ihn anredete, war fähig, seine Furcht zu vergrößern. Ich drohete ihm mit der schrecklichsten Rache, wofern er sich nicht auch den geringsten Gedanken, Fanchon zu heirathen, würde vergehen lassen. Ich befahl ihm, sogleich das Zimmer zu verlassen. Seine natürliche Blödigkeit, oder die Heftigkeit, mit der ich sprach, bewog ihn, mir den Augenblick zu gehorsamen. Ich sah Thränen in den Augen der Fanchon, indem er weggieng. Und sie lieben ihn? schrie ich mit der Verzweifelung eines Eifersichtigen. Wie ungerecht sind Sie! fiel sie mir in die Rede. An dem einzigen Wege, der mir noch übrig gewesen ist, mich aus meinem Elend zu retten, verhindern Sie mich. Mehr aus Zwang als aus Zärtlichkeit habe ich diesem jungen Menschen meine Hand versprochen. Was habe ich noch für eine andre Wahl übrig gehabt! Versprechen Sie mir, unterbrach sie, daß Sie den Tournon, dieß war der Name ihres Liebhabers, nicht lieben, und Sie sollen sodann sehen, daß Sie diesen Weg nicht nöthig haben. Seine Neigung gegen mich, antwortete sie mir, verdiente Erkenntlichkeit, und wenn ich seine Frau geworden wäre, so würde ich ihn

geliebt haben. Sie lieben ihn also nicht? rief ich, wohlan, so biete ich ihnen mein eigen Herz und Hand an. Lassen sie uns unsre Vermählung einige Jahre, da ich noch die Aufsicht eines Vormunds und den Eigensinn des Herrn F. zu fürchten habe, geheim halten, bis ich sie öffentlich für meine Gemahlin erklären kann. Unerachtet der Gleichgültigkeit der Fanchon, womit sie diese Erklärung annahm, war ich doch scharfsichtig genug, eine heimliche Freude an ihr wahrzunehmen. Ich sah sie an als ein Merkmahl ihrer Zärtlichkeit gegen mich, und ich freute mich darüber. Sie zeigte mir indessen mit der größten Gelassenheit, wie ausschweifend diese Erklärung sey. Sie stellte mir vor, was für Thorheit es von mir seyn würde, ein armes verlaßnes Mädgen, von dem ich weiter keine Nachrichten als von ihr selbst, oder von ihren Verleumdern hätte, und die von beyden Seiten falsch seyn könnten, zu heirathen. Jemehr sie sich widersetzte, je eifriger waren meine Bitten. Endlich zerstreuete ich alle ihre Zweifel. Was kann ich ihnen abschlagen, mein lieber Graf! sprach sie mit einem Seufzer. Die Stimme meines Herzens ist stärker als die Stimme der Vernunft. Ich liebe Sie, mein Herz kann es nunmehr gestehen, ohne daß meine Tugend darüber erröthen darf. Ich drückte sie an meine Brust, indem ich zugleich den ersten Kuß auf ihre Lippen drückte. Wie sittsam empfieng sie denselben nicht, und um wie viel war nicht der Reiz ihrer Tugend in meinen

Augen dadurch erhöhet! Wir entdeckten dem Abt, welcher dem Tournon aus dem Zimmer gefolgt, und also kein Zeuge unsrer Unterredung gewesen war, unsre geschloßene Verbindung. Er hörte sie nicht mit der Freude an, die ich mir davon versprach. Es entwischte ihm so gar ein Seufzer. Ich zankte mich ganz freundschaftlich mit ihm, daß er so kaltsinnig an unserm Glück Antheil nähme. Er entschuldigte sich mit einiger Verwirrung, daß ihn der Grad der Gütigkeit, zu dem ich mich, seine Schwester glücklich zu machen, herunter ließ, so sehr in Erstaunung gesetzt hätte. Die Liebkosungen seiner Schwester vertrieben gar bald die Unruhe, die ich an ihm bemerkte. Wir machten den Entwurf von unsrer künftigen Lebensart. Die Stunde unsrer Vermählung wurde nur noch auf drey Tage aufgeschoben. Fanchon und ihr Bruder sollten mit einander eine prächtige Wohnung nicht weit von der meinigen beziehen, wo ich sie so oft besuchen wollte, als ich könnte. Ich nahm von Fanchon mit einer Entzückung Abschied, die sie mir durch die ihrige belohnte. Wie frolockte ich, nach allen meinen Vergehungen, noch durch eine so tugendhafte Gemahlinn glücklich gemacht zu werden! Fanchon, sprach ich zu mir selbst, ist weit unter meinen Stand erniedriget. Es ist wahr. Aber ist nicht dafür ihr Herz weit über das meinige erhaben? Der Unterscheid der Stände ist ein Werk der Eitelkeit und der Vorurtheile. Der Philo-

soph ist über diese Kleinigkeit weg. Nur derjenige ist edel bey ihm, den sein Herz edel macht. So spitzfündig war meine Philosophie ausgedacht. Nicht ein einziger Gedanke, daß meine Heirath thöricht sey, kam mir in den Sinn. Und dennoch war sie die thörichste Handlung, die ich jemals gethan habe. Was für Uebereilung, was für Unbesonnenheit verrieth ich bey der wichtigsten Veränderung in unserm ganzen Leben! In den Jahren, darinnen ich war, ein Mädgen zu heirathen, das ich nicht weiter kannte, als aus ihrer eigenen Erzählung, das man mir noch darzu sehr schlimm abgeschildert hatte, und die mir am Stand so ungleich war, blos ihrer Reizungen und einer gewissen Tugend wegen? Sind im übrigen die meisten jungen Leute bey einer so ernsthaften Sache, als die Ehe ist, da es darauf ankömmt, sich, sein ganzes Leben über glücklich oder unglücklich zu machen, vorsichtiger als ich?

Die außerordentliche Frölichkeit, welche so plötzlich mit dem Verdruß und den Schmerzen, deren Raub ich einige Tage gewesen war, abwechselte, mußte den Herrn F. nothwendig in Verwunderung setzen. Er wußte den unglücklichen Tod des Chevalier, ob er gleich so gütig war, die Ermahnungen, die ihm diese traurige Begebenheit anbot, bis zu einer Zeit zu verschieben, da sie mehr mich zu bessern, als meinen Schmerz zu vergrößern, dienen könnten. Er begnügte sich blos, mich durch seine zärtlichen und mitleidigen Blicke zu versichern, mit wie

viel Empfindlichkeit sein Herz das meinige leiden sähe. Jetzund, da er mich so vergnügt und so ruhig wieder sah, als ich in den angenehmsten Augenblicken meines Lebens zu seyn gewohnt war, däuchte es ihm Zeit zu seyn, mich an das Vergangene zu erinnern. Möchten doch diese Ruhe, diese Freude, sprach er, indem er mich liebreich in seine Arme schloß, die ich in Ihrem Gesicht lese, möchten sie doch Zeugen seyn, daß Ihre Seele diejenige heitre Zufriedenheit wieder erlangt habe, welche die Tugend jederzeit zu begleiten pflegt! Möchten sie doch aus Ihren verdrüßlichen und traurigen Begebenheiten zum wenigsten so viel gelernt haben, daß es oft mehr Mühe und Verdruß kostet, lasterhaft als tugendhaft zu seyn. Ach mein liebster Graf! was werden Sie in den reifern Jahren von dem Genuß Ihrer unerlaubten Vergnügungen weiter übrig behalten, als die vergeblichen Wünsche, sie nicht genossen zu haben! Und o was würden Sie jetzund sagen, wenn Sie das Schicksal des elenden Chevalier getroffen hätte! Verdienten Sie vielleicht seine Strafen weniger als er? Sie sind ihnen noch nicht entflohen, so lange sie den Gott, den Sie beleidiget haben, nicht durch ihre Reue versöhnen. Lassen Sie uns ein Land verlassen, welches ein Zeuge und eine Ursache ihrer Schwachheiten gewesen ist. Lassen Sie uns nach unserm Vaterlande zurück kehren, wo die Unschuld der vornehmste Reiz ihrer Tugenden war. Geheime Ahndun-

gen treiben mich an, unsre Abreise zu beschleunigen. Es ist alles darzu bereit. Der redliche Worden wird uns begleiten, und Sie werden in seiner Gesellschaft von neuem die Grösze und Annehmlichkeiten der Tugend kennen lernen. Keine Nachricht hätte mich mehr erschrecken können, als diese von unsrer Abreise. Ich sollte Fanchon verlassen, zu einer Zeit, da alle meine Wünsche sollten erfüllt werden? Der Tag zu unsrer Abreise war eben derjenige, den ich zur Vermählung mit Fanchon angesetzt hatte. Kaum war ich fähig, meine äusserste Bestürzung zu verbergen. Ich berief mich auf die schlechte Gesundheit des Herrn F. welche eine so weite Reise ganz und gar unmöglich machte. Er sah das Gezwungene meines Einwurfs sehr leicht ein. Mein Leben ist mir nicht zu theuer, antwortete er mir mit einem Lächeln, wenn ich Ihre Glückseligkeit dadurch erkaufen kann. Der allerseltsamste, aber auch der allerunglücklichste Einfall, den ich haben konnte, gab mir Stärke genug, Herr über meinen Verdruß zu seyn. Ich antwortete ihm, daß ich seine Gewogenheit gegen mich durch nichts besser belohnen könnte, als daß ich mich ganz seiner Vorsorge überließ. Der liebreiche F.! Er drückte mich an seine Brust. Er nannte mich seinen Sohn. Er überhäufte mich mit seinen Liebkosungen zu einer Zeit, da ich ihrer am unwürdigsten war. Mein Herz empfand es, wie wenig es dieselben verdiente. Es tadelte sich selbst,

ohne daß es mächtig genug war, sich ihrer würdig zu machen. Mitten unter den Umarmungen des Herrn F. arbeitete ich in Gedanken an einem Betrug, von dem ich voraus wußte, wie viel Schmerzen er diesem zärtlichen Freunde verursachen würde. In was für einer unzertrennlichen Reihe hängen die Laster an einander! Wer eins derselben begeht, ist sie alle auszuüben fähig. Ich hatte von Natur den heftigsten Abscheu vor der Verstellung und der Heucheley, und dem ungeachtet ward ich ein Heuchler, mich in derjenigen Schwachheit behaupten zu können, die mir die angenehmste war. Herr F. wußte meine Vermählung mit der Fanchon, und also die wahre Ursache nicht, warum es mir unmöglich fiel, Frankreich zu verlassen. Er schrieb unfehlbar die Bestürzung über unsre Abreise blos der Liebe zu den Vergnügungen zu, die ich in diesem Lande genossen hatte. Er glaubte daher, als er mich willig abzureisen fand, daß seine Freundschaft gegen mich über diese Liebe gesiegt hätte. Der Eifer, mit dem ich unsre Abreise trieb, gefiel ihm. Ich glaube, daß er noch vor der bestimmten Zeit würde haben abreisen wollen, ein Zufall, welcher meinen ganzen Anschlag vernichtet hätte, wenn wir nicht die Zurückkunft des Herrn Worden hätten erwarten müssen. Er war in seinen gewöhnlichen Geschäfften der Menschenliebe verreist. Einer von seinen Freunden, den der Neid und die Verleumdung aus Engelland

in sehr elenden Umständen verbannt hatten, war zu Calais gestorben. Er hatte den Worden zu dem Erben seiner ganzen Verlassenschaft eingesetzt. Diese bestand in einigen hundert Thaler Schulden und einer unerzogenen Tochter. Er bat in seinem Testament seinen Freund, die erstern zu bezahlen, damit er den Ruhm eines ehrlichen Mannes mit in das Grab nehmen möchte, und die andre aufzuziehen. Worden vollzog das Testament seines Freundes so geschwind, als es möglich war. Er kam mit größrem Vergnügen von Calais wieder zurück, als ob er eine halbe Tonne Goldes geerbt hätte. Mein feindseliges Herz fand gar bald die Triebfeder von Wordens Vergnügen. Alle seine Handlungen der Tugend und Menschenliebe dienten darzu, daß sie meinen Abscheu gegen ihn vermehrten, weil ich jederzeit den Stolz und die Heucheley als die Hauptquellen derselben ansah. Die Verzögerung unsrer Reise, an der seine Abwesenheit schuld war, gab mir Zeit genug, den Entwurf auszuführen, den ich mir in meinem verderbten Gehirn gezeichnet hatte. Meine erste Sorge war, Fanchon von den Hindernissen Nachricht zu geben, welche unsre Vermählung noch auf einige Tage weiter hinaus setzten. Sie erschrack, als wenn sie mich bereits verlohren hätte. Ihr Schrecken war mir ein neuer Beweis von ihrer Liebe gegen mich. Um wie viel theuerer ward sie mir nicht dadurch! Der Anschlag, den ich ihr entdeckte, beruhigte sie.

Er erhielt ihren und des Abts Beyfall, und sie gaben sich noch die Mühe, ihn hier und da zu verbessern. Ich brachte alle übrige Anstalten in Ordnung, und versicherte mich der Hülfe meines Kammerdieners, auf dessen Verschwiegenheit ich mich verlassen konnte. Der Abend vor unsrer Abreise verstrich unter den Gesprächen von der vergnügten und ruhigen Lebensart, die wir uns in unserm Vaterlande erwählen wollten. Ich redete ohne Schamröthe die Sprache des Heuchlers. Die Reue; die ich über meine Fehltritte bezeigte, und das Verlangen, mit dem ich mit der Tugend ausgesöhnt zu werden wünschte, verdienten mir die Lobeserhebungen meiner beyden Freunde. Ich Undankbarer belohnte ihre Freundschaft durch heimliche Spöttereyen über den Betrug, mit dem ich sie hintergieng. Ich und mein Kammerdiener stunden, nachdem alles eingeschlafen war, wieder auf. Ich nahm zween Drittheil von dem Gelde, und alle Wechselbriefe zu mir, die wir bey uns hatten. Einen Coffre mit meinen besten Sachen hatte die List meines Jacobs bereits noch am Tage in Sicherheit gebracht. Da alles zur Abreise eingepackt war, so war es ihm leicht, einen Vorwand zu finden, ihn auf die Seite zu schaffen. Ich verließ also den Herrn F. ohne daß mich im geringsten die Unruhe und die Klagen rührten, die ihm meine Thorheit verursachen mußte. Ich empfand nichts, als die tückische Freude, ihn betrügen zu

können. In einem Brief, den ich an den Herrn F. auf dem Tische liegen ließ, schrieb ich ihm, daß ich ihm für alle seine Sorgfalt gegen mich dankte, daß ich wichtige Bewegungsgründe hätte, ihn zu verlassen, und daß er ungestört die Rückreise aus Frankreich, ohne die vergebliche Mühe, mich aufzusuchen, antreten sollte. Ich warnte ihn für der Bosheit des Herrn Worden. Ich beschrieb ihn als den schlimmsten Heuchler, erzählte seine Verleumdungen gegen Fanchon, und pries mich glücklich, daß ich die Tugend dieses liebenswürdigen Mädgens genauer kennte. In einem besondern Briefchen an meinen Vormund, den Herrn von D. bat ich ihn, eine Anweisung zu einem jährlichen Gehalt von 1000 Thalern für den Herrn F. zu bestätigen. Ich glaubte also allen Pflichten der Freundschaft und der Schuldigkeit völlig Gnüge geleistet zu haben. Ein Miethkutsche brachte mich und meinen Kammerdiener zu Fanchon. Sie empfieng mich mit offenen Armen. Ich war so glücklich den folgenden Morgen alle meine Wechsel einzuheben, ehe mich Herr F. daran verhindern konnte. Dieses Glück setzte mich in den Besitz einer sehr ansehnlichen Summe. Ich begab mich nach S C**, den Ort, den ich zu meinem und der Fanchon künftigen Aufenthalt bestimmt hatte. Ich beschleunigte alle Anstalten, sie so bald als es möglich wäre, als meine Gemahlinn zu umarmen. Der Tag erschien, der uns vereinigen sollte.

Mit wie viel Ungeduld sah ich ihm, und zugleich meinem eignen Unglücke entgegen. Die Trauung sollte mit der größten Stille in der Wohnung der Fanchon vollzogen werden. Der Abt hatte einen Priester und einige Zeugen besorgt, welche dabey zugegen seyn sollten. Ich setzte mich in den Wagen, und jeder Augenblick, ehe ich meine Geliebte umarmen konnte, ward mir länger als ein Tag. Was für eine Marter für meine Sehnsucht! Mein ungeschickter Kutscher warf um, und ein gebrochnes Rad hielt uns über eine Stunde auf. Ich schickte einen Bedienten voraus, die Ursache meiner Verzögerung der Fanchon zu hinterbringen. Nicht weit von dem Ort, wo ich aufgehalten wurde, sah ich in einer kleinen Entfernung eine Kutsche mit der größten Geschwindigkeit in Begleitung einiger Reiter fortfahren, und mich däuchte, daß ich Worden unter den Reitern erblickte. Mein Herz klopfte, ohne daß ich eine Ursache angeben konnte. Endlich langte ich bey der Wohnung der Fanchon an. Ich sprang mit einem Herzen voll Liebe und Zärtlichkeit aus der Kutsche. Mein Bedienter erschien mit einem traurigen Gesicht. Bin ich fähig, die Raserey zu beschreiben, in die mich seine Erzählung stürzte! Fanchon war kurze Zeit vor meiner Ankunft von dem Pollicenlieutenant und einigen seiner Bedienten weggenommen worden. Man berichtete mir, daß ein Herr, der mit dem Pollicenlieutenant gekommen wäre,

in dem Zimmer der Fanchon auf mich wartete. Ich schwor diesem unglückseligen, wer er auch seyn möchte den Tod. Ich lief mit bloßem Degen nach dem Zimmer. Welche neue Bestürzung für mich, Es war der Herr F. Der Verlust von Fanchon und der Anblick desjenigen, der mir sie unfehlbar geraubt hatte, machten mich unfähig, eine andere Regung als meine Rache zu hören. Ich stürzte auf ihn los, ehe er sich widersetzen konnte, und indem ich ihm den Degen auf die Brust setzte, schwor ich ihm einen tausendfachen Tod, wenn er mir nicht den Augenblick Fanchon wieder schaffen würde. Machen Sie das Maß ihrer Laster voll, antwortete er mir mit einer unerschrockenen Mine. Was für ein Ruhm wird es für Sie seyn, wenn Sie ihren Freund deswegen umbringen, weil er ihnen die größte Wohlthat erwiesen hat? Hoffen Sie im übrigen nicht, diese gottlose Betrügerinn einen einzigen Augenblick wieder zu sehen. Die Beschimpfung, die er der Fanchon erwies, trieb meine Raserey auf ihren höchsten Grad. Was für eine abscheuliche That war ich zu begehen fähig! Ich stieß meinen Degen in den Leib desjenigen, dem ich mehr als meinem eignen Vater schuldig war. Ach! Graf, wie übel belohnen Sie meine Liebe, sprach er kraftlos, indem er zu Boden sank. Der Ton, mit dem er dieses aussprach, sein Blick voll Liebe und Zärtlichkeit, den er noch auf mich, seinen Mörder, zurück warf, und sein Blut, welches ich fließen

sah, gaben mir auf einmal meine Vernunft wieder. Ich erzitterte vor der Grausamkeit, die ich begangen hatte. Ich vergaß Fanchon und alles, was mir am liebsten war, um dem armen F. beyzuspringen. Mein Geschrey zog meinen und des Herrn F. Bedienten herbey. Ich fiel auf seinen Körper nieder. Meine Thränen vermischten sich mit seinem Blut. Ich bat ihn, einem Bösewicht zu verzeihen, der nur noch so lange lebte, bis er Gnade von ihm erhalten hätte. Sein Schicksal war zweifelhaft. Ich setzte mich neben sein Bette, und umschloß seine Hand mit den meinigen. Ach! was für Martern empfand mein unglückliches Herz! Von einer Seite überzählte ich alle die vielen Merkmahle der Liebe des Herrn F. gegen mich. Jedes derselben war ein frischer Stich, der mich durchbohrte. Er hatte sein Vaterland verlassen, seine Bequemlichkeit aufgeopfert, und war mir nachgefolgt, mich glücklich zu machen, und ich Barbar vergoß sein Blut zur Belohnung für die Sorgen und Schmerzen, die ihm meine Thorheiten verursachet hatten. Von einer andern Seite war das Schicksal der Fanchon eine neue Quelle zu den entsetzlichsten Qualen. Ich stellte mir sie in elendesten Umständen vor, wie sie mich um Hülfe anrufte, ihre Ehre und ihre Tugend zu beschützen, wie sie sich über meine Verzögerung beklagte, und die Zärtlichkeit bereute, die sie mir geschenkt hatte. Sie und der Herr F. brachten meine ganze Seele in Unord-

nung. Bald machte ich mir ein Verbrechen aus den Augenblicken, die ich versäumte, Fanchon aufzusuchen, und bald daraus, daß ich den Herrn F. in so elenden Umständen verlassen sollte. Dieser großmüthige Freund kam nach einiger Zeit aus seiner Ohnmacht wieder zu sich. Ach Gott! wen seh ich? rief er, indem er mich sah. Ich warf mich für sein Bette auf die Knie: Können Sie mir verzeihen? schrie ich, mein liebster F. Nein! Sie können es nicht, unmöglich können Sie es. Meine Thränen erstickten meine Rede. Er drückte meine zitternde Hand zärtlich an seinen Mund, ohne daß ich mir getraute, die Augen aufzuschlagen. Ich verzeihe ihnen mein liebster P. , antwortete er mir, und ich würde vergnügt sterben, wenn es mit der Versicherung geschehen könnte, daß dieses ihr letzter Fehltritt gewesen wäre. Ach daß mein Blut die Tugend und die Ruhe ihrer Seelen erkaufen möchte! Seyn Sie nicht traurig. Sehen Sie mich an, mein armer Graf! und lesen Sie in meinen Blicken die Empfindlichkeit, mit der ich an allen ihren Leiden Theil nehme. Lassen Sie sich die Thränen Ihres unglücklichen, und vielleicht sterbenden Freundes bewegen, der Religion und ihm Ihr Herz wieder zu schenken. Ich bin selbst Schuld an meinem Unglück. Meine Reden waren vielleicht hitziger, als Sie hätten seyn sollen. Ich weis, Sie vergessen mir diese kleine Schwachheit. Sie lieben mich doch noch? „Diese Liebe, diese

Zärtlichkeit, die er mich sehen ließ, war mir die empfindlichste Rache, die er ausüben konnte. Was für Bewegungen fühlte nicht mein beschämtes Herz! zu der Zeit, da es noch zweifelhaft war, ob ihn nicht mein Verbrechen das Leben kosten würde, war meine Glückseligkeit der einzige Gegenstand seiner Wünsche. Wie gütig nahm er nicht die Schuld von demjenigen Unglück über sich, das ich allein angestiftet hatte! Wie zärtlich fragte er mich nicht, ob ich ihn liebte? ich den er hassen, den er verabscheuen sollte. Ich verbarg ihm die Regungen nicht, welche seine Liebe in mir erweckt hatte. Ich schwor ihm in der stärksten Hitze der Dankbarkeit und Liebe, die ich für ihn empfand, die strengste Beobachtung der Tugend. Ja ich that noch mehr. Ich versprach ihm so gar, Fanchon zu vergessen, ob ich gleich noch die Versicherung hinzu setzte, daß sie tugendhaft wäre, und ein besseres Schicksal verdiene. War ich wohl fähig dieses Versprechen zu halten? In der Größe der Leidenschaft, von der ich voll war, kam mir indessen die schwerste Tugend, die mir bey der Ausübung gar unmöglich fiel, noch leicht genug vor. Mein Versprechen breitete eine besondere Heiterkeit über das Angesicht des Herrn F. aus. Möchte ich doch die Erfüllung ihres Versprechens hoffen dürfen, rief er, so würde ich Gott bitten, noch einige meiner Jahre dem Vergnügen zu schenken, Sie glücklich und tugendhaft zu sehen. Dieser Auftritt von Großmuth Freundschaft und

Gütigkeit hatte das Gemüth des Herrn F. allzu sehr angegriffen. Der Wundarzt bat mich, ihn zu schonen, und ihn einige Zeit allein zu lassen. Ich that es, nachdem ich ihn zuvor mit Entzückung gehört hatte, daß der Herr F. außer Gefahr zu seyn schien. Als ich das Zimmer verließ, erblickte ich den Bedienten des Herrn F. Ich rief ihn zu mir. Weder durch Drohungen, noch durch Verheißungen konnte ich das Schicksal der Fanchon von ihm erfahren, entweder weil er es selbst nicht wußte, oder seinem Herrn zu treu war. Er beschrieb mir blos die Unruhe, die meine Entfernung meinen beyden Freunden verursachet hatte. Sie hatten ganz Paris, und alle umliegende Gegenden durchsucht, ohne das geringste von mir erfahren zu können. Durch einen ungefähren Zufall entdeckte der unermüdete Worden dasjenige, was seit vielen Tagen ihnen eine Menge vergebliche Wege und Kosten verursacht hatte. Er sah mich den Tag vor meiner angesetzten Verbindung aus der Wohnung der Fanchon heraus kommen, und in einen Wagen steigen. Er verlohr mich zu geschwind aus dem Gesicht, als daß er mir hätte nachfolgen können. Es war ihm unbekannt, daß sich Fanchon hier aufhielt. Nachdem er sich einige Geschäffte in dem Hause gemacht, und sich unter einem geschicktenVorwand nach mir erkundiget hatte, so erfuhr er gar bald, daß ich mich morgen um die und dieStunde mit einem Frauenzimmer, das sich hier aufhielt,vermählen würde. Aus der Be-

schreibung, die man ihm machte, erkannte er leicht, daß es Fanchon seyn müßte. Man konnte seine Neubegierde wegen meines Aufenthalts nicht befriedigen. Er eilte mit Erstaunung zu dem Herrn F. ihm das, was er gehört hatte, zu hinterbringen. Sie würden mich gern allein zu überfallen, und durch ihr Bitten und Klagen zu ihnen zurückzubringen gesucht haben. Allein die Unwissenheit meiner Wohnung machte es unmöglich. Sie glaubten, daß sie nur noch einen einzigen Weg, mich zu retten, übrig hätten, und vielleicht war er schlimmer, als sie dachten. Sie giengen zu dem Pollicenlieutenant. Die Abschilderung, die sie von Fanchon, und von der Thorheit, die ich zu begeben im Begriff war, machten, nahmen derselben Vortheil ein. Man beschloß, mich und Fanchon kurz vor unsrer Vermählung in den Verhaft zu nehmen. Die Verdrüßlichkeit, die mich auf dem Wege aufhielt, vernichtete ihren Entwurf in Ansehung meiner. Vielleicht errettete sie mich zugleich von einer Menge Verbrechen, deren ich mich würde schuldig gemacht haben. Denn würde ich wohl in der Blindheit meiner Leidenschaften mir Fanchon gelassen haben entreissen sehen? Unerachtet der Thränen und der Klagen von ihrer Unschuld, führte man dieses unglückliche Mädgen fort, und Worden begleitete sie. Herr F. erwartete meine Ankunft, um zu versuchen, was er über mein Herz ausrichten könnte. Diese Erzählung machte das Bild

der armen Fanchon von neuem in mir lebendig. Alle meine Rache fiel auf den Worden. Ich entschuldigte gewissermassen die Strengigkeit des Herrn F. eine unglückliche Tugend zu verfolgen, da man sie so boshaft bey ihm verleumdet hatte. Worden allein war der Urheber meiner Schmerzen. Ich schwor ihm den empfindlichsten Tod, mich zu rächen. Das unbesonnene Versprechen, das ich dem Herrn F. wegen Fanchon gethan hatte, fiel mir wieder ein. Es beunruhigte mich. Ich suchte Ausflüchte, es brechen zu können. Es fiel meinem Herzen nicht schwer, sie zu finden. Sollte ich ein Mädgen verlassen, das blos deswegen unglücklich ist, weil sie tugendhaft ist, und weil sie mich liebet? Ich beschloß sogleich, zu dem Pollicenlieutenant zu gehen, und Troz aller Gefahr, die ich selbst zu besorgen hatte, ihm eine Erläuterung von dem Zustand der Fanchon abzuzwingen. Ein Unbekannter hielt mich auf, als ich das Zimmer verlassen wollte. Der Ton der Stimme verrieth mir den Abt, den mir seine Verkleidung und die Dunkelheit verborgen hatte. Wo ist Fanchon? fragte ich ihn mit Entzückung, weil ich glaubte, daß sie nicht weit von ihm seyn würde. Sie haben sie unfehlbar auf ewig verloren, sagte er mir ganz traurig ins Ohr. Kaum war ich fähig, weiter nach ihr zu fragen. Der grausame Worden führt sie unter einer starken Bedeckung nach Havre de Grace, fuhr er fort. Ich habe mich durch List und mit Gefahr meines Le-

bens dem Schicksal entrissen, das mir mit ihr zugleich bestimmt war. Ich habe aus einigen Reden unsrer Begleiter geschlossen, daß wir nach einer westindischen Colonie gebracht werden sollten. Allein wer weis, ob dieses nicht ein bloßer Vorwand des Worden ist, sie an einen sichern Ort zu bringen, wo er ungestraft ihre Tugend zu einem unschuldigen Opfer seiner viehischen Neigungen machen kann. Ach! kann ich Ihnen die Klagen wiederholen, mit denen die arme Fanchon jeden Augenblick Sie um Hülfe rufte, und die Grausamkeit, mit der man ihre Klagen zu verhindern suchte! Rächen Sie wenigstens meine arme Schwester, da sie dieselbe nicht retten können. Ich eilte, ohne dem Abt zu antworten, zu dem Herrn F. Ich sagte ihm blos, daß sein Freund Worden der größte Bösewicht wäre, und daß ich ihn bald für alle seine Schandthaten zu bestrafen hoffte. Ich verließ ihn, ehe ihm sein Erstaunen erlaubte, mir zu antworten. Ich bat den Abt mir zu folgen. Er erfuhr, was sich für ein trauriger Zufall mit dem Herrn F. zugetragen hatte. Er erschrack dem Herrn F. und also auch der Gefahr, der er kaum entronnen war, wieder so nahe zu seyn. Meine Versicherungen und seine Verkleidung befreyten ihn bald von seiner Furcht. Der meiste Theil meiner Bedienten hatte mich nach dem Ort, wo sich Fanchon aufhielt, begleitet. Ich nahm sie und den Abt mit mir zurück nach St. C** Nachdem ich alle meine vornehmsten

Kostbarkeiten zu mir genommen, und das übrige in sichre Verwahrung gegeben hatte, versah ich alle meine Leute mit Gewehr, und wir ritten, so stark es die Pferde dauren konnten, nach Havre de Grace. Jeden Augenblick sah ich Fanchon in den Armen des Worden, der ohne Erbarmung über ihre Tränen sie seinen Begierden aufopferte. Zwey Stunden vor unsrer Ankunft war das Schiff, auf welches man die Fanchon gebracht hatte, abgefahren. Ich lief wie ein unsinniger herum, einen Schiffer durch große Belohnungen zu gewinnen, mich ihm nachzusetzen. Niemand wollte es wegen eines plötzlich entstandenen Sturms wagen. Ich erfuhr indessen zu einiger Beruhigung, daß Worden wieder von Havre de Grace zurück gekehrt sey, ohne Fanchon auf das Schiff zu folgen. Der Abt und ich konnten weder diese Rückreise, noch die Möglichkeit, wie er uns nicht hätte begegnen können, begreifen. Allein sein, oder vielmehr mein eignes gutes Glück hatte ihn einen andern Weg, als den unsrigen zurücke geführt. Der Sturm, den ich mit der heftigsten Ungeduld als ein neues Unglück für mich verwünschte, ward unverhofft das Werkzeug, meine Verzweiflung zu stillen. Er nöthigte bey einbrechender Nacht das Schiff, worauf Fanchon war, nach dem Haven zurück. Ich machte sogleich den allerverwägensten Anschlag, den man sich von Niemanden, als einem unbesonnenen Jüngling, der nichts als seine Leidenschaften um

Rath

Rath fragt, einbilden konnte. Ich wollte mich nämlich unter dem Vorwand einer Reise nach America mit meinen Leuten auf das Schiff einschiffen. Ich zweifelte nicht, durch Geschenke einige von dem Schiffsvolk zu gewinnen. Durch den Beystand derselben und meiner Leute wollte ich Fanchon mit Gewalt befreyen, wenn kein ander Mittel übrig wäre. Wir wollten sodann mit dem eroberten Schiff an einen Ort gehen, wo wir in Sicherheit leben könnten. Die einzige Schwierigkeit war nur, durch unsre Menge keinen Argwohn zu verursachen. Wir theilten uns daher. Ich, der Abt, und noch zween Bediente wollten uns sogleich an das Schiff bringen lassen. Die übrigen sollten uns in einiger Zeit nachfolgen, und sich auf dem Schiff stellen, als wenn wir ihnen völlig unbekannt wären. Ich begab mich mit meinen drey Begleitern an das Ufer, eine Gelegenheit zum Uebersetzen zu finden. Ich glaubte aus dem Geräusch, einige Schritte von mir eine Chalouppe wahrzunehmen. Unerachtet der Dunkelheit der Nacht konnte ich doch unterscheiden, daß zwo Personen daraus ans Land stiegen. Die Stimme einer Weibsperson, die ich zu kennen glaubte, setzte mich in Schrecken. Himmel! es war Fanchon. Ihr Begleiter küßte sie, und pries das Glück seiner Liebe. Seine Liebkosungen schienen ihr nicht unangenehm zu seyn. Ihre Freude war der seinigen gleich. Sie versicherte ihn ihrer Zärtlichkeit, und bat ihn, sie

nur geschwind in Sicherheit zu bringen. Ich empfand auf einmal alle Schmerzen der Eifersucht. Was für eine boshafte Seele ist eure Schwester, fieng ich zu dem Abt an, der eben so bestürzt war als ich. Ich lief Fanchon und ihrem Begleiter mit dem Degen entgegen. Empfange mit deinem Gehülfen die Strafen deiner Verbrechen, untreue Fanchon, rief ich ihnen zu. Mein Feind war eben nicht so sehr verliebt, sein Leben für Fanchon zu verlieren. Die Finsterniß war seiner Flucht günstig. Ich fiel auf ein Frauenzimmer, indem ich ihn verfolgen wollte. Ich zweifelte nicht, daß es Fanchon wäre. Die Furcht, sie in der Hitze und Dunkelheit niedergestoßen zu haben, rief alle meine Liebe an die Stelle der Eifersucht zurück. Ich küßte sie, ich nannte sie mit den zärtlichsten Namen. Sie seufzte. Ich fragte sie, ob sie verwundet wäre. Sie antwortete, daß sie blos aus Schrecken niedergesunken sey.

Da ich wegen ihres Lebens nichts zu besorgen hatte, so konnte ich ihr meine Eifersucht nicht weiter verbergen. Retten Sie mich nur erst, sprach sie, indem sie mich küßte, und Sie werden das Unrecht bereuen, daß Sie Ihrer armen Fanchon erwiesen. Ich führte sie unter Hoffnung und Mißtrauen fort. Nichts übertraf ihre und des Abts Freude, einander wieder zu sehen. Wir fanden an einem ganz einsamen Ort das Haus eines Fischers. Wir bewogen ihn durch unsre Be-

lohnungen, daß er uns vergönnte, einige Stunden bey ihm auszuruhen. Ich schickte einen Bedienten nach meinen übrigen Leuten, sie zu uns zu führen. Fanchon fragte mich, wie es möglich gewesen wäre, den Verfolgungen unsrer Feinde zu entgehen, und sie wider zu finden? Ich berichtete ihr alles, was mir seit unsrer Trennung begegnet war. Ich bat sie, mir ihr Schicksal zu erzählen. Sie beschrieb mir ihre Schmerzen und die Verfolgungen des Worden auf das nachdrücklichste. Er hatte ihr freygestellt, sich entweder seinen Begierden zu überlassen, oder unter dem Namen einer lüderlichen Weibsperson nach den westindischen Colonien gebracht zu werden, wo die unerträglichste Sklaverey auf sie wartete. Sie hatte, ohne sich zu bedenken, das letztere erwählt. Da sie eine Bedeckung von den Leuten des Policeylieutenants bey sich hatte, so konnte Worden nicht weiter Gewalt gegen sie brauchen. Er überlieferte sie also, nur halb mit seiner Rache vergnügt, an den Schiffshauptmann aus. Der Sohn dieses letztern fand die Reizungen der Fanchon für sich gefährlich. Er versprach ihr, sie zu befreyen, wenn sie seine Wünsche erhören wollte. Was für ein kostbarer Preis für ihre Freyheit! Ihr ganzes Herz zitterte indessen, wenn sie an America gedachte. Ihre Furcht, das Vertrauen auf den Schutz des Himmels, und die Hoffnung, diesen jungen Menschen, der eben nicht den geübtesten Verstand hatte, betrügen zu

können, bewogen sie, alsdann in seine Vorschläge zu willigen, wenn er sie zuvor völlig in Freyheit gesetzt haben würde. Es war ihm leicht, einige Matrosen auf seine Seite zu bringen. Sein Anschlag war, in dem ersten Haven, da sie einlaufen würden, mit ihr zu entfliehen. Der Wind war ihnen günstiger. Er trieb sie nach Havre de Grace zurück. Sie machten sich die Dunkelheit der Nacht zu Nutz, und entflohen. Sie zitterte, wenn sie an den Preis gedachte, den man auf ihre Freyheit gesetzt hatte, und den sie doch niemals zu erstatten willens war. In den Augenblicken, da ihr Herz mit nichts, als mit meinem Bilde, beschäfftiget war, da sie sich bald meine Verzweiflung über ihren Verlust, bald die Freuden vorstellte, die sie in meinen Armen vergeblich erwartet hatte, mußte sie die Küße und die Liebkosungen eines Menschen erdulden, den sie verabscheuete, und von dem sie alles zu befürchten hatte. Sie erlangten glücklich, unerachtet der Gefahr des Sturms, das Ufer. Ihr ungestümer Begleiter foderte die Belohnung seiner Mühe. Kaum konnten ihre äußerste Verstellung, ihre Schmeicheleyen, und selbst einige ihrer Küsse ihn bewegen, zu warten, bis sie einen sichern Ort erreicht hätte. Ihre Angst wuchs jeden Augenblick. Sie rief den Himmel um Schutz an: Ich überfiel sie mitten in ihrem Kummer. Das Schrecken, mich wieder zu finden, denn sie hatte mich sogleich an der Stimme

erkannt, und die Furcht, daß die verdächtigen Umstände, in denen ich sie antraf, ihr meine Liebe rauben möchten, benahm ihr alle Empfindung. Sie beschwor mich an dem Ende ihrer Geschichte, ihr zu sagen, ob sie in ihrer Gefahr einen andern Weg, sich zu retten, übrig gehabt hätte? Ihre Aufrichtigkeit, die aus ihrer Erzählung hervorblickte, und ihre Freude, mich wieder zu umarmen, zerstreuete alle meine Zweifel. Ich vereinigte meine Thränen mit den ihrigen bey den rührendesten Stellen ihrer Erzählung. Ich drückte sie an meine Brust, und wir fühlten nichts, als das Glück unsrer Wiedervereinigung. Ich konnte mich indessen nicht enthalten, sie zu fragen, was sie alsdann würde angefangen haben, wenn ich sie nicht aus den Händen ihres Begleiters errettet hätte? Sie gestand mir, daß, wenn sie nicht so glücklich gewesen wäre, Leute zu finden, die sie vor den Begierden ihres Liebhabers geschützt hätten, und wenn sie ihn endlich durch ihre Bitten nicht hätte erweichen können, sie mit einem kleinen Messer, das sie bey sich trüge, ihm oder sich das Leben genommen haben würde. Ich dankte dem Himmel, daß er die Tugend der Fanchon vor diesem kläglichen Mittel sich zu retten, behütet hatte. Meine Leute fanden sich unter der Zeit, die uns bey den Vergnügungen, uns zu sehen und zu umarmen, verschwand, richtig ein. Fanchon mußte sich bis an den ersten Ort, wo wir eine Postkutsche be-

kommen konnten, die Beschwerlichkeit des Reitens gefallen lassen. Wir begaben uns nach Rouen, wo wir vor den Nachstellungen unsrer Feinde sicher zu seyn hofften. Meine erste Verrichtung war die Vermählung der Fanchon. Jeder Augenblick, da sie noch zukünftig war, schien mir eine neue Gefahr zu drohen. Sie ward in der größten Stille, und ohne gestört zu werden, vollzogen. Mit was für Entzückung überhäufte mich das Recht, Fanchon meine Gemahlinn zu nennen. Die Kosten, die ich auf die Befreyung der Fanchon, und die Einrichtung unsrer neuen Haushaltung gewendet hatte, verursachten einen ziemlichen leeren Raum in meiner Casse. Ich schrieb an den Herrn von D. Ich eröffnete ihm, daß mich wichtige Ursachen bewogen hätten, mich von dem Herrn F. zu trennen, und ich bat ihn mir frische Wechsel nach der Anweisung, die ich beyfügte, zu überschicken. Mein Bedienter mußte eine Reise nach Paris thun, einen Theil der Sachen, die ich daselbst hatte, zurückzubringen, und den Rest zu verkaufen. Ich trug ihm noch ein andres wichtiges Geschäfft auf. Die Ungewißheit, ob Herr F. an seinen Wunden gestorben sey, oder nicht, verursachte mir die einzigen traurigen Augenblicke bey Fanchon. Ich fühlte, daß ich ihn, unerachtet meiner Verdrüßlichkeiten, die ich ihm Schuld gab, auf das freundschaftlichste liebte. Jacob sollte sich nach ihm erkundigen. Er kam mit der Nachricht zurück,

daß er von seinen Wunden völlig hergestellt, und mit Worden im Begriff sey, Frankreich zu verlassen, nachdem er sich alle vergebliche Mühe gegeben hatte, mich zu entdecken. Jacob hatte ihn selbst gesehen. Eine tiefe Melancholie war auf seinem ganzen Gesicht ausgebreitet. Ich errieth die Ursach derselben leicht. Sie kostete mich einige Thränen. Ich wischte sie geschwind ab, und umarmte meine Gemahlinn.

Nachdem ich meine häuslichen Angelegenheiten besorgt hatte, so weihete ich jeden Augenblick der Liebe. Wir hielten, weil wir verborgen zu bleiben Ursach hatten, sehr wenig Umgang, und wir fanden in unsrer Liebe alle Ergötzlichkeiten, welche wir uns hätten von den größten Gesellschaften versprechen können. Fanchon gab sich alle Tage mehr Mühe, meine Zärtlichkeit, und ich mir die ihrige zu verdienen. Der Abt war die einzige Gesellschaft, wenn ich mich auf einige Zeit von ihr trennen mußte. Ich entdeckte nach und nach einige Aenderungen in ihrem Character. Ich glaubte, daß die Freude über unsre Vermählung die vornehmste Ursache derselben sey. Ein lebhafter Witz, den ich zuvor niemals an ihr wahrgenommen hatte, machte uns sehr oft einige vergnügte Augenblicke. Sie besaß die Kunst, die Handlung einer Person bis auf den Ton der Stimme nachzuahmen. Ich bewunderte ferner die Fertigkeit an ihr, sich in ihren neuen Stand, zu dem sie doch nicht gebohren zu seyn

schien, zu schicken. Keine einzige Unanständigkeit entwischte ihr. Die Liebe zur Pracht, und zu den Ergötzlichkeiten war das einzige, welches der vorigen Strengigkeit ihrer Tugenden etwas zu widersprechen schien. Allein wie leicht fand mein Herz Entschuldigungen für sie! Ich glaubte, das menschliche Herz allzugut zu kennen, als daß es mich hätte wundern sollen, daß Fanchon an Dingen einen Geschmack fand, die eine strenge Tugend für Eitelkeiten schilt. Wie oft, sprach ich zu mir selbst, ist der tugendhafteste Mensch blos deswegen gegen einige Annehmlichkeiten des Lebens gleichgültig, weil ihm seine Umstände verbieten, sie zu geniessen? Da noch überdieß der Geschmack an der Pracht und den Vergnügungen mein eigner Geschmack war, so lobte ich diese Veränderung meiner Gemahlinn mehr, als daß ich sie hätte tadlen sollen. Ich war sogar eitel, daß ich dieselbe den guten Lehren anrechnete, die ich ihr von den Sitten der großen Welt beyzubringen gesucht hatte. Meine Thorheit gieng noch weiter. Ich gab ihr Bücher zu lesen, welche sie von den Regeln einer ungezwungenen Lebensart und des Geschmacks unterrichten konnten, und ich gab ihr noch andre, die fähig genug waren, ihr Herz zu verderben. Die Romanen und die Dichter nahmen die Stellen der Gebetbücher auf dem Nachttisch meiner Gemahlinn ein. Jeder Zuwachs einer freyen und ungezwungenen Lebensart war in meinen Augen ein Zuwachs zu ihren Vollkom-

menheiten. Mein Stolz freuete sich ungemein, daß ich es selbst war, der den Geschmack meiner Gemahlinn, so wie ich ihn hatte haben wollen, gebildet hatte. Die Veränderungen in ihrem Charakter ließen mich nichts von ihrer Treue befürchten. Ich wußte, sie liebte mich, und folgende Begebenheit war eine neue Probe von der Aufrichtigkeit ihrer Liebe.

Wir befanden uns bey einem unsrer Freunde zu Rouen auf einem Ball, den er auf seinem Gartenhause gab. Ich liebte Fanchon zu heftig, als daß ich sie einen Augenblick hätte aus dem Gesicht verlieren sollen. Ich sah sie mit einem jungen Spanier ganz allein eine Allee hinauf gehen. Sie schienen sehr eifrig im Gespräch vertieft zu seyn. Sie lächelte, und ihre Blicke waren mehr als freundlich. Genug Gründe für mich zur Eifersucht. Ich schliech mich unbemerkt so nahe hinzu, daß ich einige ihrer Worte verstehen konnte. Sie versicherte den Spanier, daß sie Mitleiden mit seiner Pein hätte. Kommen sie, mein Herr, sprach sie, ich kann sie nicht länger leiden sehen. Ihr verliebter Spanier folgte ihr mit Entzückung. Kaum konnte ich mich zwingen, ihr nicht durch die schimpflichsten Verweise meine nahe Gegenwart zu verrathen. Ich nahm einen Umweg, da ich ihnen nothwendig begegnen mußte. Sie eben suchten wir, redete sie mich an, indem sie den Spanier fest bey der Hand hielt. Dieser junge Herr hat mich überredet, daß ich an einer

der schrecklichsten Sünden, an einer Ermordung Schuld seyn würde, wenn ich seine Liebe nicht erhörte. Sie kennen mein zärtliches Gewissen. Wir bitten also beyde, Sie mein lieber Gemahl, um die Erlaubniß, daß ich ihn lieben darf. Vereinigen Sie doch Ihre Bitte mit der meinigen, redete sie den armen Spanier an, der sich in der größten Verwirrung von ihr losriß. Ich umarmte Fanchon für das Vergnügen, das mir ihre kleine Bosheit gemacht hatte, und ich verbarg ihr sogar meine unzeitige Eifersucht nicht. Sie bestrafte mich dafür durch ihre Küsse.

Ich und Fanchon waren also glücklich, und wir waren es durch unsre Liebe. Nur der arme Abt allein verrieth eine Traurigkeit, die ich nicht jederzeit an ihm wahrgenommen hatte. Sie wuchs zugleich mit unsrer Liebe. Mitten in unsern angenehmsten Augenblicken störten uns seine unzeitigen Seufzer. Fanchon versuchte alle Mittel, seine Unruhe zu zerstreuen. Sie war traurig mit ihm. Sie suchte ihn durch ihre Scherze aufzuheitern. Sie überwarf sich mit ihm, daß er so gleichgültig gegen unser Glück wäre, und ihre Vorwürfe verursachten bisweilen eine kleine Kaltsinnigkeit zwischen ihr und dem Abt. Seine Traurigkeit gab mir sehr oft Gelegenheit zum Scherz. Er liebet, sprach ich zu Fanchon. Dieß ist der Grund seiner Seufzer, seiner Zerstreuung und seiner Liebe zur Einsamkeit. Der arme Abt! hat er wohl unsre Umarmungen, unsre Küsse, und unsre ganze Glückseligkeit ohne Neid und Sehn-

sucht, sie gleichfalls zu empfinden, ansehen können? Ich quälte den Abt beständig mit meinem Witz. Ich bot ihm meine Hülfe an, ihm eine Geliebte zu verschaffen, wenn er selbst noch keine Eroberung gemacht hätte. Er ertrug meinen Spott mit Geduld, und nach und nach ward er ruhiger. Ich überfiel ihn und Fanchon einmal in einer Stellung, die mich bey einem jeden andern, als bey dem Bruder meiner Gemahlinn, würde eifersüchtig gemacht haben. Sie umarmeten und küßten einander so zärtlich, als wann es Verliebte gewesen wären. Ich scherzte mit dem Abt, indem ich ihn fragte, was für Zärtlichkeit er für sein Geliebte übrig behalten wollte, wenn er sie alle gegen seine Schwester verschwendete? Er schien verwirrt zu seyn. Keine, antwortete Fanchon für ihn, weil ich eben so viel Recht auf sein Herz habe, als eine Liebhaberinn.

Der Herbst und der Winter verschwand uns in einem ungestörten Genuß des Vergnügens. Herr F. mein Vaterland, und alles, was ich jemals geliebt hatte, war aus meinem Herzen verbannt, um es dem Bilde von Fanchon allein einzuräumen. Ich erhielt Briefe von dem Herrn von D. Er billigte meine Trennung von dem Herrn F. Es ist ein Milzsüchtiger, schrieb er mir, der beständig seufzt, daß es andre Leute nicht auch sind. Es lagen sehr annehmliche Wechsel in seinen Briefen eingeschlossen. Er schrieb mir, daß ihn einige Streitigkeiten wegen meiner

Güter bedroheten, die er aber bald abzuwenden hoffte, und er rieth mir, noch einige Zeit in Frankreich zu bleiben. Nichts konnte meinen Wünschen gemäßer seyn, als seine Briefe. Die erhaltenen Wechsel setzten mich in den Stand, Fanchons und meiner eigenen Neigung zur Pracht ein Gnüge zu leisten. Dieses und die Ergötzlichkeiten des Hofs lockten uns wieder nach Paris. Da wir noch einige Verdrüßlichkeiten von F. oder Worden besorgten, so veränderten wir unsern Namen. Wir versahen uns mit Kutsch und Pferden und einem Gefolge, welches uns Ehre machen konnte. Ich erfuhr gar bald, daß Worden noch wirklich zu Paris sey, und daß Herr F. die Aufsicht über einen deutschen Grafen auf sich genommen, und mit ihm nach Deutschland gereiset sey, und in kurzer Zeit wieder nach Paris zurück kommen würde. Wir genossen alle nur mögliche Vergnügungen von Paris. Fanchon war eine besondre Liebhaberinn von den Schauspielen, und wir besuchten sie sehr fleißig. Als wir uns einmal bey der Vorstellung eines der schönsten Stücke befanden, so erblickte ich während der Handlung in der Loge gegen uns über einen fremden Cavalier, der meine Gemahlinn sehr aufmerksam betrachtete. Sie schien es nicht wahr zu gewerden. Ich hielt es für eine blose Neubegierde, bis ich Worden zu dem Fremden in die Loge treten sah. Sie umarmten einander sehr freundschaftlich. Mein ganzes Herz bewegte sich bey dem Anblick meines

Feindes. Ich gab Fanchon Nachricht von dem, was ich wahrgenommen hatte. Sie warf einige Blicke nach der Loge, und sie sank vor Bestürzung zurück. Bringen Sie mich von diesem unglücklichen Ort, bat sie mich. Wir hatten unsre Kutsche zurück geschickt. Die Verzögerung, bis wir eine Miethkutsche bekommen konnten, gab Worden und seinem Freunde Zeit, so bald sie uns in der Loge vermißt hatten, uns in einer andern Kutsche nachzufolgen, und unsren Aufenthalt zu entdecken. Meine Gemahlinn eröffnete mir, daß der Fremde der andre Bösewicht wäre, welcher mit Worden ihre Tugend zu beleidigen gesucht hätte. Diese Eröffnung erklärte mir die Bosheit des Worden noch deutlicher. Worden selbst hatte mir gesagt, daß er von seinem Freunde, der ihn wegen der Olympia überfallen hätte, ohne völlige Aussöhnung weggereist sey. Wenn also dieser Fremde seyn Freund war, woran ich keine Ursache zu zweifeln hatte, wie konnte Worden ihm in der Loge mit allen Merkmahlen einer vertrauten Freundschaft begegnen? War die Erzählung der Fanchon nicht viel wahrscheinlicher? Diese Anmerkung, die ich machte, vermehrte meine Begierde zur Rache. Ich beschloß, zween Bösewichtern nicht länger die Strafe zu schenken, die sie schon so oft verdient hatten. Ich gab einem Bedienten Befehl, sich auf das eifrigste nach der Wohnung des Worden und seines Freundes, des Mylord R. zu erkundigen, und ich gab ihm eine Aus-

forderung, sie ihnen zu überbringen. Ich hätte alle diese Mühe ersparen können. Man überbrachte mir den andern Morgen früh einen Brief. Der Ueberbringer verließ es, am Nachmittag Antwort zu holen. Ich las ihn, und sein Inhalt stürzte mich in eine halbe Raserey. Hier ist er:

Mein Herr,

Da ich die Ehre nicht habe, Sie zu kennen, so verbinden mich blos die Pflichten der Menschenliebe und die Bitten eines Freundes, Ihnen den schrecklichsten Betrug, womit man Ihre Gütigkeit mißbraucht, zu eröffnen. Ich habe Sie gestern in der Gesellschaft eines Frauenzimmers gesehen, und man hat mir gesagt, daß ich solche zu dem Rang Ihrer Gemahlinn habe erheben wollen. Zu Ihrer eignen Ehre und Ruhe wünschte ich, daß diese Nachricht falsch seyn möchte. Unter welchem Namen Sie auch diese Person haben kennen lernen, so ist sie doch wirklich keine andre, als die Olympia von C. ** eine Italienerinn, die ihren Stand und die Geschenke der Natur durch die schändlichsten Laster entehrt. Sie ist mit einem Bedienten ihres Vaters, in welchen sie sich eben so närrisch verliebet hat, als sich andre in sie zu verlieben das Unglück gehabt haben, schon jung aus dem Schose ihrer Familie entflohen. Der Mangel ihrer Wollüste haben sie bald genöthiget, ein Fallstrick für die Unbedachtsamkeit junger Leute zu werden. Ihre List hat indessen jederzeit das Verständniß mit ihrem

ersten Liebhaber zu unterhalten gewußt. Der Abt, den sie für ihren Bruder ausgiebt, ist Niemand, als dieser Unglückselige. Nöthigen Sie ihn durch Ihre Bedrohungen zu einem Geständniß, das ihnen die Aufrichtigkeit meiner Erzählung bestärken wird. Ihr Verstand ist eben so groß als ihre Schönheit, und dadurch wird sie desto gefährlicher. Glauben Sie einem Unglücklichen, der sie aus der Erfahrung kennt, und der selbst derjenige ist, der sie aus Italien in Frankreich geführet hat. Nachdem man sie mit der größten Zärtlichkeit geliebt, ihrentwegen die Pflichten der Freundschaft beleidiget, und sich einer Menge Verbrechen schuldig gemacht hat, ist sie mit ihrem alten Liebhaber davon gelaufen, und hat mit der Untreu noch das Laster eines sehr ansehnlichen Diebstals verknüpft. Man hat sie in dem Gehölz von Boulogne eingeholt, und ist mit einer geringen Strafe zufrieden gewesen. Man bereuet es aber, daß man ihr ein elendes Leben gelassen, und ihr dadurch das Vermögen gegeben hat, einem Herrn von so liebenswürdigen Eigenschaften, wie sie mir beschrieben worden sind, zu betrügen. Alles dieses, was man hier geschrieben hat, erbietet man sich selbst in Gegenwart dieses Weibsbildes und ihres vorgegebenen Bruders durch noch stärkere Zeugnisse zu bekräftigen, und wenn Sie es erlauben, beyden Verbrechern ihr eigen Geständniß abzuzwingen. Bestimmen Sie den Ort und die Zeit, und verzeihen Sie einem Unbekannten, daß er auf einen Augenblick Ihre

Ruhe störet, um sie ihnen desto vollkommener wieder zu geben.

Ihr
unbekannter Freund.

Kann man sich die heftigen Bewegungen meines Herzens vorstellen? Es war ein Kampfplatz der widerwärtigsten Leidenschaften. Der Haß, die Liebe, die Eifersucht, die Rache wechselten in einer unglaubigen Geschwindigkeit hinter einander ab. Der Argwohn, dieser unzertrennliche Gefährte der Liebe, die vielen Merkmahle der Zärtlichkeit, die Fanchon dem Abt erwiesen, die Dunkelheit von ihrer Geburt, von der sie mir seit unsrer Vermählung nicht die geringste Erläuterung weiter gegeben hatte, die Heftigkeit, mit der man sie so oft, und so zuversichtlich der größten Laster beschuldigte, auf der einen; die Liebe der Fanchon, die vielen Proben, die sie mir von ihrer Tugend und von ihrer Treue gegeben hatte, das Bild von dem häßlichen Charakter des Wordens, das tief in meine Seele eingeprägt war, die vielen Umstände, die meinen Verdacht gegen ihn bestärkten, auf der andern Seite, marterten mich mit einer Ungewißheit, die ich nicht aufklären konnte. Ich irrte in einem Labyrinthe von Muthmaßungen herum, ohne daß ich wußte, ob Fanchon schuldig oder unschuldig war. So viel begriff ich, daß sie oder Worden die schändlichste Creatur von der Welt seyn müßte. Es fiel meinem Herzen nicht schwer, zu entschei-

den, wer es am wahrscheinlichsten seyn könnte. Das Laster unter der Maske der Heucheley, sprach ich zu mir selbst, ist alles auszuüben fähig. Kann es die Tugend, die von ihm gehaßt wird, fürchterlicher, als durch die Waffen der Verleumdung, angreifen? Ja, ja, dieser schändliche Brief ist unfehlbar ein Werk des niederträchtigsten Hasses, dadurch Worden und sein würdiger Freund die Unschuld, die sie ihren Begierden nicht haben aufopfern können, zu verderben suchen. Was habe ich weiter für Zeugen von den Lastern, die man ihr Schuld giebt, als ihre Feinde? Mitten unter diesen Betrachtungen, zum Vortheil der Fanchon, fiel meine Eifersucht sehr oft auf den ängstlichen Gedanken zurück, daß ihre Liebe gegen mich doch wohl falsch seyn könnte. Ich hoffte das Gegentheil, aber meine Hoffnung war nicht ohne Furcht. Fanchon erschien in diesem kritischen Zustand meines Gemüths selbst. Ich empfand eine wunderliche Mischung von Argwohn und Reue über denselben, indem ich sie sahe. Sie nahm weine Unordnung wahr. Ich war als der glücklichste und der vergnügteste Liebhaber, von ihr weggegangen, da man mir den Brief brachte. Sie muthmaßte, daß derselbe die Ursache meiner Unruhe seyn müßte. Er lag auf einem Tischchen. Sie las ihn. Ich widersetzte mich ihrer Neubegierde nicht, um in der Art, mit der sie ihn lesen würde, ein neues Licht in der Finsterniß zu entdecken. Sie saß einige Mi-

nuten eben so still, und noch bestürzter als ich. Endlich warf sie einen von ihren mächtigen Blicken, die so viel Gewalt über mein Herz hatten, auf mich. Ihr schönes Auge ließ einige Thränen fallen. Diese stumme Beredsamkeit sprach mehr als zu stark für sie. Dennoch mochte sie unfehlbar glauben, noch einige Kaltsinnigkeit an mir wahrzunehmen. Man hat mir Ihr Herz geraubt, schrie sie mit Verzweiflung, indem sie sich um meinen Hals warf. Konnten sich meine Feinde grausamer an mir rächen? Werden Sie, allen Gründen von meiner Unschuld zu glauben, fähig seyn? Rauben Sie mir ein Leben, das mir ihr Haß unerträglich macht. Ich bin Ihre Feindinn, ich bin die schändliche Olympia, die Sie beleidiget hat. Rächen Sie sich. Versöhnen Sie Ihre und meine Feinde mit meinem Blut. Ob ich gleich sah, daß ihr Geständniß, daß sie Olympia sey, blos eine Wirkung ihrer Verzweiflung sey, so setzte es mich doch in eine solche Verwirrung, daß ich auf alle ihre Klagen nicht antworten konnte. Sie nahm dieses als einen neuen Beweis von meiner Kaltsinnigkeit an. Ich bin verlohren, rief sie. Sie lieben mich nicht mehr. Es ist Zeit, daß ich mich selbst wegen des Verlusts ihrer Liebe strafe. Sie sprang nach einer von den Pistolen, die bey dem Camin hiengen. Die Gefahr, sie zu verlieren, überwand alle andre Regungen. Ich warf mich in ihre Armen, und indem ich

ihr die Pistol aus der Hand wand, schwor ich ihr unter den zärtlichsten Küssen eine ewige Liebe, und ihren Feinden die unversöhnlichste Rache. Sie zweifeln also nicht länger an meiner Liebe und Tugend? fragte sie mich. Ich bat sie um Verzeihung, daß ich nur den geringsten Schatten von einem Zweifel hätte können spüren lassen. So will ich Sie denn, fuhr sie fort, von den Verleumdungen überführen, mit welchen man mich verfolgt. Sie verließ mich, und kam in einigen Augenblicken mit verschiedenen Schriften wieder zurück. Sie betrafen den Proceß, den sie verlohren hatte. Alle bewiesen, daß sie Fanchon Dûparc, und der Abt Constanze Dûparc sey. Ein einziger Blick, den ich auf diese Schriften warf, befriedigte mich. Ich schäumte vor Rache wider die Verleumder der Fanchon. Sie bat mich, nicht ein Blut, das ihr so kostbar wäre, an diese Nichtswürdige zu verschwenden. Ich war taub. Ich schickte durch den Ueberbringer des Briefs, der sich Nachmittags richtig wieder einfand, dem Mylord R. und Worden eine Ausforderung in den härtesten Ausdrücken zu. Ich verschwieg Fanchon, was ich vorhatte; ich entdeckte es aber dem Abt, und überreichte ihm zugleich für ihn und Fanchon ein Vermächtniß meiner Güter, wofern ich unglücklich seyn sollte. Er that mir einen Vorschlag, der mich, ihn zu verachten, würde genöthiget haben, wenn ich ihn nicht durch die Größe der Beleidi-

gung, mit der man ihn beschimpfte, entschuldiget hätte. Ein Zweykampf, sprach er zu mir, ist doch jederzeit ein unsichres Mittel, sich zu rächen. Der beleidigte Theil kann sehr leicht, ohne die geringste Rache, verlieren. Wir wollen den Mylord R. und Worden durch einige heimliche Pistolenschüsse bestrafen, ehe sie die Gefahr muthmaßen. Haben sie ein beßres Schicksal verdient? Ich verbarg ihm meinen Abscheu für einen Meuchelmörder nicht. Er entschuldigte sich ganz beschämt durch die Sorgfalt für mein Leben, und durch die Größe ihres Verbrechens. Ich muß bey dieser Gelegenheit eine Anmerkung über meine eigne Aufführung hinzufügen. Ich empfand den größten Abscheu, einen Meuchelmord zu begehen, zu einer Zeit, da ich doch nach nichts, als nach der Ermordung meiner Feinde, und dem Ruhm ihr Blut zu vergießen, dürstete. War ich deswegen weniger ein Mörder, wenn ich meinen Feind vorwärts, als wenn ich ihn hinterwärts tödete? Was für Stärke haben die Vorurtheile über unsern Verstand! Von zwey Dingen, die einander an Häßlichkeit gleich sind, kann derselbe das eine für schön halten, blos weil er sich dazu gewöhnt hat, zu glauben, daß es schön sey. Wäre der Meuchelmord damals unter die Pflichten der Ehre gerechnet worden, so würde ich es unfehlbar für einen Ruhm gehalten haben, den Mylord R. oder Worden recht unvermuthet vom Pferde zu schießen. Ich begab mich in Begleitung eines einzi-

gen Bedienten nach dem bestimmten Ort. Ich fand den Mylord R. und Worden bereits daselbst. Keiner empfieng mich mit der Mine eines Feindes, obgleich der Lord etwas verdrüßlich aussah. Worden lief mir mit offenen Armen und der freundschaftlichen Mine, die ihm so eigen war, entgegen. Glauben Sie nicht, mein lieber P., redete er mich an, daß wir hierher gekommen sind, Blut zu vergießen. Ich und mein Freund verzeihen Ihnen. Gönnen Sie uns nur einige Augenblicke, Sie aus ihrem unglücklichen Irrthum zu reissen. Sie werden das Unrecht bereuen = = Keine Worte, Verleumder, unterbrach ich ihn. Stirb, oder vertheidige dich. Er hatte kaum noch Zeit genug, den Degen zu ziehen, und einen Stoß aufzufangen, der ihn versichern konnte, daß ich ihn nicht schonen würde. Ich merkte, daß er mich im Fechten weit übertraf. Er schlug mir nach einigen vergeblichen Gängen den Degen aus der Hand. Ich wünsche Ihnen keine weitere Strafe für ihre Unbesonnenheit, als die Erkenntniß Ihrer Schwachheiten, rief er mir zu. Er schwang sich mit einer stolzen und verächtlichen Mine, die ich das erstemal an ihm bemerkte, auf sein Pferd, und vermahnte seinen Freund, ihm zu folgen, und einen Undankbaren, der ihrer Güte unwürdig wäre, seinem Schicksal zu überlassen. Die Geschwindigkeit, mit der er sich meiner Wut entzog, verhinderte mich doch wenigstens nicht, von dem

Lord R. Genugthuung zu verlangen. Er war mehr als zu bereitwillig, sie mir zu geben. Die Hitze, mit der ich ihm gleich im Anfang eine leichte Wunde beybrachte, gab mich einem seiner Stöße blos, der mich zu Boden stürzte. Worden eilte bey dem Anfang unsers Gefechts wieder zurück. Er sah mich fallen, ehe er uns trennen konnte. Er verwies dem Lord seine Hitze, und nahte sich, mir beyzustehen. Ich gab ihm mit der Hand, und durch Geberden den Abscheu zu verstehen, den ich für seine Hülfe hätte. Gott! welche Hartnäckigkeit! seufzte er mit einem thränenden Auge. Er verließ mich mit dem Lord, nachdem er zuvor seinem und meinem Bedienten die genaueste Sorgfalt für mich eingebunden hatte.

Man brachte mich in diesem gefährlichen Zustande zu Fanchon zurück. Die Klagen, die ich ihr verursachte, betrübten mich zum Theil, zum Theil vergnügten sie mich, weil ich dieselben als einen neuen Beweis ihrer Liebe ansah. Ich fand selbst die Art einer Linderung meiner Schmerzen in der Erinnerung, daß es Fanchon war, für die ich mein Blut vergossen hatte. Mein Zustand war lange zweifelhaft. Ich zitterte vor dem Tode, ich Thor, der ich ihm doch getrotzt, und ihn selbst aufgesucht hatte. Die Welt und Fanchon zu verlassen, war ein Schrecken für meine Seele. Ich fühlte mit Angst, daß ich eben keinen glücklichern Zustand nach dem Tode würde zu

erwarten haben, und doch war ich nicht fähig, mir durch meine Reue einen bessern zu verdienen. Meine Gemahlinn kam nicht von meinem Bette weg. Sie vereinigte ihre Thränen mit meinen Schmerzen, und jeder Augenblick, da ich einige Linderung fühlte, war für sie ein Augenblick der Freude und des Vergnügens. Ich empfieng jede Arzney von ihrer Hand. Sie erfand hunderterley kleine Zeitvertreibe, mir meine Leiden zu verringern und keinen derselben erfand sie vergeblich. Konnte mich wohl bey allen diesen Umständen auch nur ein einziger Gedanke beunruhigen, daß Fanchon wirklich die schändliche Creatur sey, die man mir abgeschildert hatte? Meine gute Natur, und noch mehr die Zärtlichkeiten der Fanchon, oder auch vielleicht die Gerechtigkeit und die Güte des Himmels, welche mich für meine Verbrechen bestrafen, und durch diese Strafen glücklich machen wollten, gaben mir ein Leben wieder, das viele bereits für verloren geschätzt hatten. Ich genoß meine alte Ruhe und Zufriedenheit des Lebens noch einmal, die ich in dem Besitz einer Person, die ich liebte, zu finden wußte. Ich war glückselig, blos aus dem Irrthum, weil ich es zu seyn glaubte. Doch ach! meine Glückseligkeit verschwand wie ein Schatten. Mein Unglück nahete sich mir in seiner ganzen Größe. Ich, der ich gegen alle Vermahnungen der Liebe und der Güte der Vorsicht taub gewesen war, ich sollte nunmehr durch ihre Schläge zu

dem Gebrauch meiner Vernunft, und der Erkenntniß meiner Schwachheiten zurück gebracht werden. Schrecklicher Zeitpunkt, in dem meine Liebe und Ehre zugleich, die zwey Götzen, die ich anbetete, so empfindlich gedemüthiget wurden! Auch noch nach so vielen Jahren, da die Zeit meine Schmerzen gelindert, und das Alter nebst der Erfahrung mit mehr Herrschaft über mein Herz eingeräumet hat, kann ich doch niemals ohne Scham und Betrübniß an ihn zurückdenken. Ich glaube, daß die folgenden Begebenheiten, die ich erzählen werde, mir mehr das Mitleiden, als den Tadel meiner Leser verdienen werden, ob ich gleich weiß, daß ich dem letztern mit mehr als zu viel Billigkeit ausgesetzt bin. Es ist ein gewisser elender Trost für das menschliche Herz, wenn es auch alsdann, wenn es tadelhaft ist, doch auch zugleich ein gewisses Mitleiden fodern kann.

Meine Gemahlinn trieb mich heftiger als sonst an, meine Rückreise nach meinem Vaterlande anzutreten. Sie verbarg ihre Zuredungen sehr geschickt unter dem Vorwand der Verdrüßlichkeiten, die uns noch in Frankreich bedrohen könnten. Ich entdeckte darunter aber sehr leicht ihre kleine Eitelkeit, in meinem Vaterland die Rechte zu geniessen, die sie als meine Gemahlinn daselbst fodern konnte. Es schien mir billig, sie hierinne zu befriedigen. Ich erwartete nur noch einige Wechsel, die Schulden zu bezahlen, welche durch

die

die Pracht mit der wir zu leben pflegten, ziemlich angewachsen waren. Mitten unter den Beschäfftigungen zu meiner Abreise erhielt ich einen Brief, der mich würde aufmerksam gemacht haben, wenn ich ihn nicht für einen neuen Kunstgriff meiner und Fanchons Feinde gehalten hätte. Es waren folgende wenige Zeilen ohne Unterschrift:

Eilen Sie so geschwind, als es möglich ist, nach ? ? zurück. Ihr Vormund, der Herr von D. und Ihr Oncle, der Graf von P. haben den grausamsten Anschlag gemacht, Sie zu verderben. Alle Ihre zeitliche Glückseligkeit ist verloren, wenn Sie nicht vor dem Ende dieses Monats in ? ? sind.

Die Hand war mir völlig unbekannt. Ich spottete über die Einfalt, mit der man mich von meiner Gemahlinn zu trennen suchte. Doch einige wenige Monate darauf erfuhr ich, wie wenig ich Ursache zu spotten gehabt hatte. Der Herr von D. selbst entwickelte mir durch seine Briefe dieses Geheimniß. Hätte man eine schwärzere Bosheit gegen mich begehen können? Ich will sie in ihrem ganzen Zusammenhange erzählen, wie ich sie erst lange nach der Zeit erfahren habe. Der Graf von P. hatte mit meinem Vater, seinem Bruder, niemals in einer großen Einigkeit gelebet. Der Graf war der geizigste, und folglich, was von dem Geiz unzertrennlich ist, auch der ungerechteste Mann. Er verlangte von meinem Vater,

obgleich ohne Recht, einige Güter, und dieß war die Quelle aller ihrer Verdrüßlichkeiten. Die Vermählung meines Vaters mit der Fräulein von R. und meine Geburt vermehrten seinen Haß gegen uns. Unter der Zeit meiner Abwesenheit aus : : starb der König, und der Graf von P. bekam eine unumschränkte Gewalt unter der Regierung seines Nachfolgers. Er wandte sie an, einen Anschlag auszusinnen, wie er seinen Geiz und seinen Haß gegen mich auf einmal sättigen könnte. Er kaufte dem Herrn von D., der die Kunst verstand, ein Bösewicht zu seyn, ohne dafür gehalten zu werden, für eine ansehnliche Summe diejenigen Documente ab, welche zu meiner Vertheidigung dienen konnten. Der Herr von D. war froh, daß er sein Gewissen und seine Redlichkeit auf eine so vortheilhafte Art verhandeln konnte. Er nahm zum Schein meine Vertheidigung wider die angestellte Klage des Grafen von P. über sich. Der Graf berief sich darauf, daß der vorige König niemals seine Einwilligung zu der Vermählung meines Vaters mit der Fräulein von R. ertheilt hätte; daß nicht einmal ein Beweis da wäre, daß mein Vater wirklich mit der Fräulein vermählet worden sey, und daß ich folglich, als ein bloßer natürlicher Sohn, nach den Landesgesetzen nicht in den Gütern meines Vaters nachfolgen könnte, sondern diese Güter auf ihn, den Grafen von P., zurückfielen. Was den ersten Punkt anbelangt, so hat-

te zwar der König niemals öffentlich die Vermählung meines Vaters für gültig erklärt. Aber diese Erklärung war nicht nöthig gewesen, da mein Vater nicht wieder an den Hof zurückkehrte. Die Vermählung meines Vaters war heimlich, und noch dazu in einem fremden Lande, vollzogen worden. Folglich war der Beweis derselben wirklich einigen Schwierigkeiten unterworfen, obgleich diese Schwierigkeiten sehr leicht zu heben waren. Mein Feind machte sich indessen dieser für ihn vortheilhaftigen Umstände zu Nutze, und durch seine Gewalt fiel es ihm leicht, ein Urtheil zu erzwingen, wie er es verlangte. Man erklärte mich in demselben für einen außer der Ehe erzeugten Sohn des Grafen von P. beraubte mich seines Namens und seines Ranges, und legte mir den Geschlechtsnamen meiner Mutter bey. Meine Güter wurden meinem Oncle zugesprochen, und ich bekam blos eine jährliche Anweisung von 800 Thalern auf dieselbigen. Zum Beschluß wurde mir noch auferlegt, zu Vermeidung der Unruhen, die ich stiften könnte, ausserhalb meinem Vaterlande zu leben. Konnte man ungerechter mit mir verfahren? Vielleicht würde ich in dem unerachtet mein Unglück nicht so erschrecklich gefühlt haben, wenn es mich zur andern Zeit, und in andern Umständen, als darinnen ich damals lebte, überfallen hätte. Ich war mehr als 60000 Livres schuldig. Meine Gläubiger fiengen bereits an mich zu beunruhigen. Ich hatte bisher in

allem Ueberfluß der Pracht und des Vergnügens gelebet. Von diesem Gipfel der Glückseligkeit ward ich auf einmal in den tiefsten Abgrund der Niedrigkeit und der Armuth herabgestürzt. Was für ein Bild war die Armuth in meinen Augen, da ich sie bisher niemals, als von weitem an meinen unglücklichen Nebengeschöpfen, wahrgenommen hatte. Die Schande, mit der man meine Mutter in ihrem Grabe beleidigte, die Scham über den Spott, den mir meine unglückliche Begebenheit zuziehen würde, und das Andenken, daß mein Feind der Vater von Carolinen war, alles dieß vermehrte meine Verzweiflung. Und wie sollte ich es endlich ausstehen, Fanchon das Unglück zu erzählen, das mir begegnet war? Konnte sich mein Stolz so weit erniedrigen, ihr zu bekennen, daß ich aus einem reichen Grafen von P. ein schlechter und unbemittelter Herr von R. geworden wäre? Sie war des Ueberflusses und der Pracht gewohnt, und nunmehr sollte sie eben wieder so elend durch mich werden, als sie es war, da sie mich kennen lernte. Und wie viel hatte ich nicht wegen ihrer Treue und Liebe zu befürchten! Ihr Herz, das beständig war, so lange es mein Glück mit mir getheilt hatte, konnte unbeständig werden, da es unglücklich mit mir seyn sollte. Es ist allemal leichter, sich gegen den Mangel zu vertheidigen, wenn man niemals glücklich gewesen ist, als alsdann, wenn man das Gück empfunden hat, und es verliert. Ich be-

schloß, mein Unglück für Fanchon zu verbergen, so lange es möglich wäre. Ich borgte neue Summen, meine Gemahlinn in ihren Vergnügungen zu unterhalten. Diese schwache Quelle war bald erschöpft. Es war kein ander Mittel übrig, ich mußte der Fanchon einen Theil meines Kummers entdecken. Ich verbarg ihr den vornehmsten, nämlich die Ungerechtigkeit des Grafen von P. Ich begnügte mich, ihr zu sagen, daß ich einige Aenderungen in unserm Hauswesen für nöthig befände, da meine Wechsel aus ⸗ ⸗ so lange außen blieben. Ich bemerkte leicht, wie unangenehm ihr diese Nachricht wäre. Ein ungefähres Glück befreyte mich noch auf eine kurze Zeit von diesen Veränderungen. Ein mir unbekannter Kaufmann aus meinem Vaterlande überschickte mir einen Wechsel auf 1000 Dukaten, ohne daß er mir die Person meldete, auf deren Befehl es geschah. Dieses war das einzige Geld, das ich noch in Vermögen hatte. Ich war zu stolz gewesen, das jährliche Gehalt anzunehmen, das mir meine Feinde gleichsam als ein Almosen übrig gelassen hatten. Ich antwortete dem Herrn von D. nichts als Drohungen, und ich verschonte meinen Oncle eben so wenig. Ich erhielt dadurch nichts, als eine geschärftere Verbannung aus meinem Vaterlande. Die 1000 Dukaten wurden alle, ehe ich eine Möglichkeit ausdenken konnte, sie zu vermehren. Ich mußte nunmehro zu den kläglichsten Mitteln schreiten, die mir noch übrig waren. Welche Demüthigung für

meinen Stolz! Ich verkaufte meine Kutsche und meine Pferde; meine Bedienten wurden abgedankt, meine kostbare Wohnung vertauschte ich mit einer schlechtern. Meine Bekannten sahen, daß ich arm, und also nach ihren Grundsätzen ihrer unwürdig geworden war. Die meisten spotteten über mich, andre ließen es dabey bewenden, daß sie mich blos verachteten, und kaum einer oder zween bedauerten mich ganz kaltsinnig. Ich strich ganz einsam und unbemerkt durch die Gassen, durch die ich zuvor so stolz, und mit so vieler Bewunderung gefahren war. Leute, die sich zuvor sklavisch für mir gebückt hatten, würdigten mich jetzund kaum, mich so obenhin zu grüßen. Einer von meinen gewesenen Bedienten begieng die Unverschämtheit, mir, da ich ihm einmal ganz traurig begegnete, mit einer frechen Mine 50 Louis d'or anzubieten. Er verbarg sich für meinem Zorn gar bald unter eine Menge Pöbel, und durch die spöttische Erzählung meines Unglücks gab er mich dem Gelächter dieser Unvernünftigen preis. Welche harte Züchtigungen für den Stolz und den Ehrgeiz, dem ich so oft und so eifrig ergeben gewesen war! Nunmehr verwies ich mir erst jedwede stolze Mine, mit der ich in meinem Glück denjenigen, der nicht so glücklich als ich war, angesehen hatte. Nunmehr fieng ich an zu philosophiren. Ich schalt auf die Thorheit der Menschen, den Weisen, den Klugen nach seinem Kleide zu beurtheilen, und ich war einige Zeit vorher selbst

noch eben der Thor gewesen. Hab ich weniger Verstand bekommen, rief ich öfters, seitdem ich ein schlechtes Kleid trage, als da, da es mit Gold besetzt war? Warum verachtet man mich denn, wenn ich nichts als ein gewisses blendendes Nichts verlohren habe? Ich würde vielleicht alle diese Erniedrigungen, so sehr sie mich auch schmerzten, mit einiger Gelassenheit ertragen haben, wenn ich von der Liebe der Fanchon noch eben so gewiß, als in meinen glücklichen Umständen, versichert gewesen wäre. Aber ach! Es war nicht mehr die Fanchon, die ihrem Elend sich mit so vieler Geduld unterwarf, da ich sie zuerst sah. Es war eine von den Vergnügungen und der Pracht ganz bezauberte Gräfinn von P. die nur mit dem äussersten Zwang sich der Nothwendigkeit aufopferte, welche mir meine Umstände auferlegten. Ihre Blicke fiengen an, einige Kaltsinnigkeit zu verrathen. Sie hatte das unbillige Urtheil erfahren, welches man wider mich ausgesprochen hatte. Die Vorwürfe, die sie mir bisweilen deswegen machte, schienen mich eines Betrugs wider sie anzuklagen. Sie ließ mich sehr oft viele Stunden allein. Beschwerte ich mich wegen ihrer Besuche, so fragte sie mich mit einer unwilligen Mine, ob ich ihr das einzige Vergnügen, das ihr noch übrig wäre, einige ihrer Freundinnen zu besuchen, rauben wollte? Sie war frostig und mißvergnügt, wenn sie mit mir allein war. Jedwede Zärtlichkeit, die sie mir erweisen sollte,

mußte ich ihr durch ein kleines Geschenke abkaufen. Sie tadelte sich bisweilen selbst wegen ihrer Neigung zu den Ergötzlichkeiten. Sie klagte mich aber auch allemal zugleich mit an, daß ich ihr Lehrmeister gewesen wäre. Wie sehr war nicht diese Aufführung von ihrer ehemaligen unterschieden? Und dennoch liebte ich sie heftiger, als jemals. Ich verstieß alle meine Kostbarkeiten, meine Kleidungen, und was ich sonst übrig hatte, meine Gemahlinn durch Schauspiele, Spatzierfahrten und andre kleine Ergötzlichkeiten zu zerstreuen, und sie von den traurigen Betrachtungen über unsre elenden Umstände abzuziehen. Diese letzte Zuflucht ward mir gar bald verboten. Was für Ursachen zur Verzweiflung für einen Menschen von meinem Stand und Erziehung! Ein einziges Kleid, das ich auf dem Leibe trug, und zween oder drey Louis d'or waren mein ganzes Vermögen. Alle Ausflüchte, mich von der schmählichsten Armuth zu retten, waren mir abgeschnitten. Lauter finstre Gedanken bemächtigten sich meiner Seele. Meine Vernunft verlor sich in einem Nebel von Schrecken und Angst wegen des Zukünftigen. Ich beschuldigte Gott und Menschen einer Grausamkeit gegen mich, und gleichwohl war ichs allein, der an meinem Unglück Schuld war. Ich lief wie ein Unsinniger nach dem Ufer der Seine, dem mühseligsten Leben von der Welt ein Ende zu machen. Die Vorsehung, welche bisweilen selbst die Laster zu Werkzeugen für das Glück ihrer Geschöpfe macht, erbarmte sich über mich. Ich

mußte bey einem Hause vorbeygehen, wo man spielte. Was wird es nutzen, sprach ich zu mir, ob ich drey Louis d'or reicher oder ärmer sterbe? Ich gieng hinein. Ich war glücklich, und in weniger als zwey Stunden hatte ich 2000 Livres gewonnen. Die Gedanken zu sterben verloren sich. Ich gieng ganz ruhig nach Hause. Fanchon bekam die Hälfte, der Abt den dritten, und ich selbst behielt den vierten Theil von meinem Gewinn für mich. Das unzufriedene Gesicht der Fanchon heiterte sich auf einig: Zeit wieder auf. Ich erwartete den andern Tag mit Ungeduld, mein Glück noch einmal zu versuchen. Ich überzählte bereits meine Reichthümer, die ich erwerben würde. Meine Gläubiger wurden davon bezahlt. Ich legte mir wieder Kutsch und Pferde zu, und war wieder so glücklich als zuvor. Ich begab mich an den Ort, wo ich glaubte, daß bereits das Glück auf mich wartete. Ich spielte glücklich. ZweyhundertLouisd'or waren mein. Die Vernunft rief mir ins Ohr, ich sollte zufrieden seyn. Der Geiz lachte sie aus. Das Glück änderte sich. Meine Zweyhundert Louis d'or verloren sich. Fünfhundert Livres, meine Uhr mein Degen, und meine übrige Kleinigkeiten folgten nach, und ich war ärmer als der geringste Bettler. Mit wie vielen vergeblichen Flüchen über meine Einfalt, die mit ihrem Glücke nicht zufrieden gewesen war, verließ ich diesen unglücklichen Ort. Ich lief zu dem Abt und bat ihn, mir dir

Hälfte von dem Gelde zu leihen, das ich ihm gestern geschenkt hatte. Er bedauerte mich mit einer gezwungenen Mine, daß er mir nicht dienen könnte; er hätte sie bereits diesen Morgen einem Freunde geliehen, der sich in sehr schlechten Umständen befände. Ich beschuldigte ihn ohne Bedenken der Falschheit. Wir geriethen in einen kleinen Streit. Fanchon kam dazu, und erfuhr die Ursache desselben. Sie holte sogleich die 1000 Livers, die ich ihr gestern gegeben hatte. Hier haben Sie Ihr Geld wieder, sprach sie zu mir. Ich habe es Ihnen nur aufgehoben. Das Verfahren der Fanchon vertilgte aus meinem Herzen allen Zorn gegen ihren Bruder. Ich überschüttete sie mit meinen Liebkosungen. Sie konnte mich nicht bereden, mehr als die Hälfte anzunehmen. Vielleicht hätten diese fünfhundert Livers kein beßres Schicksal gehabt, als die vorigen, wenn sie nicht eine unvermuthete Hinderniß davon errettet hätte. Ein einziger Freund, der mich noch nicht ganz verlassen hatte, und es war eben derjenige, den ich sonst am wenigsten zu schätzen pflegte, hinterbrachte mir heimlich, daß meine Gläubiger meinen Auffenthalt erfahren hätten, und im Begriff wären, mich aufzuheben. Ich hatte diesen Fall schon lange vorher als möglich angesehen, und ich war daher für eine geheime Zuflucht besorgt gewesen. Fanchon allein wußte dieselbe. Sie begleitete mich an den Ort meiner Sicherheit. Sie verließ mich mit vielen Proben

der Zärtlichkeit, einige nöthige Anstalten zu treffen. Was für traurige Vorstellungen rissen mich hin, als ich allein war? Warum muß doch ich derjenige seyn, den der Himmel mit allen seinen Züchtigungen heimsucht? Wie viel Bösewichte leben, und sind glücklich, und ich, der ich aus Jugend und Uebereilung einige Fehltritte begangen habe, scheine nur geschaffen zu seyn, um gequält zu werden. Da ich für nichts weiter als die Wollüste lebte, war ich glücklich: und itzund, da ich vernünftiger geworden bin, bin ich unglücklich. So hat man denn weiter keinen andern Anspruch auf die Güte der Vorsicht zu machen, als nach demjenigen Grad, indem man lasterhaft ist? Ist sie gerecht? Ist sie gütig?

Fanchon kam wieder zurück, und ihre Ankunft allein war, einige Freude in meiner melancholischen Seele zu erwecken, fähig. Wie zärtlich war sie nicht? Zärtlicher, als ich sie jemals gesehen hatte. Sie weinte mit mir. Sie machte sich Vorwürfe, daß sie an meinem Unglück Schuld sey, da sie sich durch die Neigung zu den Vergnügungen allzusehr habe hinreissen lassen. Was für ein Streit der Liebe! Jedwedes von uns bemühte sich, sich selbst zu der Ursache unsres Elendes zu machen, das andre loszusprechen, und es zu beklagen, daß es zugleich mit unglücklich sey. Fanchon schwur mir, daß sie sich nicht einen Augenblick von mir trennen wollte. Das Elend, sprach sie unter den zärtlichsten Küssen zu mir, soll mir

an ihrer Seite zum Glück werden. Sie lieben mich also noch, meine beste, meine theuerste Fanchon, rief ich, und ich verlange nichts mehr. Ich bitte der Vorsehung alle die Lästerungen ab, durch welche ich mich an ihr versündiget habe. Sie gab mir meine Gemahlinn. Wie hätte sie gütiger gegen mich seyn können? Wir sanken in der Entzückung unsrer Liebe dahin. Alles Unglück verschwand vor meinen Augen. Selbst dieser elende Aufenthalt, wo ich, von aller Nothwendigkeit des Lebens verlassen, und von tausend Gefahren verfolgt, mich verborgen hatte, ward mir durch die Liebe ein Pallast. Wir machten verschiedene Entwürfe, künftig so glücklich zu seyn, als es möglich wäre. Einige davon schienen uns ziemlich fähig zu seyn, ausgeführt zu werden. Ich war einen Augenblick ruhig, um den neuen Unglücksfall desto härter zu fühlen, der herein brach. Man eröffnete die Thür. Himmel! ich erstarrte. Meine Gläubiger hatten meine letzte Zuflucht entdeckt. Man riß mich aus den Armen meiner Gemahlinn heraus. Die Barbaren waren gegen ihre Thränen und ihre Drohungen gleich unempfindlich. Kaum ließ man mir Zeit, ihr noch einen Kuß zu geben. Die Größe des Schmerzens machte mich völlig unempfindlich. Ich ließ mich, ohne ein Wort zu sagen, fortführen. Ich erwachte ndlich aus meiner Fühllosigkeit, und das Gefängniß, in dem ich mich befand, versicherte mich, daß mein Elend vollkommen sey. Ich hatte

Zeit meinen traurigen Zustand zu überdenken, und ich wandte diese Zeit dazu an, Gründe aufzusuchen, daß ich mit Recht die Vorsicht der grausamsten Ungerechtigkeit beschuldigen könnte. Wie viel Ursachen erfand ich, alle die Schritte, die ich zu meinem Verderben gethan hatte, zu entschuldigen? Alles mein Unglück wälzte ich auf die Vorsicht zurück. Warum hatte sie mich diese Schritte thun lassen? War sie es nicht, die nach der allgemeinen Meynung alle Begebenheiten der Welt anordnete? Was folgte anders aus diesen Anordnungen, als daß sie durch dieselben aus einem blinden Eigensinn, den einen glücklich, den andern unglücklich zu seyn, bestimmte, ohne auf Verdienste zu sehen? Was für ein neuer Beweis war mein thörichtes Herz von den ungerechten Klagen des Menschen gegen die Vorsicht? Ich allein war die Ursache meines Elends. Mit was für Uebereilung hatte ich den Herrn F. verlassen, ein unbekanntes Mädgen geheirathet, mich einer ausschweifenden Neigung zur Pracht überlassen? Verdienten die Fehler, die ich gegen den Herrn F. gegen Worden, und gegen die Vernunft selbst begangen hatte, keine Strafe? Wer hatte selbst den Unglücksfall, der mich aller Titel und Güter meines Vaters beraubt hatte, mehr beschleuniget, als meine eigne Nachläßigkeit? Wäre ich zu der angesetzten Zeit mit dem Herrn F. abgereiset, so würde ich vielleicht noch Zeit genug gehabt haben, die Maßregeln meiner Feinde zu ver-

nichten. Keine einzige von diesen Betrachtungen kam mir indessen in die Gedanken. Nur ich allein war der unschuldige und beleidigte Theil, und Gott war ein Barbar gegen mich. Ich verfiel in die äußerste Misanthropie. Alle Menschen waren Bößewichte in meinen Augen, ich und Fanchon ausgenommen. Mein Herz verlangte einen Trost von mir. Wo sollte ich ihn aufsuchen? In der Ruhe meines eignen Herzens? So hätte ich wirklich tugendhaft und unschuldig seyn müssen, und mein Murren lehrte mich, daß ich es nicht war. In der Religion? Diese hatte ich verlassen. Seit dem unglücklichen Umgang mit dem Chevalier war ich weder ein Christ, noch ein Heide. Ich hielt alle Religionen für gleich gut. Ich hatte mir aus ihnen ein System zusammen geflickt. Der Grund davon war, Gott ist gerecht und gütig. Mein eignes Unglück widerlegte nach meiner Meynung diesen Grundsatz, und meine Religion verschwand. Ich nahm meine Zuflucht zur stoischen Philosophie. Sie war eben so elend und unzulänglich als meine Religion. Ich fühlte meine Schmerzen, so sehr ich mich auch bereden wollte, daß ich sie nicht fühlte. Vergeblich sagte ich mir vor, der Weise allein ist reich, der Weise allein ist glücklich. Mein Herz empfand, daß der stoische Weise für andern Narren noch den Vorzug voraus hätte, daß er ein größter Narr wäre, als wie sie.

Nichts bleb mir zu meiner Beruhigung übrig, als die Liebe der Fanchon. Diese gab mir auf einen Augenblick meine Ruhe wieder. Aber gleich darauf verdoppelte sie meine Qual. Ich sah diese liebe Gemahlinn alles des Glücks, das sie hoffen konnte, beraubt, von ihrem Gemahl, den sie so zärtlich liebte, getrennt, und der Verachtung und dem Mangel ausgesetzt. Ich sah ihre Thränen und ihren Jammer, mit dem sie Abschied von mir nahm. Kläglicher Anblick für mich! Ich verdoppelte bey ihm alle Schmähungen gegen die Vorsicht, und zugleich auch meine Verbrechen. Ich gebe einen ziemlichen langen Abriß von der traurigen Beschaffenheit meines Herzens. Er ist mehr lehrreich, als angenehm zu lesen, und eben deswegen habe ich ihn nicht weggelassen. Was ist doch im Unglück ein Mensch, der seine Glückseligkeit außer seinem eignen Herzen suchen muß! Er stürzt von dem Gipfel seines Glücks herab in Staub, und sein ganzes Leben wird Verzweiflung. Derjenige allein, den sein Herz mit einem rühmlichen Beyfall belohnt, und der die Hand, die ihn schlägt, recht kennt, ist elend, ohne unglücklich zu seyn.

Nimmermehr hätte ich geglaubt, daß mein Unglück noch einer Vermehrung fähig wäre, und doch erfuhr ich es. Ich hatte meine Schulden für die einzige Ursache meines Arests gehalten, und ich betrog mich. Ich ward wegen eines der niedrigsten Verbrechen vor Gericht gebracht. Man

beschuldigte mich als einen Betrüger, der sich fälschlich den Titel eines Grafen von P. beygelegt hätte, um desto sichrer die Leute hintergehen zu können. Man drohte mir so gar mit einer schändlichen Strafe, wofern ich schuldig wäre. Man stelle sich meine Scham und meine Raserey vor, wenn es möglich ist. Es war mir leicht, diese Beschimpfung aus den Papieren zu widerlegen, die ich aus ** erhalten hatte, und welche das unbillige Urtheil wider mich enthielten. Man sah daraus gleich, daß ich mich für nichts ausgegeben hatte, als was ich wirklich war. Ich hatte der Fanchon diese Papiere in Verwahrung gelassen. Ich schickte nach denselben. Was für eine neue schreckliche Zeitung für mich! Fanchon war einige Stunden nach meinem Verhaft in einer prächtigen Kutsche aus unsrer Wohnung abgeholt worden, und sie hatte nebst allen übrigen Sachen auch diese unglücklichen Papiere mit sich genommen. Man konnte keine Nachricht geben, wo sie sich aufhielte; Nunmehr drückte mich die Last meines Unglücks völlig zu Boden. Auf alle Fragen, die man mir wegen des Betrugs, dessen ich schuldig seyn sollte, vorlegte, war ich stumm. Man mußte mich, ohne die geringste Antwort zu erhalten, nach meinem elenden Aufenthalt zurückbringen. Hier überließ ich mich einer beständigen Tiefsinnigkeit und Melancholie. Ich vergaß alles, selbst die Schande, die man mir angedroht hatte, gebrandmarkt zu wer-

den, wofern ich schuldig wäre. Fanchon, Fanchon, rief ich ohne Unterlaß, ist in einer prächtigen Kutsche abgeholt worden? Die Untreue! ich Unglückseliger! Meine Vernunft litte außerordentlich. Ich fühlte eine gewisse Schwachheit im Haupte, welche einer kleinen Verwirrung sehr nahe kam. Ich weis nicht, was noch endlich aus mir geworden seyn würde, wenn sich nicht der Auftritt plötzlich verändert hätte. Einige Tage befand sich mein Herz in dieser Stellung der Verzweiflung, als man mein Zimmer eröffnete. Ein Kaufmann, welcher der stärkste unter meinen Gläubigern war, umarmte mich mit allen Merkmahlen der Höflichkeit. Sie sind völlig frey, redete er mich an. Ich bitte um Verzeihung wegen des Vergangenen. Kommen Sie mit mir in mein Haus, daß ich die Beleidigungen, darzu ich verführt worden bin, wieder etwas verbessern kann. So unbegreiflich mir meine Befreyung war, so gleichgültig hörte ich sie an. Ich erkundigte mich nicht, wie sie möglich wäre, ich dankte ihm nicht dafür, und ich widersetzte mich auch nicht, wie er mich nach seinem Wagen führte. Er wiederholte alle seine Entschuldigungen noch einmal, da wir bey ihm angelangt waren. Er redete von der boshaftesten Verrätherey und Undankbarkeit, deren das menschliche Herz fähig wäre. Er schwatzte viel von meiner Glückseligkeit, einen Freund zu besitzen, der vielleicht der einzige von seiner Art

wäre. Alle seine Reden waren Räthsel für mich. Ich fragte ihn, und seine geschwätzige Zunge marterte mich mit tausend Ausflüchten, sein Geheimniß zu verschweigen, und doch verschwieg er es nur, um desto öfterer darum gefragt zu seyn.

Ich ward so ungeduldig, daß ich ihn verlassen wollte, als er endlich mich und sich von dem verdrüßlichsten Zwange befreyete. Ein Freund von Ihnen, sprach er, hat mir die Summen, die Sie schuldig sind, eingeliefert. Ich habe mich und Ihre übrigen Gläubiger davon bezahlt, und hier ist der Ueberschuß, den er mir Ihnen zu überliefern befohlen hat. Ich schwor ihm, daß ich das Geld nicht annehmen würde, wenn er mir nicht den Namen desselben eröffnete. Verzeihen Sie, antwortete er, ich habe versprechen müssen, ihn zu verschweigen. Genug, es ist der beste, der redlichste, der menschenfreundlichste Freund. Sie wissen, ein Franzos spricht selten von Ausländern, und fast niemals von einem Engelländer vortheilhaft. Aber gewiß ihr Freund ist besser, als hundert Franzosen zusammen. Ich war mit der Verschwiegenheit des Kaufmanns sehr wohl zufrieden. Worden, rief ich mit Verwunderung, ist also derjenige, dem ich meine Befreyung zu danken habe? Sie haben ihn errathen. Nimmermehr würde ich Ihnen sonst seinen Namen gesagt haben, antwortete er mir mit einem Lächeln. Er erzählte mir ferner, daß Worden durch tüchtige Beweise die Beschimpfung eines Betrügers

von mir abgelegt und gezeigt hätte, daß ich vor der Verlierung des Processes wider meinen Oncle von jedermann für einen Grafen von P. wäre gehalten werden. Er fügte hinzu, daß mir die Gerichte für die zugefügte Beleidigung alle Genugthuung anböten. Wie leicht kann man nicht von boshaften Leuten betrogen werden! schrie er. Seine öftern Aber, sein Achselzucken, sein Kopfschütteln, und hunderterley andre Geberden gaben mir zu verstehen, daß er noch ein sehr wichtiges Geheimniß auf dem Herzen hätte. Er wollte gefragt seyn. Ich drang wegen desjenigen in ihn, der mich als einen Betrüger beschuldiget hätte. Er gab mir ganz stillschweigend einen Zettel in die Hand. Ich las ihn mehr als zehnmal, und dennoch zweifelte ich noch, daß ich recht gelesen hätte. Es war Fanchons Hand, obgleich ohne ihre Unterschrift. Man gab darinnen dem Kaufmann von meinem verborgenen Aufenthalt, den nur Fanchon allein wußte, Nachricht. Man gab mir Schuld, daß ich ein Betrüger wäre, der deswegen den Namen eines Grafen von P. angenommen hätte, damit er ehrliche Leute unglücklich machen könnte. Wie? meine Gemahlinn hat Ihnen diesen Zettel ‥? rief ich voll Wut. Ihre Gemahlinn? unterbrach er mich mit Erstaunen. Er gestand mir, daß er diesen Zettel von einem Unbekannten, den er mir beschrieb, und der nach der ganzen Beschreibung der Abt war, erhalten hätte. Nachdem er dem-

selben eine Belohnung für seine Mühe gegeben hatte, so ließ er ihm aus Neubegierde einen von seinen Leuten nachfolgen. Dieser sah, daß der Unbekannte in das Haus hineingieng, wo ich wohnte. Ob sich gleich die Muthmaßungen des Kaufmanns nicht bis auf meine Gemahlinn erstrecken konnten, so hielt er doch den Unbekannten für einen falschen Freund von mir, der mich aus Eigennutz verrathen hatte. Daher waren seine Klagen über die Bosheit und Undankbarkeit der Menschen gekommen. Ich habe keinen einzigen Zweifel an der Untreue der Fanchon mehr übrig. Fanchon, die gottlose Fanchon, hatte mich auf die niederträchtigste Art verrathen. Was konnte sie anders seyn, als die schändlichste Creatur von der Welt?

Mein Herz wünschte vergeblich, nur eine einzige Entschuldigung für sie zu finden. Dem Kaufmann konnte bey den Umständen, in denen ich mich befand, die wahre Person, die mich verrathen hatte, nicht verborgen bleiben. Die Art dieser Verrätherey schien ihm so abscheulich zu seyn, daß er immer noch ungewiß war, sie zu glauben. Ich gab mir nicht viel Mühe, ihn aus seiner Ungewißheit zu ziehen. Die Rache, nach der meine Seele dürstete, gab mir Stärke genug, die äusserste Unordnung meines Gemüths zu verbergen. Ich nahm noch so ziemlich gelassen von ihm Abschied. Alle seine Nöthigungen konnten mich nicht länger bey ihm aufhalten. Ich

dankte ihm, und bat ihn, eben dieses in meinem Namen bey Worden zu verrichten, und ihm zu sagen, daß mir die Scham nicht erlaubte, ihn ein einzigesmal wieder zu sehen. Ich nahm mir nicht erst die Mühe, den Kaufmann um seine Verschwiegenheit zu bitten, da ich ein sehr schlechtes Vertrauen zu ihm hatte. Mein erster Weg gieng nach meiner alten Wohnung. Ich erkundigte mich, wenn und in was für Verfassung sich Fanchon wegbegeben hätte. Es war kaum eine Stunde nach mir geschehen. Sie war mit der vergnügtesten Mine in eine Kutsche gestiegen, die nach der Livree dem Herzog von * *, einem der wollüstigsten Prinzen bey Hofe, zugehörte. Der Abt hatte sich zu gleicher Zeit unsichtbar gemacht. Ich suchte sie einige Tage vergeblich zu Paris auf. Endlich erblickte ich, als ich bey dem Opernhaus auflaurte, die Kutsche des Herzogs von * * Fanchon saß neben ihm so geschmückt als eine Prinzeßinn. Ich glaubte unter den Bedienten einen wahrzunehmen, der dem Abt nicht ungleich sähe. Die Kutsche, der ich unermüdet nachfolgte, hielt bey einem grossen Pallast stille. Der Herzog begleitete Fanchon, die alle die Zärtlichkeit gegen ihn verschwendete, die mich so oft bezaubert hatte. Meine Schande war ohne den geringsten Zweifel gewiß. Es war nichts mehr übrig, als mich zu rächen. Der Herzog und Fanchon, alle beyde sollten mich mit ihrem Blute versöhnen. Ich wollte sie in ihren

schändlichen Vergnügungen bestrafen. Nur die Art, wie ich es möglich machen sollte, war noch ungewiß. Ich entwarf den seltsamsten Anschlag von der Welt, und es glückte mir. Ich wußte, daß der Marschall von B. der vertrauteste Freund des Herzogs von * * war. Ich errichtete mit einem Bedienten des Herzogs, dem ich völlig unbekannt war, einige Freundschaft. Ich entdeckte ihm, daß ich ein Vertrauter des Marschalls wäre, daß dieser mit dem Herzog die wunderliche Wette eingegangen wäre, wer den andern am ersten in seinen Vergnügungen überfallen könnte, daß der Marschall bereits den geliebten Gegenstand des Herzogs erforscht hätte, und daß ich ihm in seinem Namen 3000 Livres verspräche, wenn er den Marschall an einen Ort zu bringen sich getrauete, wo er den Herzog überfallen könnte. Der Bediente war aus der Normandie, und folglich nicht der klügste. Er gestand mir, daß sein Herr wirklich die Fanchon mit der größten Pracht unterhielte, und daß er fast alle Nächte bey ihr zubrächte. Er war noch so höflich, hinzuzufügen, daß sein Herr sie einem jungen Grafen, der so ein Narr gewesen wäre, sie zu heirathen, entführt hätte. Er befand diese Begebenheit so lächerlich, daß er mich nöthigte, mitzulachen, so sauer es mir auch wurde. Gegen meinen Vorschlag war er lange taub. Die 3000 Livres und meine Beredsamkeit überwanden ihn. Seine ganze Verrichtung war, mir ei-

ne Gelegenheit zu verschaffen, in das Schlafzimmer der Fanchon zu kommen. Sie zeigte sich den andern Tag, da der Herzog ein Gastmahl bey Fanchon gab. Ich kam in der Unordnung und durch die Hülfe des Bedienten in das Zimmer der Fanchon. Ich versah mich mit einem Paar Pistolen, die ich sorgfältig für meinem Norman verbarg. Eine Maske und ein Mantel; den ich um mich schlug, machte mich ihm völlig unkenntlich. Er empfieng mich mit so viel Ehrerbietung als er einem Marschall zu erweisen geschickt war. Mein Glück war mir günstiger, als ich hoffte. Ich fand einen offnen Schrank, der groß genug war, mich zu verbergen. Auf das erste Geräusch nahm ich meinen Posten ein. Fanchon erschien. Sie war allein in Begleitung eines Mädgens, welches sie zurück schickte, nachdem sie sich hatte entkleiden lassen. Meine Verwägenheit fieng bereits an mich zu reuen, da ich mich ohne dieß wegen des Herzogs betrogen sah. Sie setzte sich mit einem Buch in der Hand an einen Tisch. Ich hatte Zeit und Gelegenheit genug, alle ihre Reizungen, die mir so oft gefährlich waren, noch einmal zu betrachten. Je mehr ich sie betrachtete, je mehr entwaffnete sie mein Herz. Ich zitterte, wenn ich daran gedachte, daß ich es war, der ihr Blut vergießen sollte. Meine Liebe nahm in einem eben so großen Grade zu, als meine Rache abnahm. Fast wäre ich so thöricht gewesen, sie troz des Widerspruchs mei-

ner Ohren und Augen für unschuldig zu halten. Wer weis, hätte ich mich nicht zu ihren Füssen geworfen, und um Verzeihung und ihre Liebe gebeten? Doch eine neue Scene rufte auf einmal meine Rache und meinen Abscheu in mein Herz zurück. Ich sah, und kaum konnte ich es vor Schrecken sehen, den Abt in der Livree des Herzogs hereintreten. Fanchon empfieng ihn mit einer der unzüchtigsten italiänischen Arien. Ich vernahm aus ihrem Gespräch, daß ein plötzlicher Befehl vom Hof den Herzog diese Nacht an seinem Vergnügen gehindert hatte. Ihr Gespött über den armen Herzog war ein geringer Trost für mich. Der Abt nahm mit vieler Geschwindigkeit den Platz ein, auf den sich der Herzog eine vergebliche Hoffnung gemacht hatte. Ich stürzte aus meinem Hinterhalt hervor. Die Hitze, mit der ich es that, verursachte, daß ich stolperte. Dieser Zufall gab dem Abt Zeit, aus dem Bette zu springen. Die Pistolenkugel, die ich ihm nachschickte, war vergeblich. Ich drückte das andre Pistol auf Fanchon in eben dem Augenblick los, und ich traf sie. Ihr Geschrey, und die zween Schüsse mußten nothwendig ihre Bedienten herbeyziehen. Da ich meine Rache doch zum wenigsten halb befriediget hatte, so hatte ich keine Lust, mich als einen Mörder ergreifen zu lassen. Ich begab mich glücklich durch den Weg wieder zurück, durch den ich in das Zimmer gekommen war, und ich erlangte ohne die geringste Gefahr einen

Ort,

Ort, wo ich mich vollkommen in Sicherheit befand.

Das Vergnügen, mich an Fanchon gerächt zu haben, vertrieb auf eine kurze Zeit alle andre Vorstellungen aus meiner Seele. Ich zweifelte nicht, daß ich sie nicht getödtet haben sollte. Mein einziger Verdruß war, daß ich den Abt ungestraft hatte entfliehen lassen. Das Vergnügen, das ich aus meiner Rache schöpfte, verschwand gar bald. Einige Tage löschten es aus. Meine Schmerzen erlangten ihre vorige Herrschaft. Ich beschäfftigte mich mit nichts, als mit meinen Unglücksfällen. Ganze Tage brachte ich in einem elenden Zimmer, wo ich mich aufhielt, mit Klagen zu. Die Ungerechtigkeit meines Oncles, die Treulosigkeit der Fanchon, die Schande, mit der mich diese unglückliche Verbindung überhäufte, und der Kummer, zu einem elenden und niedrigen Leben verdammt zu seyn, waren die beständigen Gegenstände meiner Seufzer. Ich haßte mich, ich haßte das ganze menschliche Geschlecht. Sie sind alle Heuchler oder Bösewichter! rief ich. Seyd glücklich, und sie sind eure Sklaven; seyd unglücklich, und sie sind eure Tyrannen. Erwartet nichts von ihnen, als Haß, und fürchtet sie mehr als sonst, wenn sie euch am meisten schmeicheln. Sie scheinen blos erschaffen worden zu seyn, einander zu quälen. Ihre Menschenliebe ist ein philosophischer Traum. Ehrgeiz ist

von ihren guten und ihr eignes Herz von ihren bösen Handlungen die Triebfeder.

Ich saß in meinen menschenfeindlichen Gedanken vertieft an einem einsamen Ort in den Thuilleries, als sich ein Mensch von einem schlechten Ansehen neben mich setzte. Er saß einige Zeit eben so tiefsinnig, als ich. Endlich redete er mich an: Verzeihen Sie meine Verwägenheit. Ihr Gesicht verräth mir, daß man sie nicht unter die Glücklichen zählen darf. Ich bin es vielleicht eben so wenig, als Sie. Das gleiche Schicksal, das ich mit Ihnen trage, erregt eine Neigung in mir gegen Sie. Lassen Sie uns eine Vergleichung anstellen welcher der unglücklichste ist. Es wird vielleicht für Sie ein Trost seyn, wenn ichs bin, und für mich ein Vergnügen, wenn Sie es sind. Die Linderung, die man fühlt, wenn man seine Klagen gegen andre ausschüttet, bewog mich, ihm, ungeachtet seiner wunderlichen Rede, einige Erläuterung von meinen Schmerzen zu geben. Ich berührte meine Unglücksfälle so obenhin, und ich beschloß meine Erzählung mit den Ursachen, die ich hätte, das ganze menschliche Geschlecht zu hassen. Haben Sie so einfältig seyn, antwortete er mir mit einem spöttische Lächeln, und etwas bessers von ihm erwarten können? Können Sie Gerechtigkeit, Treue, Mitleid und Liebe von ihm fordern, da diese Tugenden blos in den philosophischen Systemen zu

finden sind? Hören Sie, wie die Menschen mir begegnet haben, und wie ich ihnen wieder begegne. Ich bin ein Engelländer. Das Glück gab mir eine vornehme Geburt und Reichthum, damit es mich desto unglücklicher machen möchte. Ich liebete eine liebenswürdige Gemahlinn auf das zärtlichste. Aus Dankbarkeit belohnte sie mich durch Untreue, und verschwendete den größten Theil meines Vermögens mit den niederträchtigsten Personen, die sich ihren Wollüsten aufopferten. Der Proceß, den ich wegen der Ehescheidung von ihr führte, und die Sachwalter raubeten mir, was mir noch übrig geblieben war. Ich gieng in den Krieg, ein Leben zu verlieren, in dem ich keine Annehmlichkeiten finden konnte. Ich behielt es mir zur Strafe. Nachdem ich zehn Jahre gedient hatte, und über und über mit Narren bedeckt war, glaubete ich Recht zu haben, um eine höhere Beförderung anzuhalten. Der Minister fand unfehlbar in dem Neunzehnjährigen Bruder seiner Maitresse mehr Verdienste, als bey mir. Denn er erhielt die Lieutenantsstelle, um die ich gebeten hatte. Ich verließ die Miliz. Einer meiner Freunde versprach mir durch den Herzog von = = eine Civilbedienung zu verschaffen, wofern ich ein kleines Geschenk an seinen Kammerdiener wagen wollte. Ich verkaufte alles, was ich noch hatte, und überlieferte es ihm. Er gabs dem Kammer=

diener, und erhielt die Bedienung für sich, die er mir versprochen hatte. Arm und verlassen wandte ich mich zu meinem Bruder, der in einer der entlegensten Provinzen ein sehr ansehnliches Vermögen besaß. Er gab mir eins von seinen alten Kleidern, nebst einigen Guinen, und schickte mich mit dem Trost fort, bey denjenigen meine Versorgung zu suchen, die mich arm gemacht hätten. Ein Bischoff, von dem ich behauptet hatte, daß er schlecht predigte, schrie mich, für einen Atheisten aus. Jedermann floh mich, und diejenigen, die mich flohen, verläugneten doch alle Augenblicke Gott durch ihre Handlungen. Ich entdeckte eine Verrätherey wider mein Vaterland. Die Verräther, die ich beschuldigte, waren zu mächtig. Ich ward als ein Verleumder angeklagt, und aus meinem Vaterlande verbannt. Ich kam nach Frankreich. Ich war nicht reich, ich war kein Stutzer, und folglich war ich nach allen Vernunftschlüssen der Franzosen ein Narr. Der eine spottete über mein schlechtes Kleid, dieser über meinen Gang, jener über mein Kompliment, und alle verachteten mich, weil ich kein Franzos war. Einer der lüderlichsten und niederträchtigsten Menschen hat mir endlich meinen nöthigen Unterhalt gegeben. Ich errettete ihm bey einer gewissen Gelegenheit das Leben. Er gab mir dafür ein jährliches Gehalt von 600 Livres, blos weil seine herrschende Leidenschaft ist, bey allen sei-

nen Unordnungen für einen gerechten und großmüthigen Menschen gehalten zu werden. Sehen Sie, auf was für eine Art ich die Welt habe kennen lernen. Ich verspreche mir nichts von ihr als Haß, und ich räche mich an ihr, und hasse sie wieder. Jedweder Elende ist mir ein Beweis von ihrer Ungerechtigkeit, und ich freue mich über sein Elend, blos weil er ein Mensch ist. Ich beneide die Glücklichen nicht. Denn ich weiß, daß die Bosheit der andern Menschen ihnen nicht lange dieß Glück wird unverfälscht geniessen lassen. Die Unempfindlichkeit, die ich dadurch gegen das Unglück erhalten habe, ist das einzige Geschenk, das ich der Welt danke.

Er begleitete mich nach meiner Wohnung, und in wenigen Stunden brachte er mir seine ganzen Begriffe bey. Den andern Morgen sehr früh kam er vor mein Bette. Ich habe ihrem Unglück nachgedacht, sprach er mit einer heitern Mine, und ich zweifle, daß Sie so standhaft, als ich, seyn werden, es zu tragen. Es ist noch ein Weg übrig sich von ihm zu befreyen, wenn Sie Muth genug besitzen. Ich will Sie mit meinem Beyspiel unterstützen. Was haben wir weiter zu hoffen in einer Welt, wo die Tugend zun Thränen verdammt ist? Lassen Sie uns dieselbe verlassen! Was wollen wir das Laster noch länger herrschen sehen? Ein einziger Augenblick wird uns in jene glücklichen Wohnungen ver-

setzen, wo die Stimme des Elenden nicht mehr gehört wird. Die Welt verachtet unsre Dienste, wir sind ihr also nichts weiter nütze. Die Liebe zum Leben streitet hier mit der Pflicht, unsere Glückseligkeit zu befördern; diese Pflicht hebt die Pflicht, sein Leben zu erhalten, völlig auf, weil sie größer und wichtiger ist. Gott ist barmherzig und gerecht. Er kann uns also nicht wegen der Begierde bestrafen, die wir haben, eine Welt voll Laster zu verlassen. Die Ungeduld mit der ich mein Unglück ertrug, und die wenige Hoffnung, glücklicher zu werden, vereinigten sich mit seinen scheinbaren Gründen, den Eckel, den ich bereits gegen das Leben empfand, zu vermehren. Mehr als einmal war ich Willens gewesen, durch den Tod die Fessel meines Elends zu zerbrechen. Nur der einzige Gedanke: Was für ein Schicksal wird auf dich warten? hielt mich zurück. Seine Zuredungen verminderten meine Zweifel. Entweder, sprach er, der Zustand, der auf uns wartet, ist unglücklich, und wir thun also nichts weiter, als daß wir einen elenden Zustand gegen einen andern elenden vertauschen; oder er ist glückselig, und wir sind strafbar, daß wir säumen, ihn zu erhalten. die Beschwerlichkeiten des Lebens, und die Früchte, die wir von dem Tode hoffen könnten, dienten ihm, seine Sätze mir noch stärker zu beweisen. Kurz, er riß mich mit hin zu der Gefahr, von der mich die Liebe der Vorsicht allein noch errettete. Der Nachmittag ward zu unserm tra-

gischen Ende angesetzt. Er umarmete mich. Ich erkenne, sprach er, in Ihnen den Weisen und den Held. Jede Stunde, die mir noch bis zu der bestimmten Zeit übrig war, fieng mein Herz stärker an zu klopfen. Ich schalt meine Kleinmüthigkeit, und gleich darauf schien es mir, daß es doch besser sey, elend zu leben, als zu sterben. Ich ergriff den Cato des Addisons. Ich las ihn, und ich dachte wie Cato. Mein Engelländer erschien zu der bestimmten Zeit. Er legte zwey Pistolen auf den Tisch. Ich bebte, da ich sie sah. Sehen Sie, sprach er gleichgültig, die glücklichen Werkzeuge, welche unserm Geist seine Freyheit wiedergeben sollen. Alle Nebel, welche unser Gesicht bisher verdunkelt haben, werden nunmehr wie Schuppen von unsern Augen fallen. Seyn Sie standhaft, fuhr er fort, da er sah, daß ich mich entfärbte. Das Glück frey zu werden, verdient schon die kleine Mühe zu sterben. Er lud beyde Pistolen so gelassen, als wenn er ein Weinglas eingeschenkt hätte. Er kniete mit mir nieder. Gott, sprach er, die Tugend wünscht frey von der Knechtschaft des Lasters, und bey dir glücklich zu seyn. Erbarme dich ihrer in ihren letzten Augenblicken. Er nahm auf das freundschaftlichste von mir Abschied. Bald werden wir uns wiedersehen, sprach er. Er gab mir das eine Pistol. Meine Hand zitterte. Mit der einen Hand schlug er sich um meinen Arm, und mit der andern

setzte er sich das Pistol auf die Brust. In eben dem Augenblicke klopfte man an die Thür. Lassen Sie uns erst sehen, wer da ist, sprach ich. Sterben Sie, rief er mit ungestüm. Er drückte das Pistol los, und sank neben mir nieder. Das meinige fiel mir für Schrecken aus der Hand. Man sprengte sogleich, da der Schuß geschah, die Thür auf, und ich sah mich in den Armen meines Morden.



Das andre Buch.

Die Erstaunung des Herrn Worden über den Zustand, indem er mich fand, konnte nicht größer als die meinige seyn, ihn so unvermuthet zu erblicken. Alle die Undankbarkeit, womit ich ihm seine Liebe gegen mich belohnt hatte, fiel mir auf einmal ein. Ich kam mir als der undankbarste und niederträchtigste Mensch vor. Jede Liebkosung, die ich von ihm erhielt, war ein Vorwurf für mich. Vielleicht wäre ich in der Unordnung, in die mich sein Anblick stürzte, am fähigsten gewesen, mir selbst das Leben zu rauben, wenn er nicht gleich Anfangs so vorsichtig gewesen wäre, sich des Pistols zu bemächtigen, das er zu meinen Füßen gefunden hatte. Ich war stumm auf alle seine Fragen, die er an mich that. Meine Blicke waren fest auf den unglücklichen Engelländer, den ich in seinem Blute vor mir liegen sah, angeheftet, und scheueten sich, den Blicken des Worden zu begegnen. Er bemühte sich vor allen Dingen, dem Engelländer Hülfe zu leisten, da er mich außer der Gefahr sah. Er fand noch Leben in ihm. Der Engelländer stieß ihn mit einiger Heftigkeit zurück, da er sich bemühen wollte, ihm das Blut zu stillen. Ich freue mich, sprach dieser Unglückselige

mit einigem Lächeln zu Worden, daß Ihre Hülfe zu spat kömmt. Ich bedaure diesen Herrn da, der unfehlbar Ihr Freund ist. Er war zu verzagt, glücklich zu werden. Ich bin es, rief er, und in dem Augenblick war er todt. Ein kalter Schauer durchdrang mich, indem er verschied. Gott! was wird es nunmehr seyn? fragte ich mich selbst. Was für traurige Geheimnisse für mich, rief Worden mit einem thränenden Auge. Lösen Sie mir solche auf, mein lieber Freund, Ich beschwöre Sie bey allem, was die Freundschaft Heiliges hat. Er überhäufte mich mit allen Merkmahlen seiner Zärtlichkeit. Ach! Herr Worden, sprach ich, gegen wen verschwenden Sie Ihre Güte? Gegen einen Menschen, der Ihrer unwürdig ist, und den Sie verachten sollten? Kann ich Ihren Anblick nach den Beleidigungen, die ich Ihnen zugefügt habe, ausstehen? Verschonen Sie mich mit Ihren Klagen, unterbrach er mich. Ich habe nichts gethan, als was jeder rechtschaffne Mann zu thun verbunden seyn würde. Befriedigen Sie meine Neubegierde, wegen dieser unglücklichen Begebenheit, davon ich diesen Augenblick ein Zeuge gewesen bin. Ich erfüllte seine Bitte. Er erfuhr meine Bekanntschaft mit dem Engelländer, und den Vorsatz, den wir gehabt hatten, unser unglückliches Leben zu endigen. Er erzitterte über die Gefahr, in die wir uns gestürzt hatten. Wie

viel Dank bin ich der Vorsicht schuldig, sprach er, daß sie mich gewürdiget hat, das Werkzeug Ihrer Erhaltung zu seyn! daß es ihr doch gefallen hätte, Ihren unglücklichen Freund gleichfalls noch durch mich retten zu lassen! Er kannte seinen Landsmann. Er gab ihm das Zeugniß, daß er Verdienste besessen hätte, und sein Vaterland gegen diese Verdienste undankbar gewesen wäre. Er beweinte sein klägliches Ende, und nichts tröstete ihn, als die Freude, mich errettet zu haben. Er ließ ihn zur Erde bestatten, und verbarg die wahre Beschaffenheit seines Todes, unter dem Vorwand, daß er sich aus einer Unvorsichtigkeit entleibt hätte. Ich habe mich niemals ohne Entsetzen an diesen schrecklichen Umstand meiner Geschichte erinnern können. Wodurch verdiente ich mehr, als der Engelländer, die Gütigkeit der Vorsicht, daß sie mich nicht eben so, wie ihn, in dem Abgrund umkommen ließ, dem ich mich zu nähern, verwägen genug gewesen war? Konnte ich einen deutlichern Beweis von der Sorgfalt, mit der sie über ihre Geschöpfe wacht, fodern, als denjenigen, den sie mir selbst bey dieser Gelegenheit gegeben hatte? Zu der Zeit, da ich es am wenigsten vermuthete, führte ihre unsichtbare Hand den Herrn Worden an den Ort, mich von dem äußersten Unglück zu erretten, das mir begegnen konnte. Dieser zärtliche Freund erfuhr mit vielem Mißvergnügen, daß ich das Haus des Kaufmanns verlassen hatte.

Er hatte mir dasselbe so lange zu meinem Aufenthalt bestimmt, bis ich mich von meinen Unglücksfällen würde erholt haben, und fähig seyn, die fernern Proben seiner Freundschaft anzunehmen. Er scheuete weder Müh, noch Kosten, meine Zuflucht auszuspüren. Es gelang ihm, und seiner Sorgfalt hatte ich mein Leben zu danken. Er ließ nicht eher mit Bitten nach, bis ich seine Wohnung mit ihm theilte. Er erzählte mir, daß ihn einige Angelegenheiten nach dem unglücklichen Zweykampf zwischen mir und dem Lord N. aus Frankreich weggenöthiget hätten. Die Ungewißheit wegen meines Lebens, in der er Frankreich verließ, verursachete eine kleine Kaltsinnigkeit zwischen ihm und dem Lord. Er kam zu eben der Zeit wieder zurück, da ich mich in der Gefängniß befand. Und Sie waren so großmüthig, unterbrach ich seine Erzählung, mich durch die ansehnlichsten Summen, die ich Ihnen wieder zu erstatten nicht im Stande bin, aus einem Unglück zu erretten, darein mich blos meine Thorheit und die Verachtung Ihrer Freundschaft gestürzt hatte. Sie erweisen mir zu viel Ehre, antwortete er mir. Ich wußte von ihrem Unglück nichts, und vielleicht hätte ich es erst alsdann erfahren, wenn es zu spät gewesen wäre, Ihnen zu helfen. Ich habe bey ihrer Befreyung nichts weiter gethan, als die Befehle einer Person ausgerichtet, deren Andenken Ihnen noch werth seyn wird. Ich will ihr Verbot übertreten, und sie Ihnen nennen,

um mich nicht ihres Ruhms theilhaftig zu machen. Wenn der thörigte Kaufmann weniger geschwätzig gewesen wäre, mir einen Ruhm beyzulegen, den ich nicht verdiene; so würde es vielleicht ein ewiges Geheimniß für Sie geblieben seyn. Julie befand sich gleich zu Paris, als ihr letztes Unglück eine von den vornehmsten Neuigkeiten der Stadt war. Sie erfuhr es. Ich besuchte sie wegen einiger Angelegenheiten, die mich mit ihr bekannt gemacht haben, und die ich Ihnen zu einer andern Zeit eröffnen will. Sie wußte, daß ich Ihr Freund bin. Von ihr erhielt ich die erste Nachricht von Ihrem traurigen Zufall, und zugleich die Summen, welche nöthig waren, Ihre Gläubiger zu befriedigen, und die ich dazumal nicht vermögend gewesen wäre aufzubringen. Dieser Umstand in der Erzählung des Herrn Worden war eine neue Quelle zur Betrübniß, ohne daß dieser vorsichtige Freund es vorher gesehen hatte. Ich fand, daß, je mehr ich meine Freunde beleidiget hatte, je großmüthiger Sie gegen mich gewesen waren, und dieser Gedanke war fähig genug, mir Schmerzen zu verursachen. Die Erzählung des Herrn Worden war indessen nicht ganz aufrichtig. Julie hatte zwar wirklich damals, die ganze Summe zu meiner Befreyung hergeschossen aber ich erfuhr erst lange Zeit hernach, daß sie mein Freund genöthiget hatte, die Hälfte davon wieder von ihm anzunehmen. Alle Sorgfalt des Herrn Worden war nicht stark genug, die Vorstellung von mei-

nem Elende, das mich unaufhörlich begleitete, zu zerstreuen. Der Eckel zu leben war noch nicht ausgerottet. Ich kehrte bisweilen zu meiner ersten Thorheit zurück, mein eigner Mörder zu werden. Die Wachtsamkeit meines Freundes, und vielleicht auch meine natürliche Furchtsamkeit, verhinderten es. Ich vertheidigte sehr oft mit ziemlicher Heftigkeit die falschen Grundsätze, die mir der Engelländer beygebracht hatte. Es fiel ihm leicht, sie zu widerlegen. Ich will mich blos der Waffen der natürlichen Religion gegen Sie bedienen, antwortete er mir. Welcher wird mit mehr Recht den Ruhm eines Helden fodern können? Derjenige, der unter seinem Unglück erliegt, und sich selbst das Leben nimmt? oder derjenige, dessen Geduld durch keine Unglücksfälle überwunden werden kann? Niemals können Sie in Umstände gerathen, da Sie der Welt gar nichts nutzen könnten. Sie können ihr wenigstens ein Beyspiel der Geduld geben, wenn Sie ihr weiter zu nichts nützlich seyn sollten. Ihr Schicksal nach dem Tode ist entweder unglücklich oder glücklich. In dem ersten Fall ist Ihr künftiges Unglück allemal härter, als Ihr gegenwärtiges, da es ewig dauret. Es ist also allemal für Sie ein Glück, es zu entbehren. An einen glücklichen Zustand können Sie keinen Anspruch machen, da dieser blos eine Belohnung der Tugenden ist. Nimmermehr aber werden Sie die Ungeduld, den Haß, die Grausamkeit, die Sie zu dem Selbstmord-

bewegen können, unter die Tugenden rechnen wollen. Er widerlegte mit eben der Sorgfalt meine Klagen über das menschliche Geschlecht. Die meisten Menschen, sprach er, sind böse; aber Ihr eignes Herz wird Sie lehren, daß sie es nicht alle sind. Unsre Klagen über das menschliche Geschlecht haben oft blos ihren Grund in einer allzu großen Einbildung von unsern Verdiensten. Wir beschuldigen sie oft einer Ungerechtigkeit gegen uns, da wir zugleich ungerecht gegen sie selbst sind. Lassen Sie uns durch unsre Lehren die Menge der bösen Menschen zu verringern, und durch unsre Beyspiele die Gesellschaft der Guten zu vermehren suchen, und wir werden sodann täglich weniger Ursach haben, uns über das menschliche Geschlecht zu beschweren.

Mein Freund bemerkte sehr leicht die Hinderniß, welche seine Trostgründe abhielt, einigen Eindruck auf mein Herz zu machen. Sie waren meistens aus der Religion hergenommen, und wie war ich fähig, sie zu empfinden, da ich diese Religion verlassen hatte? Er erwies mir den wichtigsten Dienst, den er mir leisten konnte, indem er mich nach und nach zu ihr zurück führte. Er zeigte mir unbemerkt, auf was für abscheuliche Abwege ich gerathen war, wie meine Unglücksfälle Folgen von diesen Vergehungen wären, und wie ich niemals wider sie einige Ruhe finden würde, als in einer aufrichtigen Zurückkehrung zur Religion. Eine höhere Gewalt

rührte mein Herz, den Nachdruck seiner Vorstellungen zu fühlen. Ich erschrack über die Größe meiner Verbrechen, die ich hätte begehen können. Ich verbannte alle die elenden Grundsätze, welche durch den unglücklichen Umgang mit dem Chevalier und seinen Freunden, und durch meine eigenen Leidenschaften in meinem Herzen eingewurzelt waren. Ich erinnerte mich an alle die Lehren, die ich meinem Vater und dem Herrn F. zu danken hatte. Die Religion, die ich von neuem liebenswürdig fand, unterstützte mich in meinem Elend. Wenn ich es nicht mit eben der Gelassenheit ertrug, als es Herr Worden gethan haben würde, so trug ich es doch wenigstens, ohne durch Lästerungen meine Verbrechen zu häufen. Eine tiefe Traurigkeit blieb mir allein noch übrig. Er theilte sie mit mir, und dadurch, daß er mit mir klagte, gab er den Gründen, mit denen er mich aufrichtete, desto mehr Nachdruck. Er erwarb sich mein Vertrauen, indem er mir seine Geschichte erzählte. Ich sah, daß er weit unglücklicher als ich war. Dieß war eine Art von Trost für mich, aber er wurde dadurch verringert, daß er nicht wie ich, seine Unglücksfälle durch seine Laster verdient hatte. Er brauchte also nicht über sie zu erröthen, da ich mich hingegen der meinigen schämen mußte. Was für ein Unterschied unter einem Mann, der unglücklich ist, ohne daß ihm sein Herz Vorwürfe macht, und unter dem, der es ist und es fühlt,

daß er der Urheber desselben sey! Ich will die Geschichte meines Freundes hier einrücken. Sie wird die Tugend im Unglück und die Größe, mit dem sie sich demselben unterwirft, zu zeigen geschickt seyn.

Er war der Sohn eines vornehmen katholischen Engelländers, der ihn mit einer besondern Sorgfalt und Liebe auferzog. Der übertriebene Eifer seines Vaters für die katholische Religion legte den ersten Grund zu seinem Unglück. Da durch die englischen Gesetze die katholischen Familien von allen öffentlichen Aemtern ausgeschlossen werden, so erzog der alte Worden seine beyden Söhne desto eifriger zu den Wissenschaften, damit sie mit denselbigen ihre zukünftigen Jahre beschäfftigen könnten. Der gute Verstand meines Freundes, den er mit einer gründlichen Gelehrsamkeit verband, ließen ihn gar bald die großen Mängel seiner Religion entdecken. Einer von seinen Freunden, der sich zur englischen Kirche bekannte, verstärkte seine Zweifel, und nach einer genauen Prüfung nahm Worden die protestantische Religion an. Sein Vater erfuhr seine Veränderung, als er eben im Begriff war, seinen Sohn mit einer schönen Fräulein von vielen Verdiensten zu vermählen. Lucia von Harvey, dies war der Name seiner Geliebten, liebte ihn mit eben der Heftigkeit, als er sie liebete. Sein Vater, der nach seinen Lehrbegriffen seinen Sohn unter den Verlohrnen erblickte, empfand die äuß-

sersten Schmerzen darüber. Seine väterliche Liebe machte ihn auf hundertfache Art sinnreich, ihn dem Verderben, wie er es nannte, zu entreissen. Er verschwendete Vorstellungen, Versprechen, Bitten und Drohungen umsonst. Der junge Worden war unbeweglich. Er weinte blos über die Zähren, die er seinen Vater aus einem unbilligen Religionseifer vergießen sah. Was für Schmerzen für ihn, an der Betrübniß seines Vaters, den er auf das ehrerbietigste liebte, Schuld zu seyn, und sie nicht hindern zu können! Sein Vater ward endlich der Gütigkeit müde, mit der er ihn zu gewinnen bemüht war. Er glaubte, daß ihm seine Religion erlaubte, bey einer so wichtigen Sache den äussersten Zwang zu versuchen. Er ließ an einem Morgen seinen Sohn in sein Kabinet rufen. Der junge Worden erschrack, als er seinen Vater in dem äussersten Zorn, und mit einer Pistole in der Hand vor sich sah. Er fuhr ihn mit seinem gewöhnlichen Ungestüm an: Es ist Zeit, daß ich mich durch dein Blut an einem Bösewicht räche, den ich selbst gezeugt habe. Schwöre den Augenblick deine verdammte Ketzerey ab, oder stirb. Vielleicht wollte der alte Worden nur blos durch Furcht ihn zum Gehorsam zwingen. Vielleicht aber hätte ihn auch die Heftigkeit des Zorns, der ein Hauptzug seines Charakters war, wirklich eines Verbrechens fähig machen können, das er hernach würde bereuet haben. Der junge Wor-

den fiel ihm zu Füssen, er beschwor ihn, mit den beweglichsten Bitten eines Sohnes, ihm die Freyheit seines Gewissens zu erlauben. Er setzte aber auch mit der Standhaftigkeit eines Christen hinzu: Daß er Herr von seinem Leben wäre, wenn er ihm diese Freyheit abschlüge. Die Thränen und die Bitten des Sohns entwaffneten die Grausamkeit des Vaters. Doch war er noch harte genug, ihm sein Angesicht und sein Haus zu verbieten, nachdem er noch einmal alle seine Liebkosungen vergeblich an ihm verschwendet hatte. Worden floh in die Arme seiner Lucia, in ihrer Liebe die Härtigkeit seines Schicksals zu vergessen. Neue Martern erwarteten ihn. Der alte Harvey war der vertrauteste Freund von dem Vater des Worden, ob er gleich kein so eifriger Katholik war. Er erklärte meinem Freunde, daß er alle seine Hoffnung zur Lucia vergessen müßte, wofern er nicht sogleich seiner Ketzerey absagen wollte. Lucia, welche durch diese Drohung eben so sehr erschreckt wurde, als er selbst, vereinigte sich mit seinen Feinden, ihn zu bekämpfen. Konnte man ihn härter angreifen? Sie bestürmte ihn mit allen den fürchterlichen Waffen, womit sie die Liebe ausrüstete, mit ihren Schmeichelehen, mit ihren Klagen, selbst mit den Drohungen, ihn zu hassen. Ach was für ein Streit in seinem Herzen zwischen der Religion und Liebe! Er, der bey den Drohungen und Bitten seines Vaters nicht einen Augenblick gewankt hatte, wankte das erstemal bey der Zärt-

lichkeit seiner Geliebten. Endlich erhielt er den schwersten Sieg in seinem Leben. Die Religion überwand, aber ihr Sieg kostete ihm Thränen. Er bediente sich aller seiner Standhaftigkeit, die Erklärung zu thun, daß er niemals das Glück seiner Liebe durch die Vorwürfe seines Gewissens erkaufen könnte. Eine traurige Scene nach der andern folgte sodann für ihn. Man riß seine Geliebte, unerachtet ihrer Thränen, aus seinen Armen heraus. Sein Bruder, den er mit der größten Zärtlichkeit liebte, war niederträchtig genug, sich dieser unglücklichen Person zum Gemahl aufzudringen. Man zwang sie, ihm ihre Hand zu geben, und Worden mußte ein Zeuge dieser für ihn so schmerzlichen Vermählung seyn. Es war nicht genug, daß er allein litte. Er mußte auch noch diejenige leiden sehen, die er mehr als sich selbst liebte. Er wollte diese für ihn so traurige Gegenden verlassen. Lucie beschwor ihn, durch seine Entfernung nicht vollends ihren Tod zu beschleunigen. Seine Gegenwart nutzte ihr indessen nichts weiter, als daß sie ihre Liebe gegen meinen Freund zu vermehren diente. Alle ihre Tage waren ein Raub des Grams und der Betrübniß. Sie warf Worden nicht selten mit einiger Grausamkeit vor, daß er der Urheber ihrer Leiden wäre. Er bemühte sich vergeblich, sie von ihrer Schwachheit zu heilen. Seine Vorstellungen vermehrten ihre Schmerzen und ihre Vorwürfe. Sie beantwortete alle Liebko-

sungen ihres Gemahls, der sie wirklich liebte, mit Verachtung, und dieser haßte dafür seinen Bruder, weil er ihn als die Ursache derselben ansah. Endlich befreyte der Tod sie und Worden von Schmerzen, denen sie sich überließ. Sie starb in den Armen ihres ersten Liebhabers, mit den für ihn wirklich empfindlichen Worten: Ich verzeihe Ihnen meinen Tod. Ihr Gemahl vergaß über ihren Verlust, was er der Pflicht und Vernunft schuldig war. Er suchte sich an seinem Bruder zu rächen, der ihm eine so liebe Gemahlinn ohne seine Schuld geraubt hatte, und Worden entgieng der Rache seines Bruders blos durch eine schleunige Entfernung. Von seinem Vater gehaßt, von seinem eignen Bruder verfolgt, und Schuld an dem Tode einer Person, der er die größte Glückseligkeit gewünscht hätte, kam er nach Holland, in Begleitung seiner Schmerzen, in welchen ihn nur der einzige Trost aufzurichten fähig war, daß er seine Unglücksfälle nicht durch seine Laster verursachet hatte. Ein Freund machte ihn dem Herrn von B. bekannt, der damals eine sehr wichtige Person vorstellte. Der Herr von B. begegnete ihm mit allen nur möglichen Merkmahlen der Gewogenheit und Freundschaft. Man hatte ihm die schlechten Glücksumstände des Herrn Worden erzählt. Er versprach ihm, ihm zu einer sehr ansehnlichen Bedienung zu verhelfen. An einem Abend verschloß er sich mit ihm in sein Kabinet. Hier haben Sie,

redete er ihn an, die Bestallung zu einem ziemlich ansehnlichen Amte. Es ist das wenigste, was ich für Sie thun will. Versprechen Sie sich alles mögliche von meiner Freundschaft. Allein, fuhr er fort, indem er ihn vertraulich bey der Hand nahm, ich verlange eine geringe Gegenerkenntlichkeit dafür von Ihnen. Es betrifft nur eine Kleinigkeit. Ich habe einen Proceß, dessen Verlust mich das vornehmste meiner Güter kosten würde. Es kömmt darauf an, daß ich eine gewisse That beweise, wenn ich ihn gewinnen will. Ich bitte mir nur einen elenden Eidschwur von Ihnen aus, setzte er mit Lächeln hinzu, dadurch Sie diese That bezeugen sollen. Ich will ihnen von allem genaue Nachricht geben. Hier haben Sie hundert Louis d'or . . . . Worden wartete nicht, bis er ausgeredet hatte. Er verließ ihn mit der größten Geschwindigkeit, ohne ihn einer Antwort zu würdigen. Er sah leicht ein, daß ihn der Haß des Herrn von B. alles befürchten ließ. Sein Schicksal führte ihn nach Livorno, und er erfuhr, daß seine Flucht ihn den Nachstellungen eines Bösewichts entzogen hätte, der das Blut des Worden zu Verbergung seiner eignen Niederträchtigkeit nicht würde geschont haben.

Er fand in der Freundschaft des Herrn Stepney, den die Handlung und andre Umstände mit seiner Familie aus Engelland nach Livorno geführt hatten, eine Zuflucht wider alle Bedürfnisse. Der Herr Stepney verband mit dem Stand eines Kauf-

manns eine Art zu denken, die ihn über viele Herren vom ersten Rang hinweg setzte. Er hatte seinen Reichthum weder dem Betrug, noch dem Geiz, sondern dem Segen der Vorsicht und seinem Fleiße zu danken. Er sah ihn als ein Gut an, das ihm geliehen sey, es als ein Eigenthum der Nothdürftigen zu besorgen, und es denen mitzutheilen, die es selbst zu verwalten nicht fähig gewesen wären. Je mehr er einnahm, je mehr gab er weg, und jemehr er weggab, je reicher war er. Dieser Charakter scheint für einen Kaufmann etwas unwahrscheinlich zu seyn, allein er wird etwas wahrscheinlicher werden, wenn man erinnert, daß er nicht allein in Livorno, sondern auch in vielen andern Städten der einzige von der Art war. Seine Tochter Elisabeth ersetzte ihm den Verlust ihrer Mutter, die sie vor einiger Zeit verloren hatten. Sie hatte ihre guten natürlichen Eigenschaften noch durch den Geschmack an den vortrefflichsten englischen und französischen Schriftstellern vollkommen gemacht. Man war zweifelhaft, wenn man sie kennen lernte, ob man ihren Verstand, oder ihre Schönheit am meisten bewundern sollte. Der Kluge erklärte sich endlich für den erstern, und der Stutzer für die andre. Herr Worden wohnte in dem Hause des ehrlichen Kaufmanns. Die Tochter des Stepney verbannte nach und nach alle die Bekümmernisse seiner Unglücksfälle aus seinem Gemüthe. Ihr Umgang ersetzte dieselbe mit einer andern Art von Tiefsinn und Traurig-

kelt, die aber Worden eben so angenehm, als die vorhergehenden verdrüßlich waren. Kurz, Worden liebte bereits die Elisabeth auf das heftigste, als er noch bey sich berathschlagte, ob er sie lieben wollte. Die junge Stepney war nicht viel vorsichtiger gewesen ihr Herz gegen Worden zu vertheidigen. Die Furchtsamkeit hinderte Worden, seine Liebe zu gestehen, und die Bescheidenheit des weiblichen Geschlechts gebot seiner Geliebten, die ihrige zu verschweigen. Der lächerliche Zwang, mit dem sie ihre Leidenschaft verbargen, und tausend andre kleine Umstände verriethen dem alten Stepney, der, wider die Gewohnheit seiner Mitbrüder, in den Geheimnissen der Liebe eben so erfahren, als im Handel aufrichtig war, sehr bald ihre Krankheiten. Er kam an einem Morgen mit einer lustigen Mine zu Worden. Ich werde heut die Hand meiner Tochter an einen hübschen ehrbaren Mann weggeben, redete er ihn mit seiner gewöhnlichen Treuherzigkeit an. Sie werden sich fein zeitig in dem Speisesaal einstellen. Man hätte Worden keine schlimmere Post bringen können. Keine Ausflucht, sich zu entschuldigen, war ihm übrig, ohne sich lächerlich zu machen. Die Tochter des Stepney erfuhr eben so unvermuthet von ihm, daß sie sich heute bereit halten sollte, einen Gemahl von seiner Hand anzunehmen. Hunderterley Entschuldigungen, die von Ihrer Jugend, von der Liebe, um ihren Vater zu seyn, und von dem Abscheu vor dem Ehestande sehr

arg-

arglistig entlehnt wurden, waren vergeblich. Der Alte befahl mit dem Ton eines Vaters, der Gehorsam verlangt, daß sie erst ihren zukünftigen Gatten sehen sollte, ehe sie ihn ausschlüge. Die Stunde, welche sonst sehr oft von unverheiratheten Frauenzimmern einer großen Langsamkeit beschuldiget wird, diese Stunde erschien für die junge Stepney viel zu früh. Sie und Worden traten in das Zimmer, mit einem Gesicht, in welchem ihre Furcht und Bekümmerniß abgebildet waren. Sie fanden den alten Herrn in der einzigen Gesellschaft eines schon ziemlich betagten Freundes, der vor einiger Zeit Wittwer geworden war. Sie zweifelten nicht, daß dieser der Gegenstand des alten Stepney wäre. Elisabeth zitterte, und Worden vereinigte mit seiner Betrübniß noch das Mitleiden gegen das Schicksal dieser jungen Dame. Der alte Stepney war allein in der Gesellschaft aufgeräumt. Er beklagte sich gegen den Worden über den Widerwillen seiner Tochter, mit dem sie sich dieser Wahl zu unterwerfen schien. Er überreichte dem Herrn Worden ein Portrait, indem er ihm zugleich sagte, daß es den zukünftigen Geliebten der Elisabeth vorstellte, und fragte ihn, ob er gut gewählt hätte? Worden that einen lauten Schrey, als er es ansah. Es war sein eignes. Er hatte sich vor einiger Zeit auf die Bitten des Stepney von einem berühmten Maler malen lassen, und Stepney hatte eine Copie davon genommen. Elisabeth hatte alle ihre jung-

fräuliche Sittsamkeit nöthig, die Freude zu verbergen; welche die Stelle ihrer ersten Betrübniß einnahm. Ihr Vater war recht stolz auf den Witz; mit dem er sie und ihren Geliebten hintergangen hatte. Er sammlete mit einer zuversichtlichen Miene die Lobeserhebungen ein, womit ihm Worden deswegen schmeichelte. Wenige Wochen darauf ward dieser würdige Freund vollkommen glücklich, da er die tugendhafte Stepney als seine Gemahlinn umarmte. Aber ach! er war es nur kurz, um sein Unglück desto härter zu fühlen. Sie verloren den alten Stepney einige Monate nach ihrer Verbindung, und sie verloren mit ihm einen großen Theil ihres Vergnügens. Die Reichthümer, die er ihnen hinterließ, waren kein neuer Zusatz ihrer Glückseligkeit. Sie brauchten dieselben ohne dieß nicht, denn sie liebten sich. Ihr Sohn der kurz nach seiner Geburt wieder starb, war eine neue Prüfung für sie. Diese Fälle alle waren nichts in Vergleichung mit den zukünftigen. Es kam Worden die unglückliche Lust an, Italien zu besehen. Seine Gemahlinn begleitete ihn. Es gefiel ihnen sonderlich in Florenz. Sie errichteten einige Bekanntschaft mit dem Marchese von Pr. und seiner Gemahlinn. Er besaß einige gute Eigenschaften. Aber sie verschwanden alle unter den abscheulichsten Ausschweifungen der Eifersucht und Rache, denen er sich zu überlassen pflegte. Er schien gegen die Reizungen der Frau Worden nicht unempfindlich zu seyn.

Aber die Strengigkeit ihrer Tugend hielt seine Leidenschaften im Zaum. Die Gemahlinn des Marchese rächte sich an der Eifersucht ihres Gemahls dadurch, daß sie dieselbe zu betrügen suchte. Der strenge und der allzunachläßige Ehemann sind zwey gleich gefährliche Klippen für die Tugend der verheiratheten Frauenzimmer. Sie sah Worden, und wenn er auch wirklich keine andre Reizungen für sie gehabt hätte, als daß er nicht ihr Gemahl war, so wäre diese schon zulänglich gewesen, ihn zu lieben. Die strenge Aufsicht, und vielleicht auch das Naturell, erlauben einem italiänischen Frauenzimmer die kleinen Betrügereyen nicht, welche die unsrigen unter dem Titel des eingeführten Wohlstandes so gut zu nutzen wissen. Sie fand bald Gelegenheit, Worden von der Eroberung, die er gemacht hatte, zu unterrichten. Er beleidigte in seiner Antwort weder die Tugend noch die Höflichkeit, die er ihrem Geschlecht schuldig war. Der Marchese war viel zu aufmerksam, als daß ihm die neue Neigung seiner Gemahlinn hätte entwischen sollen. Dieser Grund war zureichend, Worden zu hassen, und jeden seiner Schritte mit der äussersten Wachsamkeit zu bemerken. Worden und seine Gemahlinn unterhielten sich an einem Abend von der Glückseligkeit ihrer Liebe, dem gewöhnlichen Gespräch, womit sie ihre leeren Stunden auszufüllen wußten, als man ihn berichtete, daß der Marchese gefährlich mit dem Pferde gestürzt

sey, und ihn auf einem seiner Güter nicht weit von Florenz zu sprechen verlangte. Er gehorchte, so spät es auch war, den Pflichten der Freundschaft. Er gelangte mit seinem Führer bereits in der Nacht an dem bestimmten Orte an. Er wunderte sich über die Behutsamkeit, mit der man ihn zu dem Marchese führte. Sein Herz fieng bereits an zu argwöhnen. Nach vielen Umwegen brachte man ihn in ein Zimmer. Eine schon ziemlich betagte Weibsperson eröffnete ein daran stoßendes Kabinet, und schloß es hinter ihm zu. Das ganze Räthsel ward ihm nunmehr aufgelöst. Er fand die Marchese von Pr. in dem wollüstigsten Anzuge auf einem Ruhebettgen. Wollen Sie mich sterben lassen, grausamer Worden? rief sie ihm mit der Stimme einer Operistinn entgegen. Sie gestand ihm, daß sie ihn durch einen Betrug in der Abwesenheit ihres eifersüchtigen Gemahls zu sich gelockt hätte, um ihn und sich glücklich zu machen. Sie erwartete seine Antwort nicht. Sie schlung ihre schönen Hände um seinen Hals, und überhäufte ihn mit ihren Küssen. Die Sache ward gefährlich für Worden. Er war ein Mensch. Er bekam zwey Feinde zu bestreiten. Seine Begierden und die verliebte Marchese. Er zitterte. Er gab ihr Verweise, aber mit einer furchtsamen Stimme. Vielleicht hätte er sich geschwinder aus ihren Umarmungen loswickeln können, als er wirklich that. Dieser Verzug

kam ihm theuer zu stehen. Der ergrimmte Gemahl der Marchese trat mit einigen bewaffneten Begleitern in eben dem Augenblick in das Kabinet, da diese durch ihre Umarmungen und Schmeicheleyen einen neuen Sturm auf die Tugend des Worden that.

Seine Eifersucht hatte Mittel gefunden, die Zusammenkunft seiner Gemahlinn mit Worden zu erfahren, und beyde zu überfallen. Er fand seinen Freund in ihren Armen, in welchen sie ihn ungeachtet seiner schwachen Widerstrebung fest eingeschlossen hielt. Er zweifelte nicht, daß seine Schande vollkommen wäre. Die Verwirrung, in die sein Anblick seine beyden Feinde stürzte, erleichterte ihm die Mühe, sich ihrer zu bemächtigen. Ich werde mich zu rächen wissen, sprach er mit einer kaltsinnigen Miene, welche die grausamste Rache anzudrohen schien. Man brachte Worden an einen wohl verwahrten Ort, wo er genug Zeit hatte, über sein vergangenes und künftiges Schicksal nachzudenken. Er erkannte die Größe der Gefahr, in der seine Tugend gewesen war. Er dankte der Vorsicht, die ihn, obgleich auf eine sehr unglückliche Art, daraus errettet hatte. Er beschuldigte sich, daß die Gelindigkeit, mit der er sich der wollüstigen Marchese widersetzt hätte, einige Strafe verdiente. Aber konnte er wohl glauben, daß sie so grausam seyn würde, als sie wirklich war? Man brachte

ihn nach einigen Tagen in eben das Kabinet, in welchem ihn der Marchese überfallen hatte. Was für ein Anblick für ihn! Die Frau Worden saß neben dem Marchese auf eben dem für ihn so unglücklichen Ruhebettgen. Ihre Thränen, womit ihr Gesicht bedeckt war, die Unordnung ihres Anzugs, und die spöttische Miene des Marchesen verkündigten ihm einen Theil seines Unglücks. Sie sank bey dem Anblick ihres Gemahls ohne Empfindung nieder. Der grausame Marchese brachte sie durch einen Spiritus, den er ihr vorhielt, bald wieder zu sich. Hier haben Sie Ihre Gemahlinn wieder, sprach er mit einer verächtlichen Miene, ich bin gerächt. Die unglückliche Worden warf sich zu den Füssen ihres Gemahls. Rächen Sie, rächen Sie mich! rief sie auf das beweglichste, an einem Barbar, der meine Tugend beschimpft, und rächen Sie sich an mir selbst, die ich Sie beleidiget habe. Der Marchese war so besorgt für sein Leben gewesen, Worden gebunden in das Kabinet führen zu lassen. Weder Religion noch Gefahr würden ihn sonst abgehalten haben, die blutigste Rache von diesem Niederträchtigen zu nehmen. So konnte er nichts weiter thun, als Blicke voll Erbarmung und Mitleiden auf seine arme Gemahlinn zu werfen, und die Strafe des Himmels wider den Marchese anzuflehen. Dieser war niederträchtig genug, sich an den Schmerzen dieses unglücklichen Paars zu belustigen. Der rührende

Auftritt, da sich jedwedes als den schuldigen Theil anklagte, und das andere um Verzeihung bat, war nicht fähig, sein hartes Herz zu erweichen. Er ließ sie ohne einige Empfindung der Reue in eine Kutsche bringen, und unter einer starken Bedeckung mit der nöthigen Vorsicht nach Livorno abführen. Ich schenke Ihnen Ihr Leben, sprach er noch zu Worden, um Sie dadurch, daß ich es elend gemacht habe, desto härter zu strafen. Der Bösewicht! Er hatte es mehr als zu elend gemacht. Der arme Worden wurde noch von einer neuen Verzweiflung gemartert. Die unüberwindliche Beständigkeit, mit der seine Gemahlinn seine Blicke vermied, und seine Umarmungen ausschlug, bewog ihn, zu glauben, daß der Marchese ihr seine Treue verdächtig gemacht habe. Seine Furcht war ungegründet. Der Marchese, dem es leicht gewesen war, die Frau Worden unter einem scheinbaren Vorwand auf sein Gut zu locken, hatte wirklich dadurch, daß er ihr die Untreue ihres Gemahls mit den häßlichsten Farben abschilderte, über ihre Tugend zu siegen gesucht. Sie war von der tugendhaften Liebe ihres Gemahls viel zu sehr überzeugt, als daß ihm dieses hätte glücken können. Sie gab ihm zu verstehen, daß er von einem so niederträchtigen Kunstgriff der Verleumdung nichts zu gewarten hätte. Er vertauschte seine Schmeicheleyen mit der Gewalt, und die

unglückliche Worden wurde das Opfer seiner Rache und seiner Begierden.

Die kleine Zufriedenheit, von seiner Gemahlinn nicht aus Argwohn der Untreu gehaßt zu seyn, verschwand unter der Betrübniß, mit der er den einzigen Gegenstand seiner Glückseligkeit leiden sah. Sie floh seine Küsse mit eben dem Eifer, als sie sonst die ihrigen an ihm verschwendet hatte. Diese Augen, in denen er so oft das Glück seiner Liebe gelesen hatte, besänftigten sich mit nichts, als mit ihren Thränen, und er war die Ursache derselben. An denenjenigen Orten, da sie ihn so oft unter den zärtlichsten Umarmungen gefragt hatte: Sie lieben mich doch? bat sie ihn itzt in der Ausschweifung ihrer Betrübniß: Hassen Sie mich, vergessen Sie eine Unglückliche. Wie würde Worden diese harte Prüfung ohne Religion ausgestanden haben? Und dennoch erfuhr er sie noch härter. Seine Gemahlinn, die bisher gegen alle seine Tröstungen und die Versicherungen seiner Liebe taub gewesen war, schien empfindlicher dargegen zu werden. Aber ach! sie that es nur, ihn sicher zu machen. Bey der ersten Gelegenheit, da sie seine Vorsichtigkeit eingeschläfert sah, floh sie aus seinen Armen, nachdem sie folgenden Brief an ihn zurück gelassen hatte:

Mein Liebster!

Wie gerne setzte ich das mir so liebe Wort: Gemahl, noch hinzu, wenn es mir mein Unglück

erlauben wollte. Ich gehe, mich vor Ihrem Gesicht zu verbergen, welches ich niemals ansehen könnte, ohne von neuem meine Schande in denselbigen zu lesen. Ach Gott! wenn hätte ich gedacht, daß eine Trennung von Ihnen, die ich jederzeit als den größten und letzten meiner Unglücksfälle ansah, noch das einzige Mittel seyn würde, mir einen geringen Theil meiner Ruhe wieder zu geben. Ich verlasse Sie, aber das Bild Ihrer Liebe und Zärtlichkeit wird mich unaufhörlich begleiten. Wenn es mich kränken wird, daß ich dieser Liebe und Zärtlichkeit, des einzigen, was ich zu wünschen pflegte, unwürdig geworden bin, so werde ich mich dadurch trösten, daß ich mich selbst durch die Trennung von Ihnen dafür gestraft habe. Sie würden sich vergeblich bemühen, die Zuflucht zu entdecken, wo ich mich jederzeit mit dem Gebet für Ihre Glückseligkeit und die Verzeihung meines Verbrechens beschäfftigen werde. Meine Juwelen und die Summe, die Sie mir zu meinem freyen Gebrauch zu überlassen die Gütigkeit gehabt haben, und die ich mit mir nehme, sind nebst dem Fleiß meiner Hände zureichend, mich in Sicherheit wider den Mangel zu setzen. Möchte doch das Uebrige alles, was ich Ihnen zurücklasse, den kleinsten Theil des Schmerzens, den Ihnen Ihre unglückliche Gemahlinn, (erlauben Sie, daß ich mich noch einmal so nennen darf,) verursachet hat, lindern können. Verzeihen Sie ihr,

ihr, von der Sie auf das grausamste, doch ohne ihren Willen, sind beleidiget worden. Verzeihen Sie endlich dem Bösewicht, der das unselige Werkzeug Ihrer und meiner Thränen ist, und erwecken Sie mich, durch Ihr Beyspiel die schwerste Handlung in meinem Leben auszuüben, ihm zu vergeben. Ich verlange Ihre Liebe und Ihre Zärtlichkeit nicht weiter. Aber ich bitte um Ihr Mitleiden. Sie haben solches noch nie einem Unglücklichen versagt; wie sollten Sie es derjenigen versagen können, welche unter allen die Unglücklichste ist? Leben Sie wohl, mein theuerster Worden. Der letzte Augenblick meines Lebens soll noch Ihrem Andenken gewidmet seyn von

Ihrer
elenden Elisabeth * *

Der verlaßne Worden wankte unter der Last seiner Leiden. Kaum ertrug er sie ohne Murren. Er floh mit einem Herzen voll Rache und beleidigter Liebe nach Florenz, den verächtlichen Marchese von Pr. aufzusuchen. Bisher hatte ihn theils die Religion, theils und zwar hauptsächlich die Sorgfalt für seine Gemahlinn davon abgehalten. Dieser Nichtswürdige war, wie alle Bösewichte, viel zu furchtsam, sein Leben der gerechten Rache des beleidigten Worden blos zu stellen. Er war durch die Flucht unsichtbar geworden. Das Schicksal von der Gemahlinn des Marchese war eben so unbekannt, als der Ort sei-

ner Zuflucht. Worden durchstrich ganz Italien die unglückliche Tochter des Stepney wieder zu finden, aber vergeblich. Er beklagte sich oft über die Grausamkeit, daß sie ihn verlassen hatte, und noch öfter über die Nachläßigkeit, daß er sie hätte entfliehen lassen. Er gieng nach Livorno zurück, wegen seines Vermögens einige Anstalten zu machen, und sie hernach desto ungehinderter aufzusuchen. Bey seinem Aufenthalt in Livorno begegnete ihm der verdrüßliche Zufall mit der Olympie und dem Lord R. Er war Ursache, daß er seine Abreise aus Italien beschleunigte. Seine Nachforschungen waren in Engelland und Frankreich vergebens. Der Zuspruch der Religion minderte mit der Zeit seine Ungeduld über den Verlust seiner Gemahlinn und den Haß gegen den Marchese, aber doch siegte sie niemals gänzlich über seine Betrübniß. Das Vergnügen, in der Einsamkeit seinen erlittenen Unglücksfällen nachzudenken, und ihr Bild und ihre Schmerzen in sich zu erneuren, war das einzige Glück, das er kannte. Dann war er am zufriedensten, wann er am ungestörtesten seufzen konnte. Dieß war die traurige Geschichte des Herrn Worden, deren Erzählung sehr oft durch seine Thränen unterbrochen wurde. Sie war beweglich genug, mir die meinige abzuzwingen. Wir umarmten einander bey dem Beschluß, und vergaßen auf einen Augenblick unsre Schmerzen in den Ergötzlichkeiten der Freundschaft. Die Geschichte meines Freun-

des vermehrte meinen Abscheu gegen die Liebe. Man ist niemals glücklich mit ihr. Ist sie tugendhaft, so hat sie alles von den Nachstellungen des Lasters zu besorgen. Ist sie unrein, so bestraft sie ihre Sklaven durch ihre eignen scheinbaren Ergötzlichkeiten. Mein Freund stimmte nicht ganz mit mir überein. Ich beschloß indessen, sie fest aus meinem Herzen zu verbannen, und ich war so thöricht, mich bereits als unüberwindlich gegen sie anzusehen. Ich bedauerte die Stunden, die ich ihr geschenkt, und der Ehre entzogen hatte. Wie weit reizender war gegenwärtig diese letztere in meinen Augen. Für sie allein beschloß ich meine übrigen Tage zu leben. Nur die traurige Betrachtung, um wie viel schwerer mir nunmehr, durch den Verlust meines Rangs und meiner Güter, der Weg zu ihr geworden war, störte mich in dem Vergnügen, das Bild meiner zukünftigen Größe zu entwerfen: Ich erinnerte mich, wie schwer es dem Verdienst zu unsern Zeiten falle, sich ohne die Gesellschaft des Reichthums und eines vornehmen Standes Bewunderung und Belohnungen zu erwerben. Ich machte mit dem Herrn Worden verschiedene Anschläge wegen meiner zukünftigen Lebensart. Dieser redliche Freund theilte in meinem Mangel all seinen Ueberfluß mit mir, und doch hatte keine einzige seiner Gütigkeiten die Miene einer Wohlthat. Seine vornehmste Sorge war, mein Gemüth zu

beruhigen; und wie konnte seiner Geschicklichkeit etwas unmöglich fallen?

Wir saßen an einem Abend in den vertraulichsten Gesprächen unsrer Freundschaft beysammen, als wir von einem unverhofften Zuspruch auf die angenehmste Art überfallen wurden. Man eröffnete die Thür, und Herr Worden befand sich in den Armen des Herrn F. Er war nur erst diesen Tag mit dem jungen Grafen, der unter seiner Aufsicht stand, nach Paris zurück gekommen, und er hatte von der Ungeduld, seinen Freund zu sprechen, nicht so viel Zeit erhalten können, sich umzukleiden. Ihre Bewillkommungen gleichten der Größe ihrer Freundschaft. Herr Worden unterbrach sie zuerst. Sparen Sie, mein lieber F., redete er seinen Freund an, Ihre Liebkosungen etwas mehr. Sie haben noch einen Freund zu umarmen. Hier ist der Graf von P., der ein grösser Recht auf sie hat, als ich. Herr F. erstaunte, als er einige Blicke auf mich warf. Meine schlechte Kleidung, und meine elende Gestalt hatten mich ihm völlig unkenntlich gemacht. Er wußte weder die Grausamkeit, welche meine Feinde in meinem Vaterlande gegen mich ausgeübt hatten, noch das unglückliche Ende meiner Thorheit mit Fanchon. Ich warf mich um seinen Hals, und bat ihn, mir die ihm zugefügten Beleidigungen zu verzeihen, und mir einen Theil seiner ersten Liebe wieder zu schenken. Herr Worden erzählte dem Herrn F. diejenigen von meinen

unglücklichen Zufällen, welch' mir weniger Betrübniß, als meinem Oncle Haß und Verachtung der Tugend verursachten. Er war aber so gütig diejenigen zu verschweigen, über die ich hätte erröthen müssen. Herr F. hörte diese traurige Geschichte mit dem gewöhnlichen Mitleiden an, welches ich mir von seiner Tugend und Liebe versprechen konnte. Der schmeichelhafte Abriß, den ihm mein partheyischer Freund zum Beschluß von der Veränderung meiner Lebensart machte, heiterte die Betrübniß des Herrn F. wieder auf. Sie sind sehr unglücklich, sprach er zu mir, aber ihr Unglück ist allemal noch Gewinn für Sie, da es Sie der Tugend wieder gegeben hat. Gefällt es der Vorsehung, Sie in dem Zustande zu lassen, in dem Sie wirklich sind; so wird Ihre Tugend Sie allemal dadurch beruhigen, daß Sie ein beßres Schicksal verdient haben. Werden Sie wieder glücklich, so bleibt ihnen doch noch der Nutzen von Ihrem Elend übrig, weder die Eitelkeit Ihres Glücks zu vergessen, noch diejenigen zu verachten, die unglücklicher als Sie sind. Herr F. machte uns den folgenden Tag mit seinem jungen Grafen bekannt. Es war ein Herr von sehr guten Eigenschaften. Er wäre noch weit liebenswürdiger gewesen, wenn man ihn nicht nach Frankreich geführt hätte. Er besaß den gewöhnlichen Fehler der Deutschen, den Fehler der Nachahmung. Er wollte sich wie die Franzosen kleiden, wie die Franzosen reden, und, daß ich es kurz

zusammen fasse, wie die Franzosen, auf eine angenehme Art närrisch seyn. Dennoch gewann er nichts weiter dabey, als daß er seinen Landsleuten lächerlich, und den Franzosen abgeschmackt war. Herr F. gab sich alle nur mögliche Mühe, ihn von dieser Schwachheit zu heilen. Die gute Art, mit der er ihm das Lächerliche von seiner Aufführung wies, und der zunehmende Verstand des Grafen befreyte ihn endlich noch zu rechter Zeit von einem Fehler, der sehr viele von seinen Landsleuten in ihrem Alter eben noch zu so großen Narren macht, als sie in ihrer Jugend gewesen sind. Die erste Gesellschaft des jungen Grafen ließ uns so viel Verdienste an ihm wahrnehmen, daß sie sich mit der Errichtung einer genauen Freundschaft endigte.

Einige Zeit darauf, als er uns nebst dem Herrn F. verlassen hatte, suchte ich etwas in meinem Taschenbuch. Ich erstaunte, als ich einen Wechsel auf 1000 Louis d'or darinnen fand. Er konnte von Niemand anders, als von dem Herrn F. seyn, der sich des Buchs auf eine oder die andre Art mußte bemächtiget haben. Ich siegelte ihn in einen ledigen Umschlag, und schickte ihm denselben durch einen Menschen, den er nicht kannte, unter dem Vorwand eines Briefes zurück. Ich erhielt dadurch nichts, als daß mir den andern Tag das Geld selbst durch einen Kaufmann eingeliefert wurde. Alle meine Weigerungen, mit denen ich mich dem Herrn F. widersetzte, waren vergeblich. Er fieng das erstemal an, recht mit mir zu zanken.

Es gehört Ihnen, sprach er, denn von Ihnen habe ichs geliehen bekommen. Der ehrliche Kaufmann, dem wir die 10000 Thaler vorgeschossen haben, hat mir bereits die Hälfte wieder gegeben. Nehmen Sie es; fuhr er mit Ungestüm fort. Wollen Sie mir wieder schlaflose Nächte machen? Er konnte mich aber doch nicht bereden, mehr als 500 Louis d'or anzunehmen. Ich ertheilte ihm eine Verschreibung darüber, die aber meine Umstände damals sehr unsicher machten.

Herr F. und Herr Worden stritten recht mit einander, wer mir die meisten Gefälligkeiten erweisen würde. Ich besuchte in ihrer Gesellschaft die umliegenden Gegenden von Paris, um durch die Verschiedenheit der Gegenstände die Traurigkeit meiner Gedanken zu zerstreuen. Meine Abreise aus Frankreich war fest gestellt, so bald ich nur einen Theil meiner alten Gemüthsruhe würde wieder erlangt haben. Eines Tages begaben wir uns nach der Abtey von = =, dem Aufenthalt des jungen Marquis de la Roche. Das viele Gute, so man uns von der neuen Lebensart des Marquis gesagt hatte, erregte in uns ein Verlangen, ihn zu sprechen. Wir fanden ihn in seinen gewöhnlichen Belustigungen, mit denen er seine täglichen Beschäfftigungen der Religion und Menschenliebe abwechselte. Er war nämlich in einem kleinen Garten, den er mit eigner Hand angeleget hatte, und den er durch seinen eignen Fleiß zu warten pflegte. Er empfieng uns mit der aufgeheiterten

und zufriedenen Miene, welche keine von den irdischen Ergötzlichkeiten, sondern die Tugend allein unserm Gesicht zu verleihen fähig ist. Wie unterschieden war er nicht itzund von dem, was er ehedessen gewesen war! Eine erhabene Verachtung alles desjenigen, was der thörichte Mensch Glück und Ehre zu nennen gewohnt ist, eine genaue Beobachtung der strengsten Pflichten, die ihm das Uebertriebene seiner Religion auferlegte, eine aufrichtige Reue, wenn er an seine vergangenen Jahre zurück gedachte, ein unermüdeter Eifer, ihr Andenken durch eine Menge löblicher Handlungen wieder auszutilgen, leuchtete aus allen seinen Gesprächen hervor. Sie sind Zeugen meiner Laster gewesen, sprach er mit einiger Erröthung zu uns. Seyn Sie auch nunmehr Zeugen meiner Reue und meiner Seufzer, womit ich sie die übrigen Tage meines Lebens beweinen werde. Zwey Jahr erst habe ich angefangen zu leben. Alle die übrigen Jahre sind für mich verloren. Was für ein unersetzlicher Verlust! Kann ich durch alle meine Thränen die Wahrheit auslöschen, daß ich lasterhaft gewesen bin? und wie quälend ist dieser Gedanke! Wie glücklich ist der, der ihn nicht zu empfinden nöthig hat! Ich sehe Sie in der Gesellschaft zween der tugendhaftesten Freunde, redete er mich an. Ihr Umgang läßt mich schließen, daß die höhere Macht, welche mein Herz gerührt hat, auch eben so gnädig gegen das Ihrige gewesen ist. Bleiben Sie der Tugend getreu. Sie

können niemals ohne sie glücklich, und niemals mit ihr unglücklich werden. Der rechtschaffne Marquis hatte gleich neben der Abtey von dem Rest seines Vermögens ein Haus aufrichten lassen, und es mit den gehörigen Einkünften versehen. Es war zur Verpflegung unglücklicher Personen, welche an Leib oder Gemüth mit schweren Krankheiten befallen waren, bestimmt. Die Sorgfalt des Stifters versah sie hier mit allem, was zu ihrer Heilung, oder zu Linderung ihres Elendes nöthig war. Er führte uns dahin, uns die Einrichtung des Gebäudes zu zeigen. Ich sehe diesen Ort, sprach der Marquis zu uns, als die bequemste Schule an, in welcher ich die Richtigkeit des menschlichen Stolzes lernen kann. Wir hatten Ursache, die gute Ordnung und Vorsorge, welche auf diesem Schauplatz des menschlichen Elendes herrschte, zu bewundern. Verschiedene Personen, welche theils aus Mangel der nothdürftigen Mittel, theils aus grausamen Eigennutz ihrer Nebenmenschen ihr Leben würden verloren haben, hatten die Erhaltung desselben der gütigen Anstalt des Marquis zu danken. Man berichtete dem Marquis, daß der Mensch, der nur erst vor einigen Wochen in dieses Haus wäre aufgenommen worden, ihn und seine Gesellschaft, die er aus dem Fenster wahrgenommen hatte, zu sprechen verlangte. Unser Freund berichtete uns, daß man diesen Unglücklichen, als einen Rasenden auf dem freyen Felde in den elendesten Umständen gefunden habe.

Mit vieler Mühe hat man ihn endlich in das Verpflegungshaus des Marquis gebracht. Er war bisweilen auf viele Stunden lang von seiner Raserey wieder zu sich gekommen. Der Marquis hatte ihn in diesen Zwischenfällen besucht. Er hatte an ihm einen Menschen von einem sehr guten Verstand und einer nicht schlimmen Lebensart angetroffen. Niemals aber hatte er von ihm einige Antwort wegen seiner Umstände herauslocken können. Auf alle seine Fragen antwortete der Fremde blos durch abgebrochene Seufzer, und nicht selten verfiel er darüber wieder in die Ausschweifungen seiner Raserey. Wir sahen seine Bitte, uns zu sprechen, als eine Wirkung seines verwirrten Gehirns an. Er kannte uns nicht; warum verlangte er uns zu sprechen? Doch die Versicherung, die man uns gab, daß er itzund den Gebrauch seiner Vernunft frey hätte, und die Neubegierde, ihn zu sehen und zu hören, was er von uns verlangen würde, bewogen uns, zu ihm zu gehen. Allein welche Entsetzung überfiel mich, als ich ihn in dem Zimmer, da man ihn an einer Kette verwahrt hielt, zu Gesichte bekommen hatte! Sein verfallnes Gesicht, seine Augen, die von einem wilden Feuer voll waren, und seine elende Kleidung, die zerrissen und unordentlich um ihn herum hieng, verbargen mir seine wahre Person nicht. Es war der Abt, der Bruder der Fanchon. Er lief mir, so weit es ihm seine Kette zuließ, entgegen, fiel vor mir nieder, und

streckte seine Hände auf eine bewegliche Art gegen mich aus, als ob er mich gleichsam um Hülfe anrufen wollte. Verzeihen Sie Ihrem ärgsten Feinde, wenn es Ihnen möglich ist, schrie er mich mit einer fürchterlichen Stimme an. Herr Worden und Herr F. erkannten ihn nunmehr. Sie baten mich, ihn zu verlassen. Er beschwor uns aber, seine Verzweiflung nicht noch durch unsre Verachtung zu vermehren. Wir blieben also da. Er sagte, daß er nicht eher ruhig seyn könnte, bis er mir ein Geständniß seiner Laster gethan hätte. Meine Freunde sahen, wie viel mich dieses Geständniß kosten würde. Sie wollten ihn davon abhalten, aber er verlangte durchaus, gehöret zu seyn.

Fanchon und ich, fieng er an, sind die niederträchtigsten Kreaturen, welche jemals die menschliche Natur durch ihre Lasterthaten verunehrt haben. Fanchon ist eigentlich Olympia von C., eine Italiänerinn. Ihre Mutter, eine gebohrne Französinn, gewöhnte sie von Jugend auf zu den französischen Sitten. Es fiel ihr also nicht schwer die Rolle eines Frauenzimmers von dieser Nation zu spielen. Mein Vater war der Marchese von S. Er bestimmte mich zu dem Maltheserorden, so wie Olympia von ihren Aeltern zum Kloster verdammt war. Mein Vater war arm. Der ihrige aber besaß bey einer sehr zahlreichen Familie auch einen sehr ansehnlichen Reichthum. Ich sah Olympien in dem Kloster, wo man sie aufzog. Ich sah sie

oft daselbst, und ich hatte das Vergnügen wahrzunehmen, daß meine Blicke durch die ihrigen belohnt wurden. Die Heiligkeit des Orts, und die damit verknüpften Schwierigkeiten hielten mich nicht ab, ein Geständniß meiner Liebe zu wagen. Ich ward erhört. Nur der künftige Zustand, zu dem wir beyde bestimmt waren, und die verschiedenen Glücksumstände unsrer Aeltern widersetzten sich unserm Glück. Ich entdeckte meinem Vater meine Wünsche, und bat ihn, seinen Vorsatz wegen meines künftigen Schicksals zu ändern. Er war lange taub. Endlich überwand ich ihn. Ich bewog ihn so gar, dem Vater der Olympia unsre Heirath vorzuschlagen. Dieser kannte meinen Vater nur nach dem Namen und dem Ruf von seiner Armuth. Er schlug seine Anerbietungen mit einer Verachtung aus, die einem Mann gewöhnlich ist, dessen ganze Verdienste in seinem Reichthum bestehen. Mein Vater quälte mich mit seinen Verweisen, daß ich ihn der Verachtung eines so hochmüthigen Mannes ausgesetzt hätte. Er befahl mir, an nichts weiter zu gedenken, als mich des Standes würdig zu machen, dem er mich gewidmet hätte. Die Hindernisse, welche sich meiner Leidenschaft widersetzten, minderten dieselbe nicht. Ich erfuhr, daß Olympia aus dem Kloster zu ihren Aeltern zurück gekommen wäre, wo sie sich einige Zeit aufhalten wollte, ehe sie ihr Probejahr in dem Kloster antreten würde. Ich war in dem Hause ihres Vaters völlig unbekannt. Ich ver-

ließ meinen Vater, und ich war so glücklich, in dem Hause der Olympia als ein Bedienter angenommen zu werden. Ihre und meine Liebe überredeten sie leicht, mir alles zu erlauben, was ich von ihr bitten konnte. Sie fieng an, die Wirkungen unsrer Vertraulichkeit zu verspüren. Ich begab mich nach dem Entwurf, den wir gemacht hatten, an einen sichern Ort, unser Schicksal abzuwarten; sie hingegen entdeckte ihrem Vater ihren und meinen wahren Zustand. Er war gegen ihre beweglichsten Bitten, womit sie ihn beschwor, sie durch eine Verbindung mit mir ihrer Schande zu entziehen, unempfindlich. Er würde sie wohl gar in der Raserey seinem Zorn aufgeopfert haben, wenn es nicht noch ihre Mutter verhindert hätte. Er begegnete ihr auf das grausamste. Man verwahrte sie genau, um sie den folgenden Tag in eins der strengsten Klöster zu bringen. Die Grausamkeit dieses unerbittlichen Vaters machte seine Tochter und mich unglücklich. Sie ward die Quelle aller unsrer nachfolgenden Laster. Olympia setzte sich in der Nacht durch Hülfe ihrer natürlichen List in Freyheit. Sie kam zu mir. Wir flohen nach Rom, wo wir von den Juwelen und dem Gelde, mit dem sich Olympia bey ihrer Flucht versorgt hatte, ziemlich vergnügt, und durch die Nachforschungen unserer Aeltern ungestört, unsre Tage zubrachten. Olympia gebahr eine Tochter. Wir waren so barbarisch, uns durch ihren Tod von den Verdrüßlichkeiten zu befreyen, die uns

ihr Leben hätte zuziehen können. Die Sorglosigkeit, mit der wir uns unsern Wollüsten überliessen, stürzte uns gar bald in das äusserste Elend. Es war uns keine Wahl weiter übrig, als entweder für Hunger zu sterben, oder durch Almosen unsern Unterhalt zu suchen. Olympia that mir einen Vorschlag, welcher meine Liebe auf das empfindlichste angriff. Meine Reizungen und die Wollüste der Menschen, redete sie mich an, sind sichre Mittel genug, uns die gewöhnlichen Bequemlichkeiten unsrer Lebensart zu verschaffen. Ich will das Herz eines reichen Narren zu fesseln suchen. Er wird mich mit Geschenken überschütten, und ich werde sodann meinen Ueberfluß mit dir theilen können. Du wirst allemal der Abgott meines Herzens bleiben. Unsrer List wird es niemals an Gelegenheiten fehlen, unser Verständniß zu unterhalten. Du wirst wegen einiger Kleinigkeiten nicht so eigensinnig seyn, dein Glück auszuschlagen. Es ist billig, da dein Nebenbühler seinen Ueberfluß mit dir theilt, daß du nicht eigennütziger gegen ihn seyst. Die Gewalt, die ihre Vorstellungen über mich hatten, und die unglücklichen Umstände, in denen wir uns befanden, zwungen mich ihren Vorschlag anzunehmen. Sie war bald so glücklich, den Lord R. zu erorbern. Durch die Verschwendung, mit der er sie unterhielt, setzte sie mich gar bald in den Stand, eine vornehme Person vorzustellen. Ich errichtete Freundschaft mit dem Lord, und ich und Olympia betrogen ihn, ob-

ne daß er sich den geringsten Verdacht einfallen ließ. Seine Geschäffte nöthigten ihn nach Livorno, und ich und unsre gemeinschaftliche Geliebte begleiteten ihn. Hie trug sich die Begebenheit mit dem Herrn Worden zu. Ich und Olympia wünschten Frankreich zu sehen. Wir beredeten unsern gutwilligen Lord zu dieser Reise. Ein Duell, das er gehabt hatte, verbannte ihn aus Paris. Dieser Umstand diente uns darzu, ihn seiner Gelder und Kostbarkeiten zu berauben, und uns für seinen Verfolgungen nach Paris zu flüchten. Ich versteckte mich in die Kleidung eines französischen Abts, und Olympia nahm die Person einer Französinn und den Namen Fanchon an. Wir gaben uns auf der Reise für Bruder und Schwester aus. Der Lord holte uns ein, und durch seine Rache setzte er uns in den Zustand, in welchem Sie, Herr Graf, uns gefunden haben. Wir haben Ihre Gütigkeit mit dem abscheulichsten Undank gemißbraucht. Olympia war zu den Minen der Verstellung und Heucheley in dem Kloster angewöhnt worden. Sie wußte, was für eine Gewalt eine unglückliche Tugend über das Mitleiden des menschlichen Herzens habe. Sie verbarg also unter der erborgten Maske der Tugend die Abscheulichkeit ihrer wahren Gestalt. Der Roman von ihrem Unglück rührte Ihr zärtliches Herz. Olympia war scharfsichtig genug, den Eindruck zu bemerken, den sie auf Ihr Herz gemacht hatte. Mitten unter den Sorgen für mein Leben machte

sie

sie Anschläge, ihrem verfallnen Glück wieder aufzuhelfen. Der unverhoffte Anblick des Herrn Worden vernichtete ihren ganzen Entwurf. Sie hielt sich für verloren. Durch ihre Geschicklichkeit, oder vielmehr durch die Zulassung des Himmels, die uns noch nicht reif genug zu ihren Strafen fand, rettete sie sich und mich aus dieser Gefahr. Die Verleumdung ward ihr noch einmal wider Ihren würdigen Freund nützlich, und durch verschiedene Betrügereyen suchte sie den Herrn Grafen in dem eingepflanzten Vorurtheil von ihrer Tugend zu bestärken. Wir erdichteten Briefe von dem Herzog von Ch. und Antworten darauf, und legten sie an Oerter hin, wo Sie dieselbigen finden mußten. Die Heftigkeit, womit sich Olympia von Ihnen geliebet sah, war Ursache, daß Sie auch ihre Absichten auf Sie viel weiter ausdehnte. Eine Heirath mit Ihnen schmeichelte sowohl Ihrem Ehrgeiz als ihrer Liebe zur Bequemlichkeit. Vielleicht empfand auch ihr Herz wirklich Zärtlichkeit gegen Sie. Meine Neigung für Olympien widersetzte sich diesem Entwurf, der für mich so nachtheilig war, auf das heftigste. Allein ich war einmal von meiner eignen Thorheit darzu verdammt, der Sklave dieses wollüstigen Weibsbildes zu seyn. Sie besänftigte mich durch die leichte Möglichkeit, die sie mir zeigte, unsre Vertraulichkeit fortzusetzen. Man griff also Ihr Herz auf die verschlagenste Weise an. Man vermehrte die Hindernisse, die man Ihrer Liebe ent

gegen setzte, und man erhitzte auf der andern Seite Ihre Liebe immer noch heftiger durch die neuen Annehmlichkeiten, die man sie wahrnehmen ließ. Es war Zeit, daß man den letzten Sturm auf Ihr Herz that. Der Vorwand von dem erdichteten Proceß wollte ohne dieß nicht weiter zureichen, Sie um ansehnliche Summen noch weiter zu betrügen. Ihre lange Abwesenheit wegen der Krankheit des Chevaliers ließ uns befürchten, daß Sie durch die allzu strenge Tugend der Fanchon ganz und gar möchten abgeschreckt werden. Wir nahmen unsre Zuflucht zu dem letzten Betrug. Tournon war dumm, und Fanchon schön genug, ihn zu einer Heirath mit ihr anzulocken. Es würden uns allemal noch Mittel genug übrig geblieben seyn, uns von ihm zu befreyen, wenn uns unser Anschlag fehl geschlagen wäre. Allein er gelang uns, und Olympia erhielt unerachtet der Hindernisse, was sie allein wünschte, nämlich das unverdiente Glück, Ihre Gemahlinn zu werden. Diese Vermählung kostete mich eben so viel Seufzer, als sie Olympien Freude verursachte. Ich sah die auf ewig zwischen Ihnen und ihr geschlossene Verbindung mit Eifersucht. Dieß war der Grund aller meiner öftern Streitigkeiten mit Olympien, und der Betrübniß, die Ihnen so oft zum Gegenstand Ihrer Spöttereyen diente. Die Liebkosungen Ihrer unwürdigen Gemahlinn zerstreueten nach und nach meinen Verdruß. Sie würden unsern strafbaren Umgang leicht entdeckt

haben, wenn ihr Herz weniger gut und etwas mehr argwöhnisch gegen unsre Tugend gewesen wäre. Olympia und ich wir bewaffneten uns wider alle Verdrüßlichkeiten, die uns in dem Genuß unserer Betrügereyen stören konnten. Wir erkauften von einem Advocaten, dem sein Gewissen um einen ziemlichen geringen Preiß feil war, verschiedene falsche Instrumente, welche bewiesen, daß Olympia, Fanchon, und ich Constanz Dúparc von Lion wären, daß wir einen Proceß in Paris zu führen gehabt, und diesen Proceß verloren hätten. Wir glaubten, durch diese Vorsichtigkeit alle Nachstellungen unserer Feinde eitel zu machen, und wir waren glücklicher, als wir zu seyn verdienten. Der fürchterliche Streich, welch Ihre Glückseligkeit zu Boden warf, vernichtete auch auf einmal alle vortheilhafte Bilder, womit sich der Ehrgeiz und Eigennutz Olympiens geschmeichelt hatte. Sie verloren Ihren Rang und Ihre Güter; was konnte die boshafte Olympie weiter bewegen, Ihre Gemahlinn zu seyn? Lassen Sie mich bey der abscheulichsten Handlung unsers Lebens geschwind vorbey gehen. Kann ich es sagen! Wir Undankbare, die wir allein an Ihrem Unglück Schuld waren, verriethen Sie mit einer Niederträchtigkeit, der wir nur allein fähig waren. Eben die Fanchon, die, als man Sie in Verhaft nahm, in Ohnmacht fallen wollte, war nebst mir die einzige Ursache dieses Verhafts. Kaum hatte man Sie weggeführt,

als wir uns in eine Kutsche des Herzogs von *** setzten, bey dem ich ihr den Rang einer Maitresse und mir die Stelle eines Bedienten nebst einer ansehnlichen Belohnung verschafft hatte. Der Herzog verdiente mit mehr Recht als Sie sein Schicksal. Er war das Ziel unsrer Spötterenen und unsers Betrugs. Sie wissen die unglückliche Nacht. Ich rettete mich nicht ohne Gefahr aus dem Pallast. Die Furcht, daß dem Herzog die wahre Beschaffenheit dieses Trauerspiels möchte seyn verrathen worden, erlaubte mir nicht, mich öffentlich in dem Pallast sehen zu lassen. Ich erkundigte mich nur insgeheim, und ich erfuhr nichts weiter, als daß der Herzog von *** seine Maitresse in den Armen seines Bedienten gefunden, und sie deswegen getödtet hätte. Ob mir gleich die Unrichtigkeit des einen Theils der Erzählung bekannt war, so zweifelte ich doch nicht, daß Fanchon todt wäre. Ihr Verlust stürzte mich in eine Art von Unsinnigkeit. Ihre Untreue, ihre Ausschweifungen in den Wollüsten, und alle ihre übrigen Häßlichkeiten waren nicht stark genug, meine schändlichsten Fesseln zu zerbrechen. Ich befand mich noch überdieß in dem kläglichsten Zustande, ohne Geld, von Jedermann verlassen, von meinem Gewissen gequält, und aller Hoffnung eines bessern Lebens beraubt. Ich verließ Paris. Ich ward genöthiget, mein elendes Leben durch Almosen zu unterhalten. Die Gerechtigkeit des Himmels suchte mich nunmehr mit al-

ten Züchtigungen heim. Ich sah alle meine Schandthaten, und meine Vernunft erlag unter meiner Verzweiflung. Der klägliche Zustand, in dem ich mich erblicke, lehrt mich, was ich geworden bin. Und dennoch was sind meine Strafen gegen meine Verbrechen? Und ach! was sind die gegenwärtigen gegen die, die ich noch zu fürchten habe? Beten Sie für mich, meine Herren, da ich für mich selbst nicht beten kann. Doch ach! Sie würden für einen Unwürdigen, Sie würden unerhört beten. Grausame Vorsehung! Warum hast du mich lassen gebohren werden? Warum hast du mich nicht über der Ausübung des ersten meiner Laster getödtet? Ich hasse, ich verabscheue mich, ich hasse dich selbst. Die Hitze, mit der er sprach, ließ uns einen neuen Anfall von seiner Raserey befürchten. Er erfolgte auch wirklich. Wie schrecklich war er anzusehen! Wir verließen ihn mit einem heiligen Zittern für die Strafen Gottes, welche seine Gerechtigkeit für die Verbrech·· aufgehoben hat. Ich beschließe mit zwey Wo..en die traurige Geschichte dieses Menschen, so wie ich sie nach und nach aus den Briefen des Marquis de la Roche erfahren habe. Alle Sorgfalt und Hülfe meines Freundes waren unvermögend, ihm seine Vernunft wieder zu geben. Er lebte eine lange Reihe von Jahren sich zur Qual, und er wurde grau mitten unter den beständigen Lästerungen wider den Himmel. Er starb, und sein letztes Wort war ein Fluch wider die Gott-

heit. O wie theuer erkauft man oft die Schande, ein Bösewicht zu seyn!

Der elende Anblick des Abts löschte alle meine Rache gegen ihn aus. Ich vereinigte meine Wünsche für die Wiedererlangung seiner Vernunft mit den Wünschen meiner Freunde. Meine Freunde und ich hatten viel Mühe, ehe wir die Melancholie über die unglücklichen Begebenheiten, daran mich die Erzählung des Abts erinnert hatte, zerstreuen konnten. Es gelang uns durch die wenige Zeit, die ich der Einsamkeit und dem Nachdenken aufopferte. Die Zeit unserer Abreise aus Frankreich rückte immer näher heran. Ich und Worden wollten Kriegsdienste in Schweden suchen. Die Ehre sollte mir den Ruhm und die Ruhe wieder geben, welche mir die Liebe geraubt hatte. Herr Worden fragte mich an einem Morgen mit einer lustigen Mine, die ihm niemals fehlte, so oft er auf einen Augenblick seine Unglücksfälle vergaß: Halten Sie Ihr Herz für stark genug, mich auf einer für Sie sehr gefährlichen Reise zu begleiten? Ich bat ihn, sich deutlicher zu erklären. Ich reise zu Julien, sprach er, und ich möchte Sie gerne zur Gesellschaft haben, wenn Sie nicht mehr verliebt wären. Doch Sie hassen die Liebe, setzt er mit einer etwas spöttischen Mine hinzu, und Sie können es also sicher wagen. Er eröffnete mir, auf was für Art er mit Julien bekannt worden wäre. Julie hielt sich in einem kleinem Städtgen, nicht weit von Calais,

bey einer alten Freundinn in der Einsamkeit auf. Die alte Freundinn der Julie hatte einige Bekanntschaft in dem Hause, indem zu Calais der verstorbene Freund des Worden, der ihm seine Tochter zur Auferziehung hinterließ, gelebet hatte. Sie war eine Frau von sehr gutem Ruf, und eine heimliche Hugenottinn. Er vertraute seine Mündel ihrer Aufsicht, und bey dieser Gelegenheit lernte er Julien kennen, deren Charakter und Geschichte er bereits aus den Erzählungen des Herrn F. und meinen eignen wußte. Er hat der Tochter seines Freundes durch Hülfe der Freunde, die er noch in Engelland hatte, einen Theil des Vermögens, welches man ihrem Vater wegen seinen unglücklichen Neigungen für die Stuartische Familie genommen hatte, wieder ausgewirkt. Eine alte Muhme des jungen Mädgens verlangte ihre Nichte wieder zurück nach Engelland. Worden wußte, daß er sie ihrer Aufsicht ohne Gefahr anvertrauen könnte. Er wollte sie also wieder nach ihrem Vaterland zurück führen. Dieß war die Absicht seiner Reise zu Julien. Ich begleitete ihn nicht ohne einige Furcht, wie man meinen Besuch annehmen würde. Die Neugier, Julien zu sehen, schien die bloße Ursache meiner Reise zu seyn. Allein mein Freund war boshaft genug, aus einigen heimlichen Seufzern, die ich verlor, zu schließen, daß sie nicht die einzige wäre. Die Muhme der Julie empfieng uns mit vieler Freundschaft. Julie erröthete, als sie mich sah. Er

te gefallen lassen. Allein die Erinnerung der Leiden, die ich nur kürzlich ausgestanden, kamen endlich Julien zu Hülfe, mich aus ihrem Liebhaber völlig zu ihrem Freund zu machen. Sie hatte ein neues Unglück seit unsrer Trennung erfahren, daß mich zugleich mit angieng. Man hatte unsern Sohn mit Gewalt von dem Orte seiner Auferziehung weggenommen, und in ein Kloster gethan, um in der catholischen Religion erzogen zu werden. Julie durfte es nicht einmal wagen, ihn zu sehen, woferne sie sich nicht selbst in die Gefahr setzen wollte. Die Zeit bis auf Wordens Zurückkunft verlief uns in den angenehmsten Beschäfftigungen. Wir lasen, wir philosophirten, wir schmälten auf die Liebe mit einander, und wenn wir uns satt geschmält hatten, gestanden wir, daß, wenn sie das gefährlichste Geschenk der Natur wäre; sie auch zugleich das vortrefflichste sey. Der Spott der Julie war boshaft genug, mich oft mit meiner Liebe zu Fanchon zu quälen. Die Geduld, mit der ich ihn ertrug, erwarb sich endlich ihr Mitleiden. Worden kam wieder zurück. Er war nicht gleich glücklich in seinen Geschäfften gewesen. Sein Vater war in einem beständigen Haß gegen seinen Sohn gestorben. Er hatte seinem andern Sohn alle seine Güter verlassen, und Worden fand, daß er von der Unversöhnlichkeit dieses grausamen Bruders noch alles zu befürchten hätte. Es würde meinem Freund leicht gewesen seyn, durch Hül-

se der Gerechtigkeit das unbillige Testament seines Vaters umzuwerfen. Allein er opferte seinen Nutzen der Ehrerbietung auf, seinen Vater auch im Grabe nicht zu beschimpfen. Ueber dieß hatte sich sein Bruder dadurch, daß er seine wahre Religion verstellt hatte, zu einem ansehnlichen Amt geschwungen. Er würde also nothwendig seinen Bruder haben unglücklich machen müssen, wenn er den unbilligen Bewegungsgrund seines Vaters, ihn zu enterben, hätte anführen wollen; und seinen Feind, geschweige denn seinen Bruder unglücklich zu machen, wäre das unvergeblichste Laster für sein Herz gewesen. Er kehrte also lieber um 20000 Pfund ärmer zurück, und begnügte sich, daß er die besten Anstalten zur Versorgung seiner Mündel getroffen hatte. Er hatte sie der Aufsicht seines treuesten Freundes überlassen, und erhielt durch einen ordentlichen Briefwechsel genaue Nachrichten von ihren Umständen. Nun bin ich ganz Ihre, sprach er, indem er mich umarmete. Alle Banden, die mich an meinem Vaterlande fest hielten, sind aufgelöst, und ich werde nun kein Glück und kein Unglück weiter zu gewarten haben, als in Ihrer Gesellschaft. Wir reiseten den folgenden Tag von Julien ab. Kaum hatten wir einige Meilen zurück gelegt, als uns ein Zufall aufstieß, von dem alle meine nachfolgende Begebenheiten herrühren.

Wir kamen an einen Bach, der durch den starken Regen sehr angelaufen war. Eine Kutsche, in der sich einige Frauenzimmer befanden, wollte uns gegen über queer durch den Bach fahren. Der Strom war zu stark. Er stürzte die Kutsche mitten in dem Wasser um. Weder Personen noch Pferde würden sich gerettet haben, wenn wir nicht gegenwärtig gewesen wären. Ich und Worden brachten die beyden Damen glücklich auf das Trockne, und es giengen blos zwey Pferde verloren. Wir hatten viel Mühe, ehe wir die beyden Damen von ihrem Schrecken wieder zu sich brachten. Ihre Danksagungen waren der Größe der entgangenen Gefahr, und der guten Lebensart ihres Standes gemäß. Sie waren beyde über die Jahre hinweg, in welchen sonst die Prinzeßinnen von den irrenden Rittern pflegten errettet zu werden. Die jüngste, die schon fast fünfzig Sommer erlebt zu haben schien, ließ uns noch aus den Ruinen ihrer Reizungen erkennen, daß sie schön gewesen war. Die Nässe unsrer Kleider, und die Unordnung des Körpers, die uns ihre Errettung zugezogen hatte, bewog uns, ihre Bitte nicht auszuschlagen, und sie nach einem nicht weit entlegenen Schloß, welches sie beyde gemeinschaftlich bewohnten, zu begleiten. Unsre dienstfertigen Wirthinnen versäumten keinen Augenblick, uns ihre Erkenntlichkeit zu bezeigen. Ich bemerkte indessen, daß die jüngste bald mich, bald ein Bild, das mir im Rücken

hiengs, sehr aufmerksam ansah. Ich ließ meine Blicke unvermerkt auf das Bild fallen. Ich erstaunte, als ich meinen Vater auf demselben erkannte. Meine Beobachterinn übersah diese Erstaunung nicht. Sind Sie ein Ausländer? fragte sie. Ich antwortete ihr mit Ja. So sind Sie unfehlbar aus = = und Sie kennen also die Person, die hier abgebildet ist, fuhr sie fort. Ich kenne sie besser, als jemand in der Welt, schrie ich mit einer Heftigkeit, welche das traurige Andenken an dem Verlust des gütigsten Vaters verursachte. Ich irre mich nicht, fieng sie wieder an, Sie sind der Sohn des Grafen von P. Aber werde ich Ihnen wohl die Person nennen dürfen, die Ihnen heute ihr Leben zu danken hat. Erkennen Sie die Gräfinn von M., die Sie unter einem sehr gehäßigen Charakter von ihrem Vater werden haben kennen lernen. Sein Bild ist mir allzutief in mein Herz eingeprägt, als daß ich nicht seinen Sohn, der so viel Aehnlichkeit mit ihm hat, hätte erkennen sollen. Ich bin das Werkzeug aller der Leiden Ihres Vaters gewesen. Ich gestehe es, daß ich von ihm und von Ihnen gehaßt zu werden verdiene. Aber ach! er selbst, wenn er noch lebete, würde vielleicht Mitleiden mit mir haben, wenn er wissen sollte, wie grausam ich gestraft worden bin. Das Alter und mein Unglück haben mich meine Ungerechtigkeiten gegen ihn erkennen lassen. Ich preise den heutigen Tag für

den glücklichsten in meinem Leben, da ich Gelegenheit habe, sie seinem Sohn auf einige Art wieder zu ersetzen. Die Grausamkeit, die der Geiz Ihres Oncles gegen Sie ausgeübet hat, ist mir durch das allgemeine Gerücht bekannt geworden. Ich habe Urkunden in Händen, die vielleicht seine Niederträchtigkeit öffentlich an den Tag bringen würden, wenn Sie sich derselben mit genugsamer Vorsichtigkeit bedienen werden. Ich würde sie Ihnen längst überliefert haben, wenn ich Sie anzutreffen gewußt hätte. Welch ein Vergnügen würde es für mich seyn, wenn ich, die ich die erste Ursache Ihres Unglücks gewesen bin, auch den ersten Grund zu ihrem wieder herzustellenden Glück legen könnte! Sie verließ mich und Worden in einer mehr als allgemeinen Verwunderung: Sie kam sehr bald mit einem Päckchen von Schriften zurück. Es waren diejenigen, welche meinem Vater waren weggenommen worden, als man ihn und meine Mutter in Verhaft genommen hatte. Es war der Gräfinn von M. leicht gewesen, sie in den damaligen Umständen von dem Könige zu erhalten. Es befand sich die Ehestiftung darunter, die mein Vater zum Besten seiner Gemahlinn errichtet hatte, ein Schein von dem Geistlichen, der ihn getrauet hatte, den die Zeugnisse einiger Personen, die dabey zugegen gewesen waren, bestätigten. Die übrigen Schriften erläuterten verschiedene Dunkelheiten unserer Familiensachen. Die Gräfinn übergab mir

noch ein Briefchen von des Königs eigner Hand, das an sie gerichtet war, und worinnen er ihr erklärte, daß er nicht länger so grausam seyn, und den Grafen, meinen Vater, seiner Freyheit und seiner Gemahlinn berauben könnte. Dieser Brief hatte die Ungnade der Gräfinn verursachet, deren Rache in unanständige Ausdrücke gegen den König wegen der Gnade für meinen Vater ausgebrochen war. Dieses Geschenk der Gräfinn war zu wichtig für mich, als daß die Gefälligkeit und der Dienst, den sie mir dadurch erwieß, nicht alle meinen Haß gegen sie hätte austilgen sollen. Sie erbot sich noch überdieß, mich mit ihrem eignen Zeugniß zu unterstützen, wenn es mir nützlich seyn könnte, so wenig es auch ihrer Ehre vortheilhaft seyn würde. Die Gräfinn von M. nöthigte uns, einige Tage bey ihr zuzubringen. Ich hatte in dieser Zeit Gelegenheit, ihren Charakter auszustudiren. Sie gehörte unter diejenige Anzahl, welche die noch wenigen Tage ihres Alters darzu anwenden, daß sie darinnen die Thorheiten ihrer Jugend bereuen. Kurz, sie war aus einer Buhlerinn eine Betschwester geworden. Die Liebe zu einem jungen französischen Grafen hatte in ihr der catholischen Kirche eine Neubekehrte verschafft: Ihre Vermählung konnte sie unmöglich glücklich machen, da beyde Theile gleich alle die nöthigen Eigenschaften besassen, welche das Leben zweyer verheiratheter Personen elend machen können. Ihre und ihres Gemahls

Ausschweifungen machten, daß sie sich beyde eine Qual, und denen, die sie kannten, ihr Gespött waren. Sie wurden endlich geschieden. Nach vielen harten Versuchungen, womit der Himmel die Gräfinn gezüchtiget hatte, erhielt sie von ihrem Gemahl ein geringes Gehalt, und die Frau von Sabliere, eine von ihren guten Freundinnen, die ihr an Tugenden und Lastern gleich war, nahm sie zu sich, und eben diese war ihre Gesellschafterinn, die wir zugleich mit ihr von der Gefahr zu ertrinken gerettet hatten. Beyde hatten in ihren blühenden Jahren Anbeter gehabt; beyde sahen dieselben verschwinden, da ihre Reizungen verwelkt waren. Sie trösteten sich damit, daß sie nunmehr anfiengen, die Eitelkeit der Welt einzusehen, und sie zu verdammen. Ich will nicht glauben, daß die Besserung der Gräfinn von M. nicht aufrichtig sollte gewesen seyn. Ihre öftern Seufzer über die jungen Frauenzimmer, und ihre andre Klagen hätten mich nur fast überredet, daß mehr der Zwang sie zu ihrer Bekehrung genöthiget, als ein freywilliger Entschluß sie darzu bewogen habe. Der menschlichen Gesellschaft gilt es indessen in gewissen Fällen gleichviel, ob man gezwungen oder freywillig tugendhaft ist? Ich verließ die Gräfinn von M. nach der Errichtung einer beständigen Freundschaft, und ich habe sie durch Briefe bis an ihren Tod fortgesetzt.

Die Nachrichten, die wir von der Gräfinn von M.

erhalten hatten, waren zu richtig, als daß sie meiner Hoffnung, die eine von meinen vornehmsten Schwachheiten war, nicht hätte einige günstige Aussichten in die Zukunft zeigen sollen. Ein Nichts war vermögend, meiner Hoffnung zu schmeicheln, so wie sehr leicht ein einziger Streich des Unglücks mich zu Boden werfen konnte. Es war dieß unterdessen nicht mein Fehler allein. Es ist fast ein allgemeiner Fehler des menschlichen Geschlechts. Ich habe oft in meinen ältern Jahren nachgedacht, warum wir so leicht hoffen, und wieder auf der andern Seite so leicht kleinmüthig werden? Ich habe gefunden, daß es blos von der unrichtigen Vorstellung herrührt, die wir uns von unserm künftigen Glück und Unglück machen. Beydes zeigt sich unsrer verderbten Einbildungskraft in einer übertriebenen Größe. Kennten wir sie beyde recht genau, wir würden weit gleichgültiger und weit kaltsinniger seyn, zu hoffen und zu fürchten. Ich überließ mich indessen meiner Neigung, und jeder Gedanke, der mir itzund einfiel, war ein Gedanke von meiner zukünftigen Größe. Meine Freunde bemerkten sehr leicht die neue Ausschweifung, in die ich fiel. Sie wollten mir zu Hülfe kommen. Herr F. zeigte mir sehr philosophisch das Falsche, und Herr Worden ziemlich beissend das Lächerliche der Ehre. Ich war darzu verdammt, ihre Regeln niemals eher nutzen zu können, bis ich auf meine eigne Kosten die Vortrefflichkeiten derselben hatte einse-

hen lernen. Meine Sachen waren lange noch nicht so vortheilhaft, als ich mir schmeichelte. Es ist wahr, daß man sich von der Gerechtigkeit des Königs alles mögliche versprechen konnte, da diese eine seiner vornehmsten Tugenden war. Es war kein Zweifel, daß er den grausamen Geiz meines Oncles bestrafen würde, so bald man ihn von dem Laster desselben gründlich würde überzeugt haben. Allein wie schwer war es nicht, die Wachsamkeit des alten Grafen von P. zu betrügen, und dem König selbst die Beweisthümer von der Ungerechtigkeit seines Ministers vorzulegen! Vielleicht würden alle Mittel hierzu vergeblich gewesen seyn, wenn Worden nicht seine eigne Bequemlichkeit meinem Vortheil aufgeopfert hätte. Der englische Gesandte an dem Hofe ** war ihm bekannt. Er war so gar ein weitläuftiger Anverwandter von ihm. Der König bezeigte eine vorzügliche Gnade gegen den Gesandten, und würdigte ihn nicht selten seiner Vertraulichkeit. Es fiel leicht, den König von der Härtigkeit, womit man mir begegnete, zu überzeugen, wenn man den Gesandten bereden könnte sich meiner wider den Minister anzunehmen. Mein Freund trat in der strengsten Jahrszeit die Reise nach meinem Vaterlande an, um zu versuchen; was er zu meinem Vortheil ausrichten könnte. Ich verließ gleichfalls den Herrn F., der nicht ohne Thränen seinen würdigen und seinen unwürdigen Freund abreisen sah. Mein Freund

hatte mich einem Kaufmann in Amsterdam empfohlen, wo ich seine Briefe erwarten sollte.

Ich vertauschte Amsterdam gegen Haag, wo mir die Lebensart weit besser gefiel. Der Kaufmann verschaffte mir einige Zimmer bey einer gewissen Frau Wells, der Wittwe eines englischen Officiers. Ich hielt mich hier ganz eingezogen unter dem Charakter eines Officiers auf, der die französischen Dienste verlassen habe. Meine Wirthinn war fast die einzige Gesellschaft, die ich besuchte, und sie besaß Reizungen, über die ich alle übrigen Gesellschaften vergessen konnte. Sie war mit ihrem Gemahl, wie sie mir sagte, nach den Niederlanden gekommen, und hatte ihn daselbst in einem Treffen verloren. Es war schwer, ehe mir die Eingezogenheit, mit der sie lebte, einen Zutritt zu ihr verstattete. Nur die Einsamkeit selbst, in der ich lebte, erwarb mir nach und nach ihre Bekanntschaft. Sie war meistentheils von einer Art von Melancholie eingenommen, die mir aber nach dem damaligen Zustand meines Gemüths weit mehr den Umgang mit der Frau Wells angenehm machte. Sie spielte sehr geschickt auf der Laute, und ihre Stimme vereinigte sich mit dieser Geschicklichkeit, zu bezaubern. Ich genoß ganze Stunden das Vergnügen, ihr zuzuhören. Es unterbrach uns Niemand öfterer als ein alter Kaufmann, der von der Frau Wells ein kleines Capital in seiner Handlung hatte, und so gutwillig war, ihr den Gewinnst, den sie dadurch

zog, zu berechnen. Ich schrieb den Verdruß, daß er mich in dem Vergnügen störte, der Musik der Frau Wells zuzuhören, dem Haß zu, den ich gegen den alten Kaufmann empfand. Aber ich muß aufrichtiger gegen meine Leser seyn. Ich entdeckte bald, daß der Kaufmann nicht in seinen Geldsack allein verliebt war. Er war seit seinem vierzigsten Jahr bereits zehn Jahr ein Wittwer. Er kannte die Umstände der Frau Wells, so wie sie seine Reichthümer kannte. Dieses machte ihm Hoffnung, daß das Auge der Frau Wells einige Runzeln in seinem Gesicht, nebst einigen andern Kleinigkeiten, woran sich sonst eckle Frauenzimmer zu stossen pflegen, übersehen würde. Seine Absicht auf meine schöne Wirthinn war also die einzige wahre Ursache meines Hasses gegen ihn. Ich suchte mein Herz lange zu bereden, daß die Ungereimtheit, mit der ein alter Kaufmann eine liebenswürdige Wittwe zu lieben sich unterstünde, meine Verachtung gegen ihn rechtfertige. Aber ach! ich fand bald, daß ich diese Verachtung aus einem ganz andern Grunde zu rechtfertigen hätte. Ich liebte ungeachtet des Schreckens, womit ich es gewahr wurde, und ich liebte Niemand anders als die schöne Wells. Es war umsonst, daß ich mich an alle die Schmerzen erinnerte, die mich die Liebe hatte empfinden lassen, und daß ich mir die vortheilhaftesten Bilder vorstellte, womit mir die Ehre schmeichelte. Ich war verdammt, der Lie-

be ihr Sklave zu seyn, ich, der ich dieser grausamen Göttinn so oft Verachtung zugeschworen hatte. Ich lernte einsehen, wie armselig der Stolz des Menschen sey, wenn er alsdenn über seine Begierden gesiegt zu haben glaubet, da sie nur auf einige wenige Augenblicke eingeschlummert sind, einer andern Leidenschaft Platz zu machen. Ich unterdrückte diese verdrüßlichen Betrachtungen dadurch, daß ich zu der Frau Wells flog. Ihr Blick, ihre Worte, der Ton, mit dem sie sang, jeder Griff, den sie auf ihrer Laute that, vermehrte das Gift, das ich bereits in mein Herz eingesogen hatte. Ich ward in kurzer Zeit eben so melancholisch als die Frau Wells. Ihre Arien hatten sehr oft eine unglückliche Liebe oder die Trennung von dem Geliebten zum Gegenstand. Sie waren sehr geschickt, mir Seufzer abzuzwingen. Die Frau Wells war mehr als zu scharfsichtig, sie zu verstehen. Sie hütete sich; sie zu verursachen. Sie gewann nichts. Meine Worte sagten ihr nunmehr, was sie von meinen Seufzern nicht hatte verstehen wollen. Die Frau Wells antwortete mir ganz kurz, daß weder ihr Herz noch ihr Stand ihr erlaubten, Klagen von mir anzuhören, welche die Liebe zum Gegenstande hätten. Meine Leser werden sich vielleicht einbilden, daß mich die Frau Wells nunmehr mit der äussersten Strengigkeit werde geflohen haben. Allein da sie wider die Art ihres Geschlechts weniger streng in den äusserli-

chen und oft übel ersonnenen Pflichten des Wohlstandes als in den innerlichen war, so behielt sie alle ihre vorige Achtsamkeit gegen mich bey: nur daß sie mit mehr Vorsichtigkeit dasjenige vermied, was die Liebe berührte. Meine Eifersucht erdichtete sich hunderterley Merkmahle, durch die sie, nach meinen Träumereyen, dem Kaufmann mehr als mir zu gefallen suchte. Mein Nebenbuhler hatte indeß eben so wenig gütige Gesinnungen gegen mich als ich gegen ihn. Er stattete keinen Besuch bey der Wittwe ab, da er ihr nicht entweder mit einer lächelnden Bescheidenheit die Cent pro Cent vorrechnete, die er gewann, ob er gleich so sorgfältig die Art und Weise davon verschwieg, oder ihr mit einer geheimen Mine, mit der er mich von der Seiten ansah, bald den oder jenen Betrug, mit dem unvorsichtige Damen von jungen irrenden Rittern können betrogen werden, anführte.

Ich erhielt Briefe von meinem Freund Worden. Er schrieb mir, daß es ihm so viel leichter gewesen wäre: den Gesandten in seine Parthey zu ziehen, da dieser schon längst gesucht hätte, den Minister, der seinen Absichten zuwider wäre, zu stürzen. Gewisse Umstände hätten die völlige Ausführung seines Entwurfs noch verhindert. Einer der vornehmsten war, weil Worden Hoffnung hatte, ein mir vortheilhaftes Geständniß von dem Herrn von D. herauszulocken. Herr Worden hatte einige Bekanntschaft mit ihm ge-

macht. Eine auszehrende Krankheit setzte ihn in sehr elende Umstände. Sein beständiger Tiefsinn und seine Traurigkeit, in der man ihn jederzeit fand, nahm zu mit jedem Schritt, da sich der Tod zu ihm nahete. Herr Worden ermahnte mich, noch einige Zeit in der Geduld den Trost wider die Verzögerung meines Glücks zu suchen. Dieser gütige Freund legte einen sehr ansehn Wechsel bey, damit meiner Bequemlich.. nichts abgehen möchte.

Ich vertrieb die Zeit, die ich noch auf die Ehre warten mußte, dadurch, daß ich sie der Liebe widmete. Der letzte unglückliche Versuch meiner Liebe schreckte mich nicht ab, noch mehrere zu wagen. Ich las in den Augen der Wittwe etwas, das, wenn es keine Liebe, doch auch wenigstens kein Haß gegen mich war. Ich wußte indessen selbst nicht, warum ich liebte? Die Frau Wells zu dem Rang meiner Gemahlinn zu erheben, dieses war in den damaligen Umständen weder der Klugheit noch meiner eignen Neigung gemäß. Und dennoch konnte ich ohne diese Bedingung weder von der Tugend der Frau Wells etwas hoffen, noch die Vorwürfe der meinigen abwenden. Ich war mehr als zu sinnreich, die Liebe zu meiner Wittwe mir blos unter dem Namen des Ehrgeizes ihrer Eroberung zu verbergen. Ich verlangte nur, geliebet zu seyn, weiter nichts. Und dennoch bin ich gewiß überzeugt, wie weit ich den Ehrgeiz dieser Eroberung würde ausgedehnet haben,

wenn ich weiter nichts als meine eigne Tugend zu bekämpfen gehabt hätte. Die vergeblichen Seufzer und Klagen, die ich bey der Frau Wells verschwendete, wurden zum Theil durch das Vergnügen über den ersten unglücklichen Sturm ersetzt, den mein ehrlicher Kaufmann auf die unüberwindliche Wittwe that. Er erklärte in einem seiner feyerlichen Besuche der Frau Wells, wie es blos bey ihr stünde, sich zu der Ehre einer Madame Meerdyck, dies war sein Name, erhoben zu sehen, und sich mit 10000 Thaler jährlicher Einkünfte, das Misvergnügen einen sehr unangenehmen Ehegatten zu umarmen, bezahlen zu lassen. Die Frau Wells war spöttisch und schalkhaft, so oft sie sich von ihrer ewigen Melancholie auf einen Augenblick los machte. Der Antrag ihres Liebhabers und seine eigne Person waren mehr als zu geschickt, sie dieser Melancholie zu entreissen. Sie versicherte den ehrbaren Herrn Meerdyck, daß sie ihm jederzeit mit der strengsten Sorgfalt die Liebe einer Tochter gegen ihren Vater erweisen würde, wenn es ihr auch gleich nicht möglich wäre; ihm die Liebe einer Frau gegen ihren Mann zuzugestehen. Herr Meerdyck wußte aus seiner kaufmannischen Erfahrung, daß doch manches Schiff endlich in den Haven einlaufe, wenn es gleich zuvor einige Stürme ausstehen müßte. Seine Jahre hatten ihn ferner weit weiser und verständiger gemacht, als eine hitzige Jugend, über welche die Spöt-

terren die meiste Gewalt hat. Er ließ also seine Hoffnung noch nicht sinken, glücklich zu werden. Die Standhaftigkeit, mit welcher die Frau Wells den Angriff von 200000 Thaler Vermögen aushielt, ließ mich hoffen, daß sie nur für die Zärtlichkeit und Liebe allein überwindlich seyn würde. Die Schwierigkeiten, welche die meinige zu übersteigen fand, verdoppelten mir nur meinen Muth. Ich war kein Neuling mehr in der Liebe. Die Frau Wells that nach und nach spröde, sie floh mich, sie schien meine Klagen mit Ungeduld anzuhören, und dennoch hörte sie dieselben aus. Es war also kein Zweifel, daß ich geliebet wurde. Allein ich sah auch, daß ich ihr Herz um keinen leichtern Preis erhalten würde, als unter der Bedingung der Ehre, und ihr Herz war es würdig, unter keinem andern Preis überlassen zu werden. Alle meine Vernunft widersetzte sich indessen diesem Entschluß. Doch ich hörte blos meine Leidenschaft, ich, der ich sie so oft gehöret hatte, und durch alle die Unglücksfälle, in welche sie mich gestürzt hatte, nicht klüger geworden war. Vergeblich erinnerte mich die Vernunft an meine unglückliche Vermählung mit Fanchon, und an die Ungewißheit meiner itzigen Umstände, da ich weniger als jemals Ursache hatte, an eine Gemahlinn zu denken. Die Reizungen und die Verdienste der Wittwe überwogen die stärksten Gründe. Wie kann ich so unglücklich mit ihr seyn, rechtfertigte ich mich, als

mit

mit Fanchon, da sie die tugendhafteste Person von der Welt ist? Was den andern Punkt anbelangt, so schien mir selbst das Glück der Ehre unvollkommen, ohne das Glück der Liebe zu seyn. Kurz, ich flog in dem Taumel meiner Liebe zu den Füssen meiner liebenswürdigen Wittwe, und ich beschwor sie mit den zärtlichsten Bitten eines Liebhabers, mir ihr Herz und ihre Hand zu geben. Sie saß einige Minuten in einem tiefen Stillschweigen. Ich sah, daß ein überaus heftiger Streit in ihrer Seele vorgehen mußte. Sie vergoß sogar einen Strom von Thränen. Ach! warum, redete sie mich an, verfolgen Sie mich? Warum wollen Sie, daß ich unglücklich seyn soll, und zwar durch Sie, da Sie behaupten, mich zu lieben, und da Sie vielleicht leider allzugut wissen, daß Sie nicht gehaßt werden? Nein! fuhr sie fort, indem sie mit einiger Geschwindigkeit aufstund, itzund ist es noch Zeit, meine Pflichten unverletzt zu erhalten, und die Thränen ungestört zu vergiessen, die ich meinem seligen Mann, und meinem Unglück schuldig bin. Sie verließ mich in einer ziemlichen Bestürzung. Ihre Antwort ließ mich aber dennoch hoffen, daß ich noch über das Andenken des verstorbenen Herrn Wells, und die Thränen seiner Wittwe triumphiren würde. Dieser Tag war bestimmt, mich glücklich zu machen. Man überbrachte mir einen Brief. Er war von einem alten Freunde meines Vaters, dem mein Unglück

sehr schmerzlich gefallen war, ob er gleich als ein guter Hofmann mir mit nichts als mit seinem heimlichen Mitleiden gedienet hatte. Er suchte vielleicht durch die erste Nachricht, die er mir von meiner glücklichen Veränderung gab, die Nachläßigkeit wieder gut zu machen, mit der er mich bey meiner Unglücklichen vertheidiget hatte. Hier ist sein Brief:

Mein lieber Graf,

Auf Kosten ihres Freundes, der sich durch einen leichten Fall die Hand verstaucht hat, genieße ich das Vergnügen, Ihnen zuerst zu sagen, daß Sie glücklich sind. Die Gerechtigkeit des Königes setzet Sie in Ihren Rang, ihre Güter, und zugleich in die Güter Ihres Oncles wieder ein. Ihr unwürdiger Oncle empfindet gegenwärtig, daß die Laster bald oder spat ihre Bestrafungen zu gewarten haben. In einigen Tagen werden Sie den Befehl des Königes zu der Zurückkunft in ihr Vaterland erhalten. Eilen Sie, mein lieber Graf! Ihr Vaterland erwartet Sie mit Verlangen, durch seinen Eifer die Fehler zu verbessern, die es gegen Sie begangen hat.

Ich saß wohl eine Minute lang sprach- und fühllos auf meinem Stuhl, und kaum kam ich wieder zu mir, als mich die Entzückung zu einer Menge lächerlicher Ausschweifungen verleitete. Und dennoch was war der Grund aller meiner Entzückung? Ein wenig Glanz einer äußerlichen Ehre, von deren Höhe ich schon einmal in den Staub

herab gefallen war, und von der ich jeden Augenblick aufs neue wieder herab stürzen konnte. Dieses neue Glück war meiner Liebe allzuvortheilhaft, als daß es der Frau Wells hätte sollen verschwiegen bleiben. Ich fragte sie: Ob der Graf von P. eben so unglücklich in seiner Liebe gegen sie seyn würde, als ich es bisher gewesen wäre? Der Brief, den ich ihr zugleich übergab, lösete ihr zum Theil die Dunkelheit meiner Frage auf, und die Erzählung der vornehmsten Punkte meiner Geschichte entdeckte ihr, daß ihr Liebhaber niemand als der Graf von P. selbst sey. Ich empfand mit Vergnügen, daß ihr diese neue Entdeckung nicht gleichgültig sey, und daß ihre Liebe gegen mich durch die schmeichlerische Verstellung einer Gräfinn von P. eine neue Nahrung erhielt. Der Wohlstand erfoderte es, daß man gegen die Bitten des Grafen von P. einige Zeit eben so unbeweglich sey, als man es gegen die Seufzer des französischen Officiers gewesen war. Liebe und Ehre siegten endlich über die Verstellung. Sie ertheilte mir nicht ohne Seufzer die Erlaubniß, Sie meine Geliebte zu nennen. Mit wie viel zärtlicher Hitze drückte ich sie an meine Brust! Sie verlor einige Thränen, indem sie mich das erstemal umarmte. Ich küßte sie auf, und ich vermischte dabey aus Entzückung über meine Liebe meine Thränen mit den ihrigen. Wie viel entzückende Augenblicke genoß ich nunmehr nach den langen Martern, die ich ausgestanden hatte! Wie reich-

lich ersetzte das Glück alle die Ungerechtigkeiten, die es mich hatte empfinden lassen! Hätte mir seine Verschwendung nicht einigen Argwohn gegen seine Gütigkeiten erwecken sollen? Doch ich war mit nichts, als mit den Gedanken von meinem gegenwärtigen Glück beschäfftiget. Ich vergaß es, daß ich unglücklich gewesen war, und ich vergaß es doppelt in den Umarmungen meiner liebenswürdigen Wittwe. Ich sah, ich empfand nichts, als Liebe und Ehre, die meinem ganzen Leben mit dem Ueberfluß von Vergnügungen schmeichelten. Bald übersah ich die Feinde, welche gedemüthiget zu meinen Füssen lagen, zählte die Opfer, die mir die Geringen darbringen, und freute mich über den Neid, mit welchem die, so mir gleich waren, meine Größe erblicken würden. Bald empfand ich schon voraus die Freuden, welche in den Armen meiner zukünftigen Gemahlinn auf mich warteten, und theilte die Lorbeern mit ihr, die ich von der Ehre einärnten würde. Die Frau Wells genoß die Ehre, die auf sie wartete, mit weit mehr Mäßigung, als ich. Sie redete weniger von ihr, als von dem Glück, das sie sich von meiner Liebe versprechen könnte. Wie zärtlich, wie empfindungsvoll war sie nicht gegen mich, da sie den Zwang aufgehoben hatte, unter dem ihr Herz schmachtete! dennoch erröthete sie fast über jeden ihrer unschuldigen Küsse, die ich von ihr erhielt. Mitten unter den Liebkosungen, womit sie die meinigen vergalt, überfiel

sie eine Traurigkeit, und diese Traurigkeit war ein Beweis, daß sie sich für strafbar hielt. Dieses traurige Wesen, das sie nicht selten überfiel, war der einzige Verdruß, der gegenwärtig meine Freude störte. Die kleinste Zähre der Frau Wells war mir zu kostbar, als daß ich nicht die Quelle derselben hätte wissen sollen, und sie liebete mich zu sehr, als daß sie mir dieselbige verschwiegen hätte. Ich tadle mich selbst wegen meiner Schmerzen, sprach sie zu mir. Ich verdiene sogar ihre Liebe nicht, da ich sie nicht mit aller der ununterbrochenen Zärtlichkeit belohne, die Sie mir aufopfern. Allein verzeihen Sie mir, daß ich noch bisweilen auf einige Augenblicke meine Betrübniß dem Andenken eines Gemahls aufopfere, der ein Recht auf sie hat, und dessen Verlust mir durch Niemand, als durch Sie konnte ersetzet werden. Meine Schmeicheleyen vertrockneten nach und nach die Thränen der Frau Wells. Ich besaß ihre ganze Zärtlichkeit, und ich lebte nur für sie, so wie sie nur allein für mich liebenswürdig war.

Die stürmische Jahrszeit hatte das Schiff, mit welchem ich weitläuftigere Nachrichten von der glücklichen Veränderung meines Schicksals, und die königliche Zurückberufung in mein Vaterland erhielt, etwas lang auf der See aufgehalten. Endlich kam es an, und ich sah aus den Briefen meines Freundes Worden, daß ich meine ganze erste Ehre, und noch weit mehr Glück, als ich

jemals besessen hatte, seinen freundschaftlichen Bemühungen zu danken hatte. Er hatte die Kunst gewußt, ein Bekänntniß der Verrätherey, die man an mir begangen hatte, von dem Herrn von D., der alle Tage elender wurde, heraus zu locken. Er hatte es ihm in der Angst, die er über seine Verbrechen empfand, so gar schriftlich gegeben, unter der Bedingung, daß man ihm dafür die königliche Gnade verschaffen würde. Er starb, ehe er sie geniessen konnte. Der Gesandte unterrichtete sodann den König in einer geheimen Unterredung von den Bosheiten seines Ministers, die er sowohl gegen mich, als gegen andre ausgeübt hatte. Alles dieses geschah, ohne daß der Graf im geringsten den Abgrund befürchtete, an dessen Rande er stund. Die Beweisthümer waren von aller Widerlegung frey. Der König erstaunte über die schändlichen Mittel, dadurch ihn sein Liebling hintergangen hatte. Er gehörte nicht unter die Prinzen, die nicht allein die Gerechtigkeit, sondern auch die Glückseligkeit ihres Landes selbst ihren Ministern aufopfern. Nichts konnte daher den Minister vor seiner Rache schützen. Der Graf vertheidigte sich übel. Er ward überwiesen. Er verlohr seine Freyheit und seine Güter. Ein einziges von denselben wurde seiner Gemahlinn und seinen Kindern gelassen. Von den übrigen fiel die eine Hälfte an die königliche Kammer, und die andre Hälfte wurde nebst denjenigen, die ehedessen meine gewesen waren, mir zuge-

sprochen. Ich zeigte der Frau Wells die Verordnung des Königes, dadurch ich in meine vorige Ehren und Güter wieder eingesetzt wurde. Sie theilte ihre Freude mit mir. Es wurde festgesetzt, daß ich in einigen Tagen die Rückreise nach meinem Vaterland antreten, und sie mir nachfolgen sollte, so bald ich meine Angelegenheiten in einige Ordnung würde gebracht haben.

Die Hitze, mit der ich mich allen Arten der Ausschweifungen der Freude überließ, erlaubte mir nicht einen Augenblick Zeit, eine vernünftige Betrachtung über die Handlungen, die ich vornahm, anzustellen, und doch war diese Betrachtung nothwendiger als sonst. Was für eine Thorheit! Ich wählte mir eine Gemahlinn, da ich nicht wußte, ob ich von den Banden der ersten völlig frey wäre. Denn ob ich gleich glaubte sie getödtet zu haben, so hatte ich doch weiter keinen Beweisgrund, als weil ich es glaubte. Und gesetzt, ich hätte von dieser Seite nichts zu befürchten gehabt, war es itzund Zeit darzu, da ich mich in der neu erlangten Gnade meines Königes fest zu setzen hatte, und durch eine weit vortheilhaftere Vermählung mein Glück befestigen konnte? Allein die Thorheit war meistentheils die Rathgeberinn meiner Handlungen. Im Unglück machte mich das Elend bisweilen weise, im Glück legte ich allezeit durch meine Thorheit einen neuen Grund zu meinem Unglück. Und so hatte ich, wie die meisten Menschen, meine bösen Tage jederzeit mei-

nen eignen Fehlern, und meine guten niemals meiner Vorsichtigkeit, sondern blos einem blinden Glück, oder damit ich christlicher rede, einer unverdienten Vorsehung zu danken. Ich hatte noch vor meiner Abreise das Vergnügen der Zeuge von der verliebten Verzweiflung des armen Kaufmanns zu seyn. Er mußte eine nothwendige Reise nach Ostindien thun. Eine so wichtige Sache, als die Heirath mit einer schönen Wittwe war, ließ sich nicht erst zu seiner Zurückkunft aufschieben. Alle seine Beredsamkeit, die er noch vor seiner Abreise anwandte, war vergeblich, der Frau Wells seine eignen Verdienste begreiflich zu machen. Sie blieb eigensinnig bey der Meynung, daß sie sich keinen Mann wählen könnte, der auf dem unsichern Weltmeer herum schwärmte, und sie indessen jeden Augenblick den Sorgen für sein Leben Preis gäbe. Sie erklärte sich doch noch, daß sie vielleicht etwas geneigter gegen ihn seyn würde, wenn er seine ganzen indianischen Reisen einstellen wollte. Der arme Herr Meerdyck! Er würde eher zehn junge Wittwen ausgeschlagen haben, als diese Bedingung eingegangen seyn. Diese Reisen waren der Quell von seinen Reichthümern. Er rechnete mit Kreide auf dem Tisch der Frau Wells den Verlust aus, den er dadurch leiden würde, und der ihn hindern würde, ihr Kutsch und Pferde zu halten, ein Punkt, ohne welchen die eigensinnige Wittwe gleichfalls keine Lust bezeigte, Madame Meerdyck zu werden. Die Frau Wells behielt

ihn zu Tische. Die Freundlichkeit, mit der ihm seine Schöne begegnete, oder der Wein, von dem er ein guter Kenner und Liebhaber war, bewogen ihn zu glauben, daß er doch noch wohl diesen Abend über ihre Hartnäckigkeit triumphiren würde. Tausend Lächerlichkeiten begieng er, die Frau Wells von der Größe seiner Liebe zu versichern. Nur meine Gegenwart kostete ihm manche saure Miene. Er dauerte mich. Ich wollte ihn auf einmal aus allen seinen Ungewißheiten reissen. Ich trank ihm die Gesundheit der zukünftigen Gräfinn von P. zu, und ich zeigte zugleich auf die Frau Wells, daß sie die Person sey, an die er deswegen sein Glückwünschungscompliment zu richten habe. Die Frau Wells hatte die überflüßige Gütigkeit, ihm zu sagen, daß ich der Graf von P. und ihr zukünftiger Gemahl sey. Seine Verwirrung war ein angenehmes Schauspiel für uns. Nach vielen geheimnißvollen Mienen und Kopfschütteln nahm er Abschied, so geschwind, als es möglich war. Er wünschte der Frau Wells, daß ihr ihre Heirath nicht gereuen, und sie niemals den Unterschied unter einem reichen Kaufmann und einem armen Grafen erfahren möchte. Die Verwirrung und das Schrecken, in das wir ihn gesetzt hatten, erwarb ihm Verzeihung für diese und noch einige andre Grobheiten, womit er uns noch vor seinem Abschied beehrte.

Ich saß den folgenden Morgen voll von den schmeichelhaftesten Bildern der Ehre und Liebe in

meinem Zimmer, als mir mein Bedienter einen Brief an die Frau Wells brachte, die zu eben der Zeit ausgegangen war. Ein Kerl, der von ihm erfahren hatte, daß hier die Wohnung der Frau Wells sey, und daß mein Bedienter in das Haus gehörte, hatte ihm den Brief zurück gelassen. Alles, das mit dem Namen meiner lieben Wittwe einige Verbindung hatte, war fähig, meine Neubegierde zu erwecken. Ich betrachtete die Ueberschrift, und ich erkannte die Hand des Kaufmanns, die ich bey der Frau Wells gesehen hatte. Als ich das Petschaft ansehen wollte, fand ich, daß der Brief, der sehr leicht zugesiegelt war, sich aufgelöst hatte. So sehr ich auch meinen Vorwitz tadelte, so konnte ich ihm doch nicht widerstehen, den Brief ganz zu eröffnen. Ich las ihn, und welch ein Glück für mich war es, daß ich ihn gelesen hatte, ehe ihn die Frau Wells zu sehen bekam! Wie viel neue Thränen würde er ihr nicht gekostet haben! Alle Freuden, die ich und sie von unsrer Liebe hoffen konnten, würden auf einmal verschwunden seyn. Der boshafte Kaufmann schrieb ihr, daß die Nachricht von dem Tode ihres vorigen Mannes blos eine Erfindung seiner eignen Liebe sey, daß er unfehlbar noch leben würde, und daß sein Leben ihr das Glück, eine Gräfinn zu seyn, sehr unvollkommen würde empfinden lassen. Ich sah diesen Brief als den niederträchtigsten Weg an, den die Rache des Kaufmanns wählen konnte, sich zu rächen. Er kannte das zärtliche

Andenken, welches die Frau Wells beständig gegen die Asche ihres ersten Gemahls unterhielt. Er durfte gar nicht zweifeln, daß er unser ganzes Bündniß dadurch würde trennen können, wenn dieser unglückliche Brief in die Hände der zärtlichen Wittwe gefallen wäre. Unfehlbar hatte sie von ihm die Nachricht erhalten, daß ihr Gemahl in dem Treffen geblieben sey. Was fiel ihm leichter, als diese Nachricht zu widerrufen, und dadurch mich und meine Geliebte tausenderley Schmerzen auszusetzen. Ich begab mich nach dem Hause des Herrn Meerdyck, ihm wegen seiner Bosheit Verweise zu geben. Er war aber bereits nach seinem Schiff abgegangen, und ich glaubte, daß es nicht weiter der Mühe werth sey, mir wegen dieses Nichtswürdigen viele Wege zu machen. Ich begnügte mich damit, daß ich den elenden Brief, der zu nichts weiter diente, als daß er die Ruhe der Frau Wells würde gestört haben, unterdrückte, und es meinem Bedienten auf das schärfste verbot, sich etwas merken zu lassen, daß er ihn empfangen hätte. Endlich erschien der Tag, der zu der Abreise nach meinem Vaterland fest gesetzt war. Ich hatte mir durch Hülfe der Geldsummen, die mir mein Freund zugeschickt hatte, ein ansehnliches Gefolge zugelegt, das dem Range gemäß war, den ich wieder einnehmen wollte. Diejenigen, die mich bisher in einem sehr mittelmäßigen Zustand gesehen hatten, wunderten sich sehr über meine plötzliche Veränderung. Nach-

dem sie mehr oder weniger geneigt waren, übel von ihrem Nächsten zu denken, nach dem theilten sie mir den wahren Charakter meines Standes aus. Diesem war ich ein geheimer Abgesandter, jenem ein reisender Prinz, dem dritten ein Spion, dem vierten ein Betrüger, der sich auf diese oder jene Art glücklich gemacht habe, und allen konnte es doch gleich viel seyn, wer ich eigentlich wäre. Doch die Neubegierde des Menschen macht sich einmal ein Gesetz daraus, das wissen zu wollen, was sie nicht zu wissen braucht, und das nicht zu wissen, was sie wissen sollte. Selbst meine Bedienten, denjenigen ausgenommen, den ich aus Frankreich mitgebracht hatte, kannten mich nicht anders als unter dem Namen eines französischen Officiers, und doch übertraf mein neuer Staat sehr weit meinen angenommenen Charakter. Der Abschied von der Frau Wells war sehr beweglich. Jeder Augenblick, den ich noch länger verweilte, war eine neue Freude für mich. Wir waren beyde traurig, und mitten in unsrer Traurigkeit schmeckten wir die Freuden zum voraus, die unser wartete, wenn wir uns wieder sehen würden. Wohl zehnmal riß ich mich aus ihren Armen los, und eilte eben so vielmal wieder zu ihr zurücke, als wenn ich noch etwas sehr wichtiges vergessen hätte. Und doch war es nichts weiter als ein Kuß, oder ihr noch einmal zu sagen, wie sehr ich sie liebte. Endlich begab ich mich auf das Schiff, das auf mich wartete, und in

wenigen Augenblicken entzog mich der gute Wind den Augen meiner lieben Wittwe. Ich hatte die Abrede mit ihr genommen, daß sie mir in einigen Wochen, so bald sie die Nachricht von mir erhalten würde, daß ich einige Ordnung auf meinen Gütern getroffen hätte, nachfolgen sollte. Ich wollte sodann in der Stille die Vermählung mit ihr vollziehen, und sie hierauf als meine Gemahlinn nach Hof führen.

Ich erblickte die Küsten meines Vaterlands, ohne die geringste von den Gefahren, die bey Reisen zu Wasser gewöhnlich sind, ausgestanden zu haben. Das Glück schien mir auch bey den kleinsten Gelegenheiten unterthan zu seyn, und ich war thöricht genug, zu glauben, daß es mir niemals weiter ungehorsam werden könnte. Ich stieg zu = = ans Land. Mein Freund Worden empfieng mich bey dem ersten Schritt. Er hatte schon einige Tage vergeblich auf mich gehofft. Wir umarmeten uns, und schmeckten, nach einer langen Trennung, die Wiedervereinigung unsrer Freundschaft. Nun seh ich Sie, sprach er, doch endlich glücklich, mein lieber Graf, und ich bin es mit Ihnen. Glauben Sie nunmehr noch, daß keine Vorsehung Dienste belohnt? Kaum war meine Ankunft zu = = bekannt, als ich von einer starken Anzahl Adel, der sich theils daselbst aufhielt, theils mir entgegen gereiset war, mich zu empfangen, belagert wurde. Was für Reizungen, was für Triumphe für meinen Ehrgeiz!

Man bückte sich auf das tiefste vor mir, man überhäufte mich mit den abgeschmacktesten Lobeserhebungen, man pries die Gerechtigkeit des Himmels und des Königes, die mich an meinen Feinden gerächet hätten, man drang sich recht zu mir, sich meinem Schutz zu empfehlen, dem Schutz eines Menschen, den man vor einer kurzen Zeit nicht für gut genug würde geschätzt haben, ihn unter seine niedrigsten Clienten zu zählen. Meine Freunde und Feinde, alles schmeichelte mir. Diejenigen, welche in meinen glücklichen Tagen sich meine Freunde nannten, und in meinen unglücklichen sich schämten, wenn man sie erinnerte, daß ehemals einige Art der Freundschaft zwischen mir und ihnen gewesen sey, faßten mich iezt auf das freundschaftlichste bey der Hand, und erinnerten mich an jede Gelegenheit, wo ich etwann ein Glas Wein mit ihnen getrunken hatte. Die aufrichtigen Freunde, sie rechneten mit vieler Bescheidenheit die häufigen Bemühungen her, mit welchen sie mich in meinem Unglück gegen meine Feinde vertheidiget hatten. Meine Feinde hatten sich die Ehre, meine Freunde zu seyn, sehr theuer angerechnet. Sie waren von ihnen gehaßt und verfolgt worden, ohne daß man ihnen ein anderes Verbrechen als die Freundschaft gegen mich Schuld geben konnte. Diejenigen, von denen ich wußte, daß sie mir niemals geneigt gewesen waren, daß sie mein Unglück zu

ihrem öffentlichen Spott gemacht hatten, und die itzund, da sie mich auf das höflichste umarmten, vielleicht für Neid zitterten, mich glücklich zu sehen, und sich mit neuen Gedanken, mich zu stürzen, beschäfftigten, gaben meinen falschen Freunden an Verwägenheit nichts nach. Sie baten mich mit dem demüthigsten Lächeln um Verzeihung, daß sie meine Verdienste so spät erkannt hätten. Sie klagten über meine Feinde, daß sie von ihren Betrügereyen wären verführet worden, sie schworen auf das grausamste, sich an ihnen zu rächen, und sie versicherten, daß ich niemals aufrichtigere Freunde als sie in Zukunft haben würde. Je feindseliger sie sonst gegen mich gewesen waren, je niederträchtiger und kriechender waren jetzt ihre Schmeichelenen. Ich hörte alle diese Thorheiten, die man mir vorsagte, mit einer unermüdeten Geduld, und mit der vornehmen und vergnügten Miene an, die ein befriedigter Stolz geben kann. Dieß war noch nicht genug. Ich beantwortete alle diese Thorheiten durch eine Menge andre. Dem einen lächelte ich zu, dem andern flisperte ich ins Ohr, dem dritten drückte ich die Hand, den vierten versicherte ich aller nur möglichen Dienste meiner Freundschaft; und doch war ich von allen überzeugt, daß sie meiner Freundschaft und Vertraulichkeit unwürdig waren, und war auch niemals gesonnen, dieselbe an diese Unwürdigen zu verschwenden. Ich ward also eben so wohl ein Thor, als wie sie:

allein wie hätte ich es in dem Stand, den ich von neuem antrat, nicht seyn, oder wenigstens nicht werden sollen? Kaum öffneten sich die Flügel von meinem Zimmer, und meine neuen Freunde hüpften hinweg, als ich in meinem Vorsaal eine neue Armee von Schmeichlern, so unzählbar als ein Heer von Heuschrecken, versammlet fand. Gedichte und Dedicationen regneten auf mich. Der eine Dichter erhob in dem Unsinn von einer Ode meine Liebe zu den Musen und meine Stärke in der Gelehrsamkeit, und wußte doch nicht, ob ich lateinisch lesen konnte; der andre schimpfte mit einer dichterischen Grobheit, die er Satyre nannte, auf meine Feinde, und ich erfuhr nach der Zeit, daß er vor einiger Zeit meinem Oncle bey einem seiner Geburtstage mich mit eben der Häßlichkeit abgeschildert hatte; der dritte schrieb gar ein Heldengedicht, und verglich mich mit dem Ulyß, der nach vielen Gefahren, in sein liebes Itaka wieder zurück kam. Ich gab jedem von diesen erhabenen Dichtern eine kleine Verehrung. Sie bückten sich bis auf die Füße, nannten mich ihren göttlichen Mäcen, und verschwanden.

Meine Blindheit war nicht so groß, daß ich die Eitelkeit von dem Weihrauch, womit mir die Verstellung räucherte, nicht hätte einsehen sollen. Ich wußte, daß alle diese vornehmen Freunde, auf den ersten ungnädigen Blick meines Königes wieder von mir wegflattern würden. Ich wußte, daß unter der Maske der Höflichkeit und der Ehr-

erbietung meiner Feinde der Haß und die Rache in ihrer größten Abscheulichkeit verborgen lagen, und daß ihr freundschaftliches Lächeln und ihre Lobserhebungen, die sie mir in meiner Gegenwart aufopferten, sich in Flüche und Seufzer einer ungesättigten Rache verwandelten, so bald sie sich entfernten. Ich wußte, daß dieß kriechende Gewürme von Dichtern, die alle ihre Musen aufboten, mich zu einem Wunder der Welt zu erheben, mich zu der Schande des menschlichen Geschlechts erniedrigen würden, so bald sie von meinen Feinden eine mittelmäßige Belohnung zu hoffen, und von meiner Rache nichts zu befürchten hätten. Dem ungeachtet waren alle diese falschen und betrüglichen Opfer, die man meinem Stolz anbot, ihm angenehm. Ich genoß die Lobeserhebungen meiner falschen Freunde, ohne mich deswegen zu kränken, daß sie falsch waren. Ich frohlockte über die Ehrerbietung meiner Feinde, eben deswegen, weil ich sie von meinen Feinden erhielt, und jede Verwünschung, die ihr Neid gegen mein Glück ausstossen würde, war eine neue Freude für mich. Kurz, von den freundlichsten Versicherungen des Ministers, der mir am Rang gleich war, an, bis nieder auf den elendesten Dichter, der etwann ein Sonnet auf mich schrieb, empfand ich gleich stark das Vergnügen gelobet zu werden. Und warum empfand ich es? Weil die Eitelkeit der Menschen das Lob der Narren nicht zu verachten, und für seine Schande zu halten, gewohnt ist.

Ich warf mich zu den Füßen des Königes mit den dankbarsten Empfindungen, die ich seiner Gerechtigkeit schuldig war. Dieser gütige Prinz beehrte mich mit den größten Merkmalen seiner Gnade. Er beklagte sich, daß die Gerechtigkeit der Prinzen so oft dem Betrug ihrer Minister Preis gegeben wäre. Wir empfangen den Scepter deswegen, sprach er zu mir, um die Tugend zu belohnen, und das Laster zu bestrafen, und oft belohnen wir das Laster, und bestrafen die Tugend zu eben der Zeit, da unser Herz sich wegen seiner Gerechtigkeit heimliche Lobsprüche ertheilt; und eine bloße Blödigkeit des Verstandes, durch alle Dunkelheit der Verstellung und der Verleumdung hindurch zu dringen, ist nicht selten die Quelle dieses Irrthums. Ich erhielt eine Bedienung, welche mich verband, beständig um den König zu seyn, und ich hatte dadurch Gelegenheit, mir seine Gnade noch mehr zu verdienen. Was konnte ich weiter hoffen? Ich besaß die Gnade meines Königes. Reichthum und Ehre überhäuften mich wechselsweise mit allem Ueberfluß, welchen die Thorheit zu dem Kennzeichen der menschlichen Größe und dem Gegenstand ihrer Ehrerbietung erhoben hat. Selbst die Freuden der Liebe, bey welchen wir alle die übrigen zu vergessen fähig sind, erwarteten mich in den Armen der liebenswürdigen Wells. War ich glücklich? Ich war es, aber nur Augen-

Blicke. Mitten in dem Geräusch der Ehre, der Schmeicheley, des Glücks, und der Wollust der Liebe, die ich mit träumen ließ, waren die Seufzer schon abgezählet, welche mein unglückliches Herz lehren sollten, daß uns weder Ehre, noch Reichthum, noch die Liebe selbst für dem Elend beschützen können. Mein Freund Worden theilte mit mir die Freuden, die ich über die Genugthuung empfand, die mir das Glück für seine ehemalige Härtigkeit gegeben hatte. Er wußte eben so wenig, als ich, wie kurz es dauren würde, ob er gleich die Eitelkeit desselben genauer kannte. Sie sind glücklich, sprach er ganz ernsthaft zu mir, aber vergessen Sie über ihrem Glück die Pflichten nicht, die Sie ihrem wahren Ruhm schuldig sind. Würde Ihre edle Seele den Tadel vertragen können, daß der Graf P. weniger großmüthig als glücklich sey? Verzeihen Sie Ihrem Oncle, dieß ist der größte Ruhm, den Sie erlangen können. Schaffen Sie ihm seine Freyheit und seine Güter wieder. Ich beleidigte Ihre Großmuth, wenn ich noch einen andern Grund anführen wollte, der Sie hierzu verbindet. Ich würde sonst noch hinzu setzen, daß Sie seine Freyheit seiner Tochter schuldig sind, gegen welche Sie vielleicht mehr Verbindlichkeit haben, als Sie glauben. Die Summen, die Sie von der Gütigkeit einer unbekannten Person in Frankreich aus Ihrem Vaterlande erhalten haben, sind von niemand, als von Carolinen gewesen. Ich

habe es hier erst erfahren. Eilen Sie, und trocknen Sie die Thränen einer Person ab, gegen die Sie ehemals nicht gleichgültig gewesen, und vielleicht auch itzund noch nicht sind. Die Gnade des Königes wird ihnen alles leicht machen. Mein stolzes Herz schämte sich, daß es sich von meinem Freund an seine vornehmste Pflicht mußte erinnern lassen. Die Verbindlichkeit, die ich meiner jungen Muhme schuldig war, die Zärtlichkeit, womit ich ihre Reizungen verehrt hatte, und, wie ich troz aller meiner Ausflüchte fühlte, noch verehrte, warfen mir die Nachläßigkeit vor, mit der ich dasjenige besorgt, was ihr Glück angieng. Ich ersetzte meinen Fehler zum Theil durch die Geschwindigkeit, ihn zu verbessern. Ich bat den König um Erlaubniß, die Güter des Grafen von P., die mir zugesprochen worden waren, ihm wieder zu geben. Ich erhielt sie, doch mit der Bedingung, sie seiner Tochter zu schenken. Sie verdient sie, sprach der Monarch, sie ist eben so edel, als ihr Vater niederträchtig ist. Die Freyheit des Grafen und seines Sohns, denen das Schloß zu = = zu ihrem Aufenthalt angewiesen war, wurde mir erst nach vielen vergeblichen Bitten zugestanden. Es ist oft schädlicher, entschuldigte er sich, einem Bösewicht seine Verbrechen zu verzeihen, als sie gar nicht zu strafen. Endlich erhielt ich seine Einwilligung, und ich versäumte keinen Augenblick, dieß Ge-

schenk meiner Muhme selbst in Begleitung meines Freundes zu überbringen. Sie hielt sich seit dem Unglück ihres Vaters und dem Tode ihrer Mutter, welcher eine Folge davon gewesen war, bey der Frau von A. einige Meilen von der Residenz auf. Was für Bewegungen fühlte mein unruhiges Herz, da ich hinreisete, Carolinen zu sehen! Ihr Bild war niemals ganz aus demselben verbannt worden. Ich sah ihre Reizungen. Ich seufzte. Ich erinnerte mich an die Frau Wells. Ich überzählte alle ihre Schönheiten und Tugenden auf das genaueste, und verglich sie mit Carolinen ihren, um an der letztern einige Mängel zu entdecken. Aber ach! Sie waren beyde liebenswürdig. Das Feurige und Lebhafte der Frau Wells, so oft sie nicht melancholisch war, das Schmachtende der Caroline, das schwarze Auge der ersten, das blaue der andern, kurz alle die verschiedenen Reize beyder Schönheiten stellten sich mir nach der Reihe vor, und jeder Reiz, der sich mir vorstellte, gefiel mir. Ich rief mein Herz mit Gewalt zu seiner Pflicht zurück. Nein! sprach ich zu mir selbst, der Frau Wells allein gehört meine Liebe, und nur meine Freundschaft und Hochachtung schenke ich Carolinen. Trauriges Geschenk, rief mein Herz, und in dem Augenblick befanden wir uns auf dem Gut der Frau von A. Meine Muhme erschrack eben so sehr über meine Ankunft, als ich

über den Glanz ihrer Schönheit erstaunte. Er war unter der Zeit meiner Abwesenheit weit vollkommner worden, als da, da ich sie verlassen hatte. Mitten unter der Traurigkeit, die ihr Gesicht umwölkte, bemerkte ich einen Blick voll Freude und Zärtlichkeit, mich wieder zu sehen, der mich verrieth, daß ich ihr nicht gleichgültig geworden war. Was für eine zauberische Gewalt hatte dieser Blick über mein Herz! Er verbannte auf einmal aus ihm das Bild der Frau Wells. Ihre Munterkeit, und ihre öftere Traurigkeit, die mich so oft wechselsweise bey ihr entzückt hatten, schien mir ein seltsames Gemisch von Widersprüchen zu seyn. Ihr Auge brannte mir von einem gezwungenen Feuer. In ihrem Gesicht entdeckte ich nunmehr zum erstenmal Leberflecke. Selbst der Ton ihrer Sprache mißfiel mir. Mit einem Wort, sie war häßlich, und Caroline allein liebenswürdig. Ich brannte vor Begierde, es ihr zu sagen, und in der Verwirrung meiner Liebe vergaß ich die wahre Absicht meines Besuchs. Mein Freund Worden war zu gütig, mir das Vergnügen zu rauben, selbst meiner Muhme die vortheilhaften Nachrichten zu entdecken, die ich ihr zu sagen hatte. Er führte die Frau von A. unter einem geschickten Vorwand in den Garten, der gleich an das Zimmer stieß, und gab mir dadurch Gelegenheit, mich von der Zerstreuung, in der er mich sah, zu erholen. Ich nutzte die kostbaren Augenblicke, die ich mit

Carolinen allein war. Mein Herz sagte ihr alles das, was es für sie fühlte. Allein es sagte ihr dieses nicht ohne ein heimliches Zittern. Mitten unter dem Geständniß seiner Zärtlichkeit erinnerte es sich, daß es eben dieses Geständniß fast in eben der Stunde vor nicht gar zu langer Zeit auch bey der Frau Wells abgelegt hatte. Grausame Erinnerung! Ich warf einen Blick auf Carolinen, und ich vergaß es, daß ich strafbar war. Ich schilderte meiner Muhme alle die ehemaligen Freuden unsrer Zärtlichkeit. Wie gern hätte ich ihr auch die Versicherung gegeben, daß ich nie für ein andres Herz, als für das ihrige, empfunden hätte! Allein ich war nicht niederträchtig genug, es ohne Erröthung sagen zu können. Ich begnügte mich, daß ich sie beschwor, mir nicht ein Herz zu rauben, das ehedessen schon das meinige gewesen wäre.

Caroline hörte mich mit Erröthung und mit niedergeschlagenen Augen. Die Zeiten, antwortete sie mir, da ich mir schmeicheln durfte, einen Theil von Ihrem Herzen zu besitzen, und da ich schwach genug war, das meinige nicht, wie ich sollte, gegen Sie zu vertheidigen, diese Zeiten sind nicht mehr. Itzund, da Sie mich als die Tochter Ihres Feindes hassen müssen, da ich jeden Augenblick wegen der Verbrechen, womit die Meinigen Sie beleidiget haben, vor Ihnen erröthen muß, da das Unglück meines Vaters und meines Bruders meine Thränen von mir fordern, itzund ist es weder Ihnen erlaubt, mir von Liebe vorzusagen,

noch mir, dieses anzuhören. Ich bestrafe mein Herz, daß es heimlich wünscht, daß Sie noch einige Zärtlichkeit für mich übrig haben möchten, ob ich gleich dieselbe blos zum Vortheil meiner Pflichten nützen würde. Ja, Herr Graf, bey dieser Zärtlichkeit würde ich Sie beschwören, fuhr sie fort, meinem unglücklichen Vater und Bruder ihre Fehler zu verzeihen, und ihnen ihre Freyheit wieder zu schaffen. Sie besitzen die Gnade des Königes. Ich weiß, es fällt Ihnen leicht = » Vergeben Sie, unterbrach ich sie, meine liebste Muhme, der Heftigkeit meiner Liebe, diese kostbaren Thränen, die Sie vergiessen, und die ich hätte verhindern können. Ich überreichte ihr den Befehl des Königs wegen der Freyheit ihrer Anverwandten, und die Erlaubniß, ihr den Antheil der Güter, die auf mich gefallen waren, zu schenken. Wie schön war sie in der Verwirrung, die ihr dieses unvermuthete Geschenk verursachte! Ich las in ihrem Auge ihre Dankbarkeit, und sie war mir schätzbar, da sie etwas von der Freude der Zärtlichkeit an sich zu haben schien. Sie gab mir die Schenkung der Güter wieder zurück. Ich bat, und sie behielt sie. Mit wie vielen Liebkosungen überhäufte sie mich! Sie verbarg sie geschickt unter den Pflichten der Dankbarkeit. Allein das Recht, welches die Liebe an denselbigen hatte, entfloh meiner Aufmerksamkeit nicht. Caroline liebete mich noch, wie ehedessen; und diese Entdeckung

war

war mir eben so angenehm, als sie gefährlich für mich war. Sie verzog keinen Augenblick, ihrem Vater die angenehmen Nachrichten, die sie für ihn hatte, zu überbringen. Ich begleitete sie. Mit wie vieler Entzückung sagte ihm diese liebenswürdige Tochter, daß er mir seine Freyheit und seine Güter, deren Schenkung sie ihm so gleich abtrat, zu danken habe. Ich umarmte ihn und seinen Sohn. Ich bin Ihr Freund, sprach ich zu ihnen, und ich wünsche, daß Sie in Zukunft die meinigen seyn mögen. Alle kaltsinnige Höflichkeit eines Hofmanns war unzureichend, die Verwirrung des alten Grafen zu verbergen. Er verfärbte sich, er stockte, er suchte so gar noch Entschuldigungen für seine Vergehungen, und sie waren nothwendig lächerlich. Ich nahm in seinen Danksagungen den Zwang wahr, den er fühlte, mir verbunden zu seyn. Sein Sohn begegnete mir mit allem seinem natürlichen Ungestüm, mit dem er mir hätte begegnen können, wenn ich an seiner und er an meiner Stelle gewesen wäre. Er erwies mir nicht die geringste Höflichkeit für seine Befreyung. Sein trotziges Gesicht lehrete mich, was ich mir von ihm zu versprechen hätte. Ich schien mir zu weit über ihn erhaben zu seyn, als daß ich ihn hätte fürchten sollen. Ich begnügte mich, daß ich ihn blos verachtete. Der Graf von P. begab sich mit seiner Familie auf die wieder erhaltenen Güter, die ihm von dem Könige zu seinem Aufenthalt waren angewiesen worden.

Ich verließ Carolinen mit allen Schwachheiten eines unglücklichen Liebhabers. Das Bild der Frau Wells war nur noch schwach in meine Seele eingeprägt. Dieß Bild, an das ich mich zuvor mit Entzückung und mit der Empfindung meines nahen Glücks erinnert hatte, erschien mir itzund, nur mich zu strafen, und mich traurig zu machen. Ich fühlte das Unrecht, das ich der Frau Wells anthat. Ich ließ so gar ihren Reizungen einige Gerechtigkeit wiederfahren. Ich that noch mehr. Ich beschloß so gar, wider meine neue Neigung zu kämpfen. Aber ich unterließ, wie die meisten Menschen zu thun pflegen, was ich beschlossen hatte. Ich dachte mit Zittern an den Augenblick, da die Frau Wells ein persönlicher Zeuge von meiner Untreue seyn würde. Der unglückliche Brief, der sie noch mit aller Zärtlichkeit eines Verliebten zu mir berief, war bereits abgegangen. Ich kannte ihre Liebe für mich. Was wird aus ihr werden, wenn sie mich als den allerundankbarsten und häßlichsten Menschen finden wird? Ich war es, der sie in ihren Thränen, aus denen sie sich eine Pflicht machte, gestört hatte. Ich hatte sie bewogen, einen Gemahl, der unfehlbar besser war, als ich, denn zum wenigsten war er getreuer, zu vergessen, und nun vergaß ich sie selbst. Konnte ich diesen Gemahl grausamer an ihr rächen? Bald verwünschte ich den Tag, da ihre Reizungen zuerst über mein Herz gesiegt hatten, bald

bereuete ich den Augenblick, da ich Carolinen wieder gesehen, und ihr Bild in mir erneuert hatte. Welch ein trauriger Kampfplatz von Liebe und Ehre war mein Herz! Die letztere stritte für die Frau Wells, aber die erstere siegte jederzeit für Carolinen. Itzund empfand ich zum erstenmal, daß man auch in dem größten Ueberfluß des Glücks elend seyn könnte. Bey allen meinen Leiden entbehrte ich noch den einzigen Trost der Unglücklichen, daß ich sie keinem Freund klagen konnte. Ich hatte so gar für Worden meine Verbindung mit der Frau Wells verschwiegen, um seinen Tadel zu vermeiden. Ich wollte ihn durch die Vollkommenheiten meiner Geliebten selbst, wenn er sie sehen würde, überführen, daß ich so gar strafbar nicht sey. Wie viel weniger konnte ich ihm, ohne die Strengigkeit seiner Tugend zu beleidigen, entdecken, daß mein Herz, nach einer ordentlichen Verbindung mit der Frau Wells, noch zwischen ihr und Carolinen getheilt sey? Ich mußte also meinen Schmerz in mir selbst verschließen. Worden sah meinen Verdruß. Er schrieb ihn der Grobheit zu, mit der mir der junge Graf von P. meine Dienste vergolten hatte. Er suchte durch das Lob von Carolinen meinen Haß gegen ihren Bruder zu verringern. Sein unglücklicher Irrthum vermehrte ihm unwissend meine Flammen. Dieß war das erstemal, daß er aus Menschenliebe einen kleinen Fehler begieng. Ich ließ ihn bey seinen irrigen

Gedanken, um mir nicht die Gelegenheit zu rauben, von Carolinen mit ihm zu reden. Er erhob sie fast mit eben der Heftigkeit, als ich selbst. Ich bemerkte so gar bisweilen eine kleine Zerstreuung an ihm. Ich würde ihn für meinen Nebenbuhler gehalten haben, wenn er nicht Worden gewesen wäre.

Ich ertheilte dem König den Bericht, daß sich der Graf von P. und sein Sohn nunmehr in Freyheit befänden. Er lenkte unvermerkt die Rede auf Carolinen. Ich war in ihrem Lobe nicht sparsam. Der König unterbrach mich plötzlich durch die Frage, ob ich sie liebte? Seine Frage setzte mich in Verwirrung. Was sollte ich antworten? Meine Augen und meine Verwirrung würden meine Verräther geworden seyn, wenn ich die Wahrheit hätte verbergen wollen. Ich gestand ihm mein Herz. Ich will es glücklich machen, sprach er sehr gnädig. Empfanget die Gräfinn zu eurer Gemahlinn von mir: Ich gebe ihrem Vater die Güter wieder, die meine Kammer eingezogen hat. Ich glaube nicht, daß er sich unterstehen wird, euch unter dieser Bedingung seine Tochter abzuschlagen. Ich wünsche eine völlige Versöhnung zwischen euch und eurem Oncle, und ich glaube, daß diese Verbindung das tüchtigste Mittel hierzu sey. Hätte man der Neigung, die ich noch für die Frau Wells übrig hatte, einen gefährlicheren Streich anbringen können? Alle Pflichten der Liebe und der Tugend ver-

einigten sich in diesem kritischen Umstand, mich an das zu erinnern, was ich ihr schuldig war. Auf der andern Seite sah ich Carolinen. Der Augenblick war da, da ich entweder diese liebenswürdige Frau, die mich so zärtlich liebte, oder mich selbst unglücklich machen sollte. Welche Martern der Unentschlossenheit quälten mich. Meine List ersann eine Ausflucht, die ihr gelang, ob gleich die Frau Wells sehr wenig dabey gewann. Ich dankte dem König für seine Gnade, und bat mir einige Zeit zu erlauben, in der ich zuvor das Herz der Gräfinn erforschen könnte, ob es zur Zärtlichkeit gegen mich geschaffen wäre. Caroline könnte vielleicht, fuhr ich fort, durch die Befehle Ewr. Maj. und ihres Vaters genöthiget werden, mir ihre Hand zu geben, ohne daß es ihr möglich wäre, mir ihr Herz zu schenken. Mit welcher Betrübniß würde ich meine Gemahlinn umfangen, die ich liebte, und die ich doch durch meine Liebe unglücklich gemacht hätte. Der König billigte die Zärtlichkeit meiner Liebe. Ich suchte unterdessen hierdurch nur einige Zeit, mich völlig zu entschlüßen. Mein Entschluß war fast nicht mehr zweifelhaft. Es fehlten mir nur noch einige Gründe, die Vorwürfe meines Herzens in etwas zu widerlegen, die mich unaufhörlich an meine Grausamkeit gegen die Frau Wells erinnerten. Ich war spitzfindig genug, diese Gründe bald zu finden. Selbst die Religion, die allgemeine Decke, in welche die Menschen ih-

re Thorheiten und ihre Laster einhüllen, mußte sie mir leihen. Ich konnte durch die Verbindung mit Carolinen, zween der unversöhnlichsten Feinde gegen mich, ihren Vater und ihren Bruder, gewinnen. Was war christlicher als dieß! Ich konnte dem Grafen von P. alle seine Güter wieder verschaffen. Was für eine neue Probe von meiner Großmuth! Aber die Frau Wells wird durch mich unglücklich werden? Ich fand gar bald ein Mittel, sie zu befriedigen. Ich besaß noch den Brief, den ich von dem Herrn Meerdyck aufgefangen hatte. Ich durfte mich nur desselben bedienen, den Argwohn der Frau Wells, daß ihr erster Gemahl noch am Leben sey, zu erwecken. Die Zärtlichkeit, die sie gegen sein Gedächtniß unterhielt, ließ mich glauben, daß sie sodann alle Verbindung mit mir aufheben, und alle ihre Rechte an Carolinen abtreten würde. Freylich würde diese neue Entdeckung ihre alten Thränen erneuern. Ich überließ es der Zeit und meinem Trost, sie abzutrocknen. Der Brief des Kaufmanns machte auch noch einen neuen Zweifel in mir rege, auf den ich nimmermehr würde gefallen seyn, wenn ich Carolinen nicht geliebt hätte. Wer weis, zweifelte ich, lebet der Gemahl der Frau Wells nicht noch wirklich? Und was für ein Laster würde es von mir seyn, ihm seine Gemahlinn zu rauben? So tugendhaft ward ich auf einmal, da es darauf ankam, eine Untreu gegen die Frau Wells zu begehen. Mit ei-

nem Wort, ich siegte über alle Einwürfe, welche mir die Ehre, die Tugend, und bisweilen selbst die Liebe zum Vortheil dieser unglücklichen Geliebten vorlegten. Ich fühlte es mehr als zu sehr, daß die Gründe, womit ich meine neue Neigung unterstützte, sehr schwach waren. Ich sah tausend Verdrüßlichkeiten, die ich mir zuziehen würde. Ich sah so gar voraus, daß ich schwerlich der Schande eines Betrügers entgehen würde. Doch alles, Ruh, Ehre und Treu, ward meinen Leidenschaften aufgeopfert. Ich Thor! hatten mich alle meine Unglücksfälle noch nicht klug machen können? Ich flog zu Carolinen, ihr mein Herz anzubieten, da vielleicht in eben der Stunde sich die Frau Wells mit den Vorstellungen von meiner Liebe und den Freuden unsrer Wiedervereinigung unterhielt, und meine Seufzer über ihre Abwesenheit nach den ihrigen abzählte. War ich wohl werth, von ihr und Carolinen geliebt zu werden?

Weder meine ehemaligen Ausschweifungen, noch meine itzige Untreue an der Frau Wells waren Carolinen bekannt. Ich ward geliebt, und also ward ich erhört. Allein sie überließ es dem Ausspruch ihres Vaters. Es ward ihm schwer, seine Tochter dem Feinde, den er am ärgsten haßte, zu geben. Gleichwohl, auf der andern Seite, sehr ansehnliche Güter zu gewinnen. Sein Geiz und sein Haß stritten einige Augenblicke. Der erstere war der stärkste. Er

überwand, und ich erhielt Carolinen. Nichts war fähig, ihren Bruder zu gewinnen. Er erklärte sich, daß er niemals seine Einwilligung zu dieser Verbindung ertheilen würde, und daß ich mir nichts, als Haß, von ihm zu versprechen hätte. Ich würde seine unvernünftige Aufführung sogleich bestraft haben, wenn ich nicht dem Bitten seiner Schwester meine Hitze aufgeopfert hätte. Ich berichtete dem König mein Glück. Er erfreute sich mit mir. Der Graf von P. erhielt seine Güter wieder. Der König selbst setzte einen von den nächstfolgenden Tagen fest, an dem die Verlobung in seiner Gegenwart sollte vollzogen werden. Wie lang schien er nicht zu verziehen, dieser glückliche Tag! ich füllte die Zwischenzeit damit aus, daß ich sie bey Carolinen zubrachte. Keine Erinnerungen an die Frau Wells verbitterten mir die Freuden, die ich bey ihr genoß. Ich hatte keine Zeit übrig, wenn ich bey Carolinen war, an sie zu denken. Endlich erschien dieser Tag, den ich mir so eifrig gewünscht, und mir ihn zur Schande gewünscht hatte. Der Abend rückte unter tausendfachen Tändeleyen eines Liebhabers heran. Der Wagen, der mich zu Carolinen bringen sollte, stund bereit. Ich gieng in dem ausgesuchtesten Putz, in dem ich Carolinen am besten zu gefallen glaubte, in dem Zimmer auf und nieder, und studirte auf die Versicherungen und Beweise, die ich ihr von meiner Liebe geben wollte. Ich stand mit

dem Rücken nach der Thüre zugekehrt, als man mich plötzlich umarmte. Ich empfieng wohl zwanzig Küsse, ehe ich wußte, von wem sie waren. Sind Sie noch mein lieber Graf? Lieben Sie mich noch? fragte man. Himmel! es war die Frau Wells. Die Heftigkeit ihrer Umarmungen verbarg ihr einige Augenblicke meine Unruhe. Wie schön sind Sie geputzt! Für wen sind Sie es? Doch nicht für mich? scherzte sie. Sie sah meine Verwirrung. Gott! rief sie, und ihr schönes Auge verlor einige Thränen. Sie antworten mir nicht? Nicht eine einzige Zärtlichkeit geben Sie mir wieder? Sie haben mich vergessen: Was will aus mir werden? Doch nein! fuhr sie fort, indem sie ihre Liebkosungen verdoppelte, Sie lieben mich noch. Ihr Herz ist edel. Ich weiß es. Vielleicht ist Ihnen ein neues Unglück begegnet. Klagen sie es Ihrer Geliebten, Sie verspricht Ihnen ihre Thränen. Sie verspricht Ihnen Ihre Liebe, einen kleinen Theil desselben Ihnen vergessend zu machen. Konnte mein Herz gegen alle diese Liebkosungen unempfindlich seyn? Ich sah die Schönheit der Frau Wells, und ich erstaunte, daß ich so ungerecht seyn, und sie hatte vergessen können. Ich empfieng sie nicht ohne Reue über meine Vergehungen gegen sie. Meine Liebe, die ich ihr geschworen hatte, kam in mein Herz zurück. Mit jedem Kuß, den ich ihr gab, liebte ich sie stärker. Ich vergaß es, daß und warum

re Liebkosungen, mein lieber Worden? sprach sie. Sie wissen, ich verdiene sie nicht. Können Sie einer Undankbaren verzeihen, die Sie mehr als einmal beleidiget hat? In was für ein Verderben würde ich mich gestürzt haben, wenn ich Sie einige Tage später hätte kennen lernen! Worden sagte ihr alles, was ihm die Liebe, sie zu beruhigen, eingeben konnte. Der Arzt, den man herbey gerufen hatte, verlangte, daß man ihr einige Ruhe lassen sollte. Wir verließen sie ungerne. Kaum hörte der zärtliche Worden, daß sie eingeschlafen sey, als er wieder zu ihrem Bette zurück kehrte, und sie mit der größten Sorgfalt bewachte.

Ich wandte einige Augenblicke in der Einsamkeit darzu an, daß ich Betrachtungen über diese unvermuthete Begebenheit anstellte. Ich sah nun wohl, daß die Frau Wells und die Frau Worden eine Person waren, ob ich gleich noch nicht wußte, wie dieß möglich wäre. Ich sah, daß ich sie nunmehr niemals erlangen würde. Ihr Verlust kostete mich einige Seufzer. Caroline machte meinen Sieg bald vollkommen. Ich freute mich sogar, daß meine Ehre so glücklich aus dieser Verwirrung wäre gerettet worden. Entweder die Frau Wells oder Caroline hätte mich sonst hassen, und für einen Betrüger halten müssen. Die Freundschaft gegen Worden hatte von meiner Freude gleichfalls ihren Antheil. Allein mit wie viel Verdruß erinnerte ich mich,

was für ein Glück ich versäumet hatte. Man hatte lange Zeit vergeblich bey dem Grafen von P. auf mich gewartet. Man hatte nach mir geschickt. Worden war aus eben der Ursach selbst in das Zimmer gekommen, mir zu sagen, daß man mich bey Hofe verlangte. Ich fuhr sogleich nach dem Grafen von P., um zu sehen, ob ich meine Nachläßigkeit verbessern könnte. Welche schlimme Zeitung für mich! Caroline war plötzlich mit ihrem Vater und Bruder nach ihren Gütern abgereiset. Es war zu spät, und der Zustand, in dem ich meinen Freund und die Frau Wells verlassen hatte, machten es unmöglich, ihr zu folgen. Ich begab mich nach Hof, der König empfieng mich ziemlich zornig wegen meines Verzugs. Ich klagte ihm mein Unglück, und erzählte ihm mit einigen erdichteten Umständen die Verwirrung, welche die unvermuthete Ankunft der Gemahlinn meines Freundes, von dessen Geschichte ich ihm in zwey Worten einen Abriß gab, bey mir angerichtet hätte. Ich verschwieg ihm aber sehr sorgfältig den Antheil meiner eignen Schwachheit, den ich an dieser Geschichte hatte. Er beklagte mich; aber, fuhr er fort, ich zweifle, daß ihr eine Geliebte eben so leicht werdet besänftigen können, als euren König. Seine Prophezeihung war traurig. Ich begab mich voll Verdruß nach Hause. Worden war glücklicher als ich. Ich fand seine Gemahlinn in seinen Ar-

lich zu überfallen. Wir erneuerten unsre Zärtlichkeiten nach ihrer Erzählung. Unsre Seelen empfanden für nichts, als für die Liebe. Wie glücklich pries sie sich in meinen Armen, und wie glücklich wäre ich gewesen, wenn mich nicht mein Herz erinnert hätte, daß ich es nicht würdig wäre, es zu seyn! Sie sank vor Entzückung an meine Brust. Ihre Lippen hiengen fest an den meinigen. Unser Mund schwieg, und unsre Augen allein erzählten sich noch, was wir fühlten. Wir wurden es nicht gewahr in dem Gefühl unsrer Freuden, daß man die Thür öffnete, und wir merkten es nicht eher, als bis Worden, der es gethan hatte, vor uns stand. Die Frau Wells sahe ihn, und sie sank unmächtig in meine Arme. Ich rufte Worden zu Hülfe, und fast wäre ich in eben den Zustand gefallen, als ich ihn sprachlos und unbeweglich stehen sah. Meine Bedienten, die ich herbey rufte, brachten Worden zuerst wieder zu sich. Er warf sich mit Ungestüm auf die Frau Wells, die ich in meinen Armen hielt. Er riß sie aus denselben hinweg, schloß sie in die seinigen ein, und überhäufte sie mit Küssen. Meine Gemahlinn, meine liebe Gemahlinn ich unglücklicher! dieß war es alles, was ich aus seinen abgebrochenen Klagen verstehen konnte. Ich empfand über die Bewegung des Worden einige Eifersucht. Ich entdeckte ihm in zwey Worten die Geschichte der Frau Wells, und versicherte ihn, daß niemand als ich einiges Recht

men. Sie hatte sich völlig wieder erholt, und das Schrecken, das sie ausgestanden hatte, hatte ihr nur noch eine kleine Mattigkeit übrig gelassen. Worden dankte mir mit aller Entzückung eines Freundes, daß ich ihm seine Gemahlinn wieder gegeben hätte. Er fragte mich, ob ich ihm nunmehr mein Recht auf sie abtreten wollte? Die Frau Worden getraute sich weder mich noch ihren Gemahl anzusehen. Sie bat ihn noch oft um Verzeihung, daß sie mich geliebet hätte, und er legte ihr die Strafe auf, daß sie mich auch noch künftig lieben sollte. Aber etwas weniger, als mich, setzte er scherzhaft hinzu. Die Liebkosungen ihres Gemahls und die Zeit löschten nach und nach das Andenken der traurigen Begebenheit in ihrem Herzen aus, welche die Ursache der Trennung von ihrem Gemahl gewesen war. Sie wußte nicht, daß mir ihr Unglück bekannt war. Diese Unwissenheit ersparte ihr die Erröthungen, mit denen sie mich sonst würde gesehen haben. Worden sagte ihr, daß er mir unter einer geschickten Erdichtung, welche weder ihre Tugend noch den geringsten Wohlstand des schönen Geschlechts beleidigte, die wahren Bewegungsgründe ihrer Entfernung von ihm verborgen hatte. Sie gab sich also zufrieden, da sie versichert war, daß dieser Umstand meine Hochachtung gegen sie nicht verringern könnte. Ich erfuhr von Worden ihre Geschichte, seit der Zeit, da sie ihn

verlassen hatte. Sie hatte diesem zärtlichen Gemahl gestehen müssen, daß ihre Entfernung zu übereilt gewesen sey. Sie hatte die Schmerzen, die ihm ihr Verlust kosten würde, voraus gesehen. Wohl zehnmal wollte sie wieder zu ihm zurückkehren, und eben so oft wurde durch sie die Erinnerung an ihre Schande abgehalten. Sie bestrafte sich für die Grausamkeit, die sie an ihm begieng, dadurch, daß sie jede Minute ihres Lebens den strengsten Schmerzen, den sie empfinden konnte, aufopferte. Sie begab sich nach Holland, wo sie sich vor den Nachforschungen ihres Gemahls, wegen der Gefahr für den Herrn von B., am sichersten zu seyn glaubte. Sie gab sich daselbst für die Frau eines englischen Obersten aus, und war unter dem Namen der Frau Wells bekannt. Herr Meerdyck war ein Correspondent und Freund ihres Vaters gewesen. Sie entdeckte ihm ihren wahren Namen, ob sie ihm gleich die eigentliche Ursache, ihres itzigen Aufenthalts verschwieg. Herr Meerdyck nahm die Besorgung ihrer kleinen Geldsummen über sich. Er gab ihr die Nutzungen davon mit einer Redlichkeit, die er vielleicht gegen alle andre Personen, als gegen die schöne Worden nicht, würde vergessen haben. Durch seinen Beystand besaß sie so viel, daß sie einige Zufriedenheit würde haben schmecken können, wenn sie derselben fähig gewesen wäre. Sie erhielt durch den Kaufmann Nachrichten von ihrem lieben Gemahl.

Sie erfuhr, daß er Livorno und Italien verlassen habe, ohne daß sein gegenwärtiger Aufenthalt bekannt sey. Ihr Herz blutete, wenn sie sich vorstellte, daß sie es unfehlbar sey, die ihn aus Livorno und aus dem Schoos der Ruhe und der Bequemlichkeit vertrieben hätte. Endlich brachte ihr der Kaufmann die Nachricht, daß dieser geliebte Gemahl todt sey. Ihre Betrübniß über seinen Tod war mit nichts zu vergleichen. Die ganzen zwey Jahr über, da sie die Trauerkleider um ihn trug, verfolgte sie jeden Augenblick sein Bild, und warf ihr die Grausamkeit vor, daß sie ihn getödtet hätte. Dieß einzige war eine geringe Beruhigung für sie, daß er nunmehr zu glücklich wäre, als daß er sich noch ferner über die von ihr zugefügte Beleidigungen betrüben könnte. Der Kaufmann hatte sich schon vor dem erdichteten Tod ihres Gemahls merken lassen, daß sein Herz gegen die Liebe nicht weniger empfindlich sey, als gegen den Reichthum. Er verfolgte nunmehr öffentlich die Frau Wells mit seinen Anerbietungen. Dieser Umstand und der Brief, den ich von ihm aufgefangen hatte, waren die deutlichsten Beweise, daß er den Tod des Herrn Worden blos aus einem niederträchtigen Eigennutz erdichtet hätte. Ich lernte sie in diesem traurigen Zeitpunkte ihres Lebens kennen. Ich war so glücklich, daß ich ihr Herz rührte, trotz aller der Vorwürfe, womit sie die Treue gegen ihren ersten Gemahl quälte. Unsre neue

Liebe war die Gelegenheit, welche meinem Freunde seine Gemahlinn wieder in seine Hände brachte. Ich hatte in den Entzückungen, womit die Liebe und die Ehre meine Seele erfüllten, vergessen ihr denjenigen zu nennen, dessen Bemühungen ich den meisten Theil meines neuen Glücks zu danken hatte. Der Name Worden war nicht ein einzigesmal über meine Lippen gekommen. Wie konnte sie muthmaßen, daß sie ihn an meiner Seite wieder finden würde? Sie fand ihn, und nach den ersten Thränen, die ihr die Erinnerung ihrer Unglücksfälle kostete, fühlte sie die Freuden, daß sie ihn wieder umarmen konnte. Jeden Augenblick wandte sie an, ihn um Verzeihung des Vergangenen zu bitten, und von neuem seine Zärtlichkeit zu verdienen. Sie besaß sie ohne dieß, ohne daß sie solche erst verdienen durfte. Beyde vergaßen, was sie gelitten hatten, in dem Gefühl, daß sie sich liebten.

Das Glück meines Freundes kostete mich Seufzer. Wenn ich die Frau Worden nicht wirklich noch liebte, so erinnerte ich mich doch, so oft ich sie sah, daß ich sie geliebet hatte. Der Gedanke, daß ich durch die Aufopferung meiner Liebe meines Freundes Glück machte, beruhigte mich halb, und die Erinnerung an Carolinen ganz. Wie schön waren die Scenen, die ich mir mit ihr einbildete, wenn ich meinen Freund in den Armen seiner Geliebten beneidete! Betrügliche Hoffnung, die du so oft den Menschen

zukünftige Freuden als gegenwärtige empfinden läßt, da er sie doch niemals erzählt! Ich verdiente weder die Frau Woiden noch Carolinen. Es war also billig, daß ich sie beyde durch meine Untreu und Wankelmuth verlor.

Ich fuhr den andern Tag, so früh als es möglich war, auf die Güter des Grafen von P. Mein Unglück erwartete mich daselbst. Der junge Graf empfieng mich mit einer theils drohenden, theils spöttischen Miene, die mir dasjenige, was ich zu befürchten hatte, prophezeyen konnte, die Kaltsinnigkeit des Vaters beståttigte es, und der Zorn und die Traurigkeit, die ich in Carolinens Augen erblickte, vollendeten meine Verzweiflung. Ich fand den Baron von K. bey ihr. Aus seinen Blicken und aus der Vertraulichkeit mit ihrem Bruder muthmaßte ich, daß er zu meinem Nebenbuhler bestimmt sey. Er war furchtbar. Er war reich. Er gefiel also dem Geiz des Vaters. Er war mein Feind. Er besaß also nothwendig die Freundschaft des jungen Grafen. Er besaß, obgleich etwas übertrieben, alle die Eigenschaften, die man besitzen muß, wenn man gefallen will. Wie leicht war es ihm also nicht, das Herz der Gräfinn zu rühren? Es ist wahr, er war ein seltsames Gemisch von Niederträchtigkeit und Hochmuth, falsch, aus Rache zu allen Lastern fähig, und kannte kein Gesetz weiter, als seine Leidenschaf-

ten. Allein die Welt schätzt vielmehr heut zu Tage diese Laster, als daß sie dieselben verachten sollte, da man sie fast zu nothwendigen Eigenschaften eines Menschen von Lebensart gemacht hat. Und gesetzt, Carolinens Herz würde nicht so unedel, als diese Welt gedacht haben, fällt es dem Laster schwer, bey nützlichen Gelegenheiten unter der Maske der Tugend zu erscheinen, und die Aufrichtigen zu betrügen? Der Baron nahm zu eben der Zeit Abschied, als ich mich nicht weiter würde haben zwingen können, ihn meine Empfindlichkeit merken zu lassen. Ich hatte alle Mühe nöthig, mich nunmehr gegen alle die Vorwürfe, mit denen man auf mich hinein stürmte, zu vertheidigen. Man hatte mich mit den häßlichsten Farben bey Carolinen abgeschildert. Der Urheber dieser Verleumbung war nicht schwer zu errathen. Wer konnte niederträchtiger hierzu seyn als der junge Graf von P. Die Tugend der Frau Worden mußte leiden, daß sie durch die Verleumdung zu dem häßlichsten Charakter einer Frauensperson war erniedriget worden. Man hatte den Besuch eines Frauenzimmers ohne Begleitung, und das noch dazu schön war, erfahren. Was konnte sie anders seyn, als eine Buhlerinn, in deren Armen ich dasjenige vergaß, was ich Carolinen schuldig war. Die Verleumdung war ungeschickt und unwahrscheinlich. Allein, wenn hat sich jemals der, der die Verleumdung saget,

und der sie hörte, die Mühe gegeben, sie nach den Gesetzen der Wahrscheinlichkeit zu untersuchen? Zur Glaubwürdigkeit derselben wird nichts weiter erfordert, als daß sie eine Verleumdung sey. Ich vertheidigte mich, indem ich die ganze Begebenheit so erzählte, wie sie wirklich war, nur meine Verlobung mit der Frau Worden ausgenommen. Ich berief mich auf das Zeugniß ihres Gemahls. Caroline hatte Hochachtung und Vertrauen gegen ihn. Die Tugend erwirbt sich allemal beydes bey ihres gleichen. Sie überließ es dem Zeugniß meines Freundes. Ich las in ihrem Auge, mit wie viel Verlangen sie meine Unschuld wünschte. Die Mienen ihres Bruders und ihres Vaters entdeckten nichts dergleichen. Der Erstere erwartete meine Zurückkunft mit meinem Freund nicht, nachdem er zuvor die Neigung seiner Schwester gegen mich mit allen nur möglichen Hülfsmitteln des Hasses und der Schmähsucht vergeblich angegriffen hatte. Ich kehrte zu meinem Freund zurück. Ich entdeckte ihm meine Schwachheit. Es war nicht mehr Zeit, sie ihm zu verbergen. Er verwieß mir mit der zärtlichsten Freundschaft die Leichtsinnigkeit, mit der ich mich in zwey so verschiedene Verbindungen hatte verwickeln können. Er versprach mir indessen auf meine Bitte, meine Untreue der Frau Worden zu verschweigen. Allein meine Vermählung mit Carolinen widerrieth er mir auf das eifrigste. Er erinnerte mich

an Fanchon. Unbequeme Erinnerung! Haben Sie andre Zeugen, als sich selbst, sprach er, daß sie todt ist? Wie, wenn sie noch leben sollte? Ich war taub gegen alle Vorstellungen. Ich bat, ich beschuldigte ihn der Falschheit, ich dräute, ich nahm so gar meine Freundschaft zurück, wenn er mir seinen Beystand in einer so wichtigen Sache versagen würde. Ich bewegte ihn. Er begleitete mich zu Carolinen. Ich sah die Gewalt, welche seine Tugend über ihr Herz hatte. Er vertheidigte mich gegen die Beschuldigungen meiner Feinde, und seine Vertheidigung entkräftete wenigstens ihren Verdacht gegen mich, wenn auch die natürliche Beschaffenheit ihres Gemüths verhinderte, ihn völlig auszulöschen. Er versprach ihr, daß diese liebe Gemahlinn, die durch Unglücksfälle so lange von ihm getrennt worden wäre, die Wahrheit seines Zeugnißes selbst bestättigen sollte, so bald sie eine kleine Unpäßlichkeit nicht länger verhindern würde, die Gräfinn persönlich um die Ehre ihrer Freundschaft zu bitten. Ich war nunmehr bey Carolinen eben so glücklich als zuvor. Der alte Graf schien schlecht damit zufrieden zu seyn. Der Wille des Königs verhinderte ihn, sich seinen Verdruß merken zu lassen. Dieser gütige Prinz, der niemals bey dem Glück des geringsten seiner Unterthanen gleichgültig war, war es viel weniger bey dem Glück seines Lieblings. Ich bat ihn, meine Verbindung mit der Gräfinn zu be-

schleunigen. Er bestimmte den Abend eben desselben Tages darzu. Ich ritte so geschwind, als es mein Pferd dauern konnte, nach den Gütern des Grafen, diese angenehme Nachricht Carolinen zu bringen. Mein Unglück verfolgte mich auf dem Fuß. Ich stürzte etwan fünfzig Schritte davon mit dem Pferde. Die Verletzung, die ich davon bekam, hinderte uns, diesen Tag nach der Stadt wieder zurück zu kehren. Worden und seine Gemahlinn erfuhren meinen verdrüßlichen Zufall. Ihre Freundschaft war zu groß, als daß sie nicht mehr hätten befürchten sollen, als nöthig war. Sie langten nach einiger Zeit auf dem Gute meines Oncles an, das nur eine Stunde von der Residenz entfernt war. Es war nothwendig gewesen, der Frau Worden meine nahe Verbindung mit Carolinen zu entdecken. Unerachtet der Freude, mit der sie solche anzuhören schien, entfuhr ihr ein Seufzer. Sie verbarg ihn geschickt unter dem Vorwurf, daß ich sie nicht recht müßte geliebet haben, da ich sie so geschwind vergessen könnte. Ich beantwortete ihn durch die Frage, was mir für ein ander Mittel zu ergreifen, übrig gewesen wäre, die zärtliche Liebe, die mir sonst gegen sie zu fühlen erlaubt gewesen wäre, in bloße Freundschaft zu verwandeln? Ich gestand ihr, daß ich in meinen ersten Jahren, ehe ich mein Vaterland verlassen hätte, nicht ganz unempfindlich gegen die Reizungen meiner Muhme gewesen wä-

re. Die Geschwindigkeit, mit der ich die Vermählung mit derselben zu vollziehen im Begriffe war, verbarg ich unter den Hindernissen, die ich bey einer Verzögerung von dem Haß des alten Grafen und seines Sohnes zu besorgen gehabt haben würde. Meine Untreue gegen sie blieb ihr also immer verborgen, und in den Armen ihres Gemahls konnte sie vergessen, durch weitere Nachforschungen sie zu entdecken. Allein es war nöthig, daß die Leichtsinnigkeit, mit der ich um die Liebe der Gräfinn von P. zu einer Zeit angehalten hatte, da ich an eine andre Person fest verbunden war, ein eben so großes Geheimniß für Carolinen bliebe. Ich kannte die Empfindlichkeit ihrer Seele. Sie verlangte mein Herz ganz. Ein einziger Blick, der ihr von mir wäre entzogen worden, verursachte ihr Qual. Sie würde mir sehr schwer das Verbrechen verziehen haben, daß ich zu einer Zeit ihr Gemahl zu werden suchte, da ich es nicht werden konnte; oder wenn ich es ja würde, doch in den Augen der Tugend allezeit strafbar heissen mußte. Meine Ausschweifungen in Frankreich waren in meinem Vaterland unbekannt, so sehr sich auch sonsten die Schmähsucht bemüht, die Fehler seines Nächsten auszubreiten. Worden allein wußte sie. Und wie wäre der fähig gewesen, mich zu verrathen. Die Verbindung mit der Frau Worden allein machte mir Furcht. Ich und mein Freund baten sie, nichts von meiner

ner Verlobung mit ihr gegen Carolinen zu erwähnen, um die Empfindlichkeit derselben zu schonen. Sie versprach es, aber entweder aus einer natürlichen Lebhaftigkeit, oder aus einem kleinen weiblichen Hochmuth, der so gerne mit seinen Eroberungen prahlt, hielt sie es schlecht.

Caroline befand sich bey mir, als man den Herrn Worden und seine Gemahlinn meldete. Sie empfieng sie mit ihrer gewöhnlichen Gütigkeit. Dem ungeachtet nahm ich etwas mißvergnügtes in ihrer Miene wahr. Die Frau Worden war schön, sie war lebhaft. Keins von beyden schien ihr zu gefallen. Ich sah, daß sie alle meine Blicke beobachtete, und ich nahm mich in acht, daß kein einziger derselben der Frau Worden zu Theil wurde. Die Lebhaftigkeit derselben verursachte uns hunderterley Verdrüßlichkeiten. Sie scherzte, und sehr oft vergaß sie bey ihrem Scherz einen Theil ihres Versprechens. Sie hätte nur eine halb so aufmerksame Beobachterinn an Carolinen haben dürfen, als sie wirklich hatte, um mich und sich mehr als einmal zu verrathen. Die Gräfinn erfuhr es, daß ich mich in Holland einige Zeit bey ihr aufgehalten hätte. Eine sehr unnütze Nachricht für ihre Eifersucht. Noch viel andre kleine Fehler begieng die Frau Worden, die ich und ihr Gemahl nicht allemal wieder zu verbessern wußten. Mein Freund befreyete mich durch einen geschwinden Abschied von der Angst, daß sie noch das ganze

Geheimniß verrathen möchte. Caroline blieb nach ihrem Abschied immer noch mißvergnügt, obgleich ihre Zärtlichkeit noch unverändert zu seyn schien. Wie viel angenehmes sagten wir nicht einander vor! Glückliche Minuten! Sie waren die einzigen, die ich auf lange Zeit empfinden sollte. Man rufte sie ab. Sie umarmte mich. Wie süß war ihr Kuß! Ach! hätte ich wohl glauben können, daß er der letzte auf viele Jahre seyn würde? Es verlief eine ganze Stunde, und ich sah sie nicht wieder. Ich zitterte, ohne daß ich wußte, warum. Mein Kammerdiener brachte mir heimlich die Nachricht, daß sie sich mit ihrem Vater und Bruder in ein Kabinet verschlossen habe. Die Gegenwart ihres Bruders, den ich weit entfernt zu seyn glaubte, machte mich vor Schrecken unbeweglich. Es war mir wegen meiner Verletzung unmöglich aufzustehen. Ich beschwor sie in einigen Zeilen auf das zärtlichste, zu mir zu kommen. Ihr Vater nahm dieselben an, und entschuldigte seine Tochter durch eine geringe Ohnmacht, die ihr plötzlich zugestoßen wäre. Was für Augenblicke voll Qual für mich! Ich schickte nach dem alten Grafen. Er versprach zu kommen, und kam nicht. Es ward Nacht mitten unter den Beängstigungen, deren Raub ich geworden war. Man hatte mir einen von den Zimmern meiner Geliebten ziemlich entfernten Theil des Gebäudes zur Wohnung angewiesen. Diese Entfernung vermehrte meine Sorgen. Während

der Stille, die überall herrschte, vernahm ich auf dem Hof das Geräusch einer Kutsche. Trotz aller Schmerzen that ich zwey Schritte bis an das Fenster. Der Mond gab mir Licht genug, den jungen Grafen von P. nebst einem meiner eignen Bedienten, den ich aus Holland mitgebracht hatte, zu Pferde zu erkennen. Sie begleiteten eine Kutsche, die eben im Begriff war, fortzufahren. Mich däuchte, als ob ich die Stimme meines Oncles hörte. Sie war aber zu schwach, sie gewiß zu unterscheiden. Ich errieth mein Unglück. Mein Geschrey brachte meinen Kammerdiener zu mir, den ich allein unter meinen Bedienten bey mir hatte. Ich schickte ihn nach Carolinen. Er kam mit der Nachricht zurück, daß alles im ganzen Hause ruhig sey. Ich schickte ihn wieder zu dem alten Grafen, und er brachte ihn zu mir. Ich fragte ihn ziemlich ungestüm, wo man Carolinen hingeführt hätte? Er verwunderte sich über meine Frage. Sie ist in ihrem Zimmer, wo ich sie nach einer kleinen Ohnmacht in einem ruhigen Schlaf verlassen habe. Er erhielt wenig Glauben. Er nahm meinen Kammerdiener mit sich, mich durch ihn zu überzeugen. Beyde kamen nach einigem Verzug traurig zurück. Wir haben Carolinen verloren, rief mir der Graf mit einer sehr wahrscheinlichen Bestürzung entgegen. Er übergab mir ein Packet, daß man auf ihrem Nachttisch an mich überschrieben ge-

funden hatte. Außer einigen Kleinigkeiten, die ich ihr geschenket hatte, enthielt es eine Abschrift von dem Ehecontract, den ich mit der Frau Wells in dem Haag geschlossen hatte, und einen Brief von meiner eignen Hand, darinnen ich sie mit aller Liebe eines zukünftigen Gemahls nach meinem Vaterland zu kommen bat. Es befand sich ein Zettel mit folgenden Worten von Carolinen dabey: Ich brauche ihnen Ihr Herz nicht wieder zurück zu geben, da Sie es mir niemals geschenkt haben. Ich empfand den ersten Anfall meiner Schmerzen bis zun Thränen. Zur Vermehrung derselben mußte mein eignes Herz gestehen, daß ich die Verachtung der Gräfinn zum Theil verdienet hätte. Unglückliche Leidenschaften! rief ich, wie oft habt ihr mich unglücklich und doch kein einzigesmal vorsichtiger gemacht. Ich rieth in der ersten Hitze auf meinen Verräther. Wer konnte es anders seyn als die Frau Worden? Sie hatte den Brief und den Ehecontract in Verwahrung gehabt. Allein war wohl die Gemahlinn meines Freundes, die mich selbst geliebet hatte, und noch liebte, einer solchen Niederträchtigkeit fähig? Sie war wirklich unschuldig, wie man aus dem folgenden sehen wird. Meine Heftigkeit verschonte den alten Grafen von P. nicht. Ich schrieb ihm ohne Umschweif mein ganzes Unglück zu. Er vertheidigte sich auf die wahrscheinlichste Art. Allein konnte man ihm glauben, da er bey Hof

alt geworden war? Das beste Mittel, wodurch er sich noch einiger Maßen rettete, war der Eifer, mit welchem er mit mir an der Entdeckung von seiner Tochter Aufenthalt Antheil nahm. Alle ausgeschickten Kundschafter waren vergeblich. Ich ward fast unsinnig, daß ich sie nicht selbst aufsuchen konnte. Ich versprach mir von meiner Mühe mehr als von ihnen allen zusammen. Was für ein elendes Geschenk war mir in diesen traurigen Stunden alle meine Ehre und Glückseligkeit! Sie machte mich noch unglücklicher, als ich ohne sie gewesen seyn würde. Sie zwang mich, die Größe meines Schmerzens der Welt zu verbergen, die nur desto mehr über mein Unglück würde gefrolocket haben, je erhabner der Grad der Ehre war, auf dem mich ihr Neid erblicken mußte. Mein Freund Worden und seine Gemahlinn kamen, mich zu trösten. Meine Seele war für nichts als für die Verzweiflung offen. Ich ließ die Frau Worden meinen Verdacht merken. Ihre Unschuld leuchtete so stark aus ihrer Vertheidigung hervor, daß ich sie um Verzeihung bat. Sie erzählte mir, daß sie diese Schriften nebst einigen Kostbarkeiten vor einigen Tagen kurz darnach vermißet hätte, da ihr Kammermädgen nebst einem von den Bedienten, die ich aus Holland mitgebracht hatte, unsichtbar geworden wäre. Es war eben der, den ich bey dem Grafen von P. gesehen hatte. Es war einige Tage nach der Entfernung der

Gräfinn, als ich auf den Gesichtern meiner Freunde mehr Betrübniß, als gewöhnlich, wahrnahm. Ihre mitleidige Miene, mit der sie mich ansahen, ihre geheimen Reden, alles versicherte mich, daß ich ein neues Unglück zu erfahren hätte. Ich fragte: sie läugneten es mit einer Miene, welche meine Muthmassungen bestättigte. Ich befürchtete das schlimmste. Caroline ist todt, rief ich wie ein Unsinniger, und meine Unbesonnenheit ist es unfehlbar, die ihr das Leben gekostet hat. Die Frau Worden wollte mich trösten. Nein! nein! sie lebet, unterbrach sie mich mit ihrer gewöhnlichen Geschwindigkeit, aber = = als die Gemahlinn des Barons von K. Die gute Frau Worden hatte es nicht überlegt, daß mir diese Nachricht eben so empfindlich seyn mußte, als die von ihrem Tode. Ich verbarg den tödtlichsten Schmerz, der mich nagte. Mein Entschluß war gefaßt. Was war mir weiter übrig, als mich zu rächen? Meine äußerliche Ruhe betrog meine Freunde. Ich fragte nach den Umständen dieser unglücklichen Vermählung. Man glaubte nicht, daß man sie mir weiter verschweigen konnte. Ich erhielt sogar von ihnen einen Brief, der von dem jungen Grafen von P. an mich ohne Unterschrift des Orts geschrieben war. Er war noch höflicher, als ich es vermuthete. Er rechnete eine lange Reihe von Ursachen her, welche eine Vermählung zwischen mir und seiner Schwester ganz und gar unmöglich machten.

Die Verbitterung, die beständig zwischen unsern beyden Familien gewesen wäre, der Schimpf, den meine neue Erhöhung der ihrigen zugezogen hätte, und sein Haß gegen mich, der nicht eher als mit seinem Leben aufhören würde. Seine Schwester hätte die Hand des Barons von K. freywillig angenommen. Ich würde selbst wissen, wie wenig ich die ihrige verdiente. Alle seine Rache gegen mich wäre nunmehr gestillt, wenn ich weder ihn, noch die Vermählung des Barons von K. beunruhigen wollte. Sie würde sich aber nicht eher als mit meinem Tode sättigen, wenn ich die geringste Miene machen würde, einen von beyden zu verfolgen.

Dieser Brief änderte nichts in meinen Entschlüßungen. Die völlige Herstellung meiner Gesundheit war mir zu meiner Rache nöthig. Ich beförderte sie durch die Gelassenheit, mit der ich mein Schicksal ertrug. Worzu machen uns unsre Leidenschaften nicht fähig? Was weder die Religion, noch der Zuspruch meiner Freunde ausrichten konnte, das war der Begierde, mich zu rächen, leicht möglich. Ich erinnerte mich an Carolinen nicht anders, als um sie zu verachten. Konnte sie alles dasjenige, was ich für sie fühlte, in so wenigen Stunden vergessen? Und weswegen? Wegen einer Leichtsinnigkeit, die wirklich strafbar an mir war, ob sie gleich keine so strenge Rache verdiente. Ich machte in meinem Haß, den ich gegen sie

empfand, Anmerkungen über das schöne Geschlecht, die ihm nicht vortheilhaft waren. Es hatte mich schon so oft unglücklich gemacht. Sie sind unsre ordentliche Tyrannen, sprach ich, deren Laster man als Tugenden anbeten soll, und welche unsre kleinsten Schwachheiten als die größten Verbrechen zu rächen gewohnt sind. Ich schalt die Natur, die unsre Herzen empfindlich gegen ihre Reizungen geschaffen hat. So gering ich Carolinen zu schätzen schien, so wenig schwächte dieß meine Rache. Ich glaubte, daß ich verbunden sey, mich aus Ehre zu rächen, und ich rächte mich wirklich blos aus Liebe. Meine Verletzung war in kurzer Zeit geheilt. Ich verließ den alten Grafen von P. Seine äußerliche Betrübniß über die Unwissenheit wegen des Aufenthalts seiner Tochter betrog mich nicht. Ich verbarg ihm beym Abschied meinen Verdacht nicht. Ich dräute ihm so gar, mich zu rächen. Er hatte Ursache, sich vor meinen Dräuungen zu fürchten. Sein ganzes Glück hieng von mir ab. Alle Betheurungen seiner Unschuld waren vergeblich. Ich warf mich zu den Füßen des Königes, und bat um Erlaubniß, auf einige Zeit in der Einsamkeit ein Mittel wider meine Schmerzen zu suchen. Er beklagte mich, und versprach mir Gerechtigkeit wider meine Feinde, wofern man sie entdecken würde. Worden errieth die Absichten meiner Entfernung. Er kannte mein Herz. Es war zu allem fähig, wenn man es

beleidiget hatte. Er sah meinen oder meiner Feinde Tod voraus, wofern wir einander finden sollten. Alle Gründe, mit denen er mich an meine Schuldigkeit gegen die Religion und Tugend erinnerte, wurden angehöret, und vergessen. Er erbot sich vergeblich mich zu begleiten, wenn ich nicht bey ihm bleiben wollte. Ich verließ ihn, ehe er es vermuthete, und alles, was er noch von mir erhielt, war das Versprechen, mich nicht durch Hülfe der königlichen Gnade an meinem Oncle zu rächen.

Ich durchstreifte unbekannt alle Gegenden, in welchen Güter des Grafen von P. oder des Barons von K. lagen. Ich unterhielt auf allen Kundschafter, und ich erfuhr nichts von dem Aufenthalt meiner Feinde. Meine Leute brachten einen Bauer zu mir, der sich viel Mühe gegeben hatte, mich auszuforschen. Er überreichte mir Briefe, und diese Briefe unterrichteten mich von allem, was ich zu wissen verlangte. Sie waren von der Elisabeth, dem Kammermädgen der Gräfinn, welches sie bey ihrer Entfernung begleitet hatte. Sie vermehrten meine Betrübniß, da ich sah, daß meine Muhme blos gezwungen das Opfer meiner Feinde geworden war. Der junge Graf von P. hatte einige Gründe zum Verdacht wider mich, und die Frau Worden. Er wollte näher davon unterrichtet seyn. Die Treue der Bedienten ist heut zu Tage nicht unüberwindlicher, als ihrer Herren ihre.

Er gewann einen meiner Bedienten durch Geld. Dieser konnte ihm von demjenigen Nachricht geben, was er zu wissen verlangte. Durch die List desselben und durch Hülf des Kammermädgens der Frau Worden erhielt er sogar den Ehecontract und den obgedachten Brief. Nunmehr konnte er seine Schwester auf der gefährlichsten Seite für mich angreifen. Er legte ihr diese Schriften vor. Sie konnte nicht weiter an meiner Leichtsinnigkeit zweifeln. Ihre Eifersucht und die Verleumdung ihres Bruders setzten noch hunderterley Beweise von meiner Untreue hinzu. Dieß geschah alles in den unglücklichen Minuten, da man sie von mir abgerufen hatte. Ihr Vater und ihr Bruder bedienten sich ihres Zorns, sie zu bewegen, mich zu verlassen. Sie hinderten sie sogar, aus einer nöthigen Vorsicht für ihr Laster eine Rechtfertigung von mir zu verlangen. Die Gräfinn wählte das Gut der Frau von A., sich vor mir zu verbergen. Wie glücklich wäre ich gewesen, wenn ich nichts weiter als dieß zu befürchten gehabt hätte! Ich würde sie ausgeforscht, und die Liebe würde mir Verzeihung verschafft haben. Die arme Gräfinn! Sie gieng freywillig ihrem Unglück entgegen. Ihr gottloser Bruder lieferte sie, anstatt sie auf das Gut der Frau von A. zu führen, in die Hände des Barons. Man führte sie an die äußerste Gränzen des Reichs auf ein Gut eines Freundes von dem Baron, wo sie sich noch befand. Sie klagte sich selbst an, daß sie ihr Unglück

durch ihre Eifersucht gegen mich verdient hätte. Man verfolgte sie mit den grausamsten Dräuungen, die Hand des Barons anzunehmen. Sie empfand nunmehr erst aus der Verzweiflung, die sie umgab, wie sehr sie mich liebte. Kein ander Mittel war für ihre Tugend übrig zu entfliehen. Dieser Barbar empfieng die Rechte ihres Gemahls, ohne einige Reue, daß er sie unglücklich machte. Man begegnete der armen Baronesse mit der größten Grausamkeit. Man hielt sie beständig eingeschlossen, und entzog ihr sogar den Gebrauch von Feder und Dinte. Sie genoß keine andre Gesellschaft als ihre Elisabeth und ihrer Schmerzen ihre. Sie hatte doch noch in der Abwesenheit ihrer Wütriche das Glück, daß sie ungestört seufzen konnte, ein elendes Vergnügen, das ihr in der Gegenwart derselben nicht erlaubt war. Der Graf und sein unwürdiger Schwager waren entschlossen, mit der Person, die sie unglücklich gemacht hatten, in ein fremdes Reich zu flüchten, so bald sie die ansehnlichen Summen, die sie auf die Güter des Barons aufzunehmen suchten, würden zusammen gebracht haben. Elisabeth schloß ihren Brief mit der Erinnerung, mit wie viel Mühe und Gefahr sie diesen Brief geschrieben hätte. Er war selbst ihrer Frau nicht bekannt. Sie unterhielt, ungeachtet ihrer Leiden, die strengste Beobachtung der Pflichten gegen den Barbar, der sich ihren Gemahl nannte.

Sie würde niemals der Elisabeth erlaubt haben etwas zu schreiben, das seiner Ehre oder seinem Leben hätte nachtheilig seyn können.

Der Tod der zween Bösewichter war beschlossen, sobald ich ihren Aufenthalt wußte. Die Religion machte mich nicht wankend, zween Menschen mitten in ihren Lastern meiner Rache aufzuopfern. Sie richtete nichts bey mir aus, als was sie bey allen Sklaven ihrer Neigungen ausrichtet, nämlich das Laster zur Tugend zu machen. Sie mußte meiner Grausamkeit noch gar den Anstrich einer löblichen Handlung leihen. Konnte es ihr zuwider seyn, das Laster zu bestrafen? Ich erinnerte mich eben so wenig, mit was für Abscheu meine Muhme den Mörder ihres Gemahls und ihres Bruders sehen würde? Konnte sie diejenige Hand annehmen, die noch von dem Blut zweyer Personen rauchte, mit welchen sie Natur und Religion verbunden hatten? Ich versammlete alle meine Leute: wir waren stark genug, unsre Feinde zu überfallen. Wir erreichten das Gut in einer finstern Nacht, welche zu unsern Absichten bequem war. Es lag in einer einsamen und wüsten Gegend, die es zu einer bequemen Zuflucht der Laster machte. Wir erstiegen durch Hülfe einiger Strickleitern eine Mauer, die es umgab. Der Verbrecher schläft niemals fest aus Furcht vor der Strafe. Es ward Lärm. Der Widerstand unsrer Feinde war schwach und ohne Blutvergießen, weil

das Laster und die wahre Herzhaftigkeit niemals mit einander verbunden sind. Ich besetzte alle Ausgänge zur Flucht, und empfand bereits die Süßigkeit einer gesättigten Rache. Der Graf von P. begegnete mir halb angekleidet, und mit dem Pistol in der Hand oben an der Treppe, die ich mit einigen meiner Leute hinauf gestiegen war. Ich drückte ohne ein einziges Wort in eben dem Augenblick das Pistol ab, da er auf mich schiessen wollte. Ich zerschmetterte ihm in der Hitze blos den Arm. Er war außer Stand sich zu vertheidigen. Wir bemächtigten uns seiner. Er beantwortete alle meine Vorwürfe mit einem hartnäckigen Stillschweigen. Ich ließ ihn hinter mir her nach den Zimmern des Barons schleppen, der noch der einzige Bösewicht war, den ich nicht in meiner Gewalt hatte. Ich wollte mir das Vergnügen machen, ihn und seinen unwürdigen Freund vor Carolinens Augen zu ermorden. Ich untersuchte nicht erst lange, was dieß für ein Anblick für sie seyn müßte. Wir sprengten die Thür zu dem Zimmer des Barons auf. Gott! was für ein Anblick für mich! Von niemanden als von einem so niederträchtigen Barbaren, wie der Baron war, konnte man ihn erwarten. Seine Gemahlinn lag in der erbärmlichsten Stellung zu seinen Füßen. Er hatte ein Pistol auf ihre bloße Brust gesetzt! Kommet keinen Schritt näher, schrie er, wenn sie nicht todt zu meinen Füßen

liegen soll. Ich blieb vor Schrecken auf der Stelle, wo ich stand. Machet euch keine Hoffnung, Carolinen lebendig wieder zu bekommen, fuhr er fort. Gebet ihrem Bruder seine Freyheit, und laßt uns Zeit, daß wir uns mit meiner Gemahlinn entfernen können, oder sehet sie an den letzten Augenblick ihres Lebens. Welche Empörungen der Rache und Furcht in meinem Herzen! Ich sollte entweder meine ärgsten Feinde, die ich schon in meiner Gewalt hatte, als meine Ueberwinder abreisen lassen, oder diejenige, für die ich mein eigen Leben aufgeopfert haben würde, todt vor mir liegen sehen. Ich bot dem Baron und dem Grafen Freyheit und alles an, wenn sie sich ohne Carolinen wegbegeben wollten. Er lachte über meine Anerbietungen. Ihr habt noch eine Minute übrig euch zu entschlüssen, unterbrach er mich. Ich warf meine Augen auf Carolinen. Ihre Thränen und die Angst, in der ich sie sah, durchdrangen meine Seele. Sie schien mich mit dem zärtlichsten Blick um ihr Leben anzuflehen. Ich sprach das Urtheil über mich selbst. Alles, was der grausame Baron verlangte, wurde ihm zugestanden. Er verlangte ziemlich trotzig, daß ich meinen eignen Bedienten befehlen sollte, Anstalten zu seiner Abreise zu machen. Ich mußte gehorsamen. Er blieb beständig in seiner vorigen Stellung. Es war mir nicht erlaubt, einen Schritt

mich zu nähern. Auf die geringste Bewegung machte er Miene, loszudrücken. Ich hätte gern unvermuthet auf ihn geschossen, wenn es hätte geschehen können, ohne seiner Gemahlinn Leben in Gefahr zu setzen. Er führte sie rückwärts mit gespantem Pistol nach dem Wagen, den man zubereitet hatte. Der Graf und einige Bedienten, sogar mein eigner, der mich verrathen hatte, empfiengen ihre Freyheit. Caroline sah das Blut ihres Bruders fliessen. Ich ließ ihn auf ihre Bitte noch verbinden. Meine Feinde fuhren, ohne ein Wort zu sagen, ruhig davon, da ich indessen meinem Schmerzen und ihren Spöttereyen ausgesetzt blieb. Ich ließ einen meiner Bedienten ihnen heimlich nachfolgen. Er begleitete sie bis an die Gränze, wo sie sich sodann in Sicherheit befanden.

Ich bracht einige Tage wie ein Träumender an dem Orte zu, wo ich war. Die unglückliche Ausführung meines Anschlags benahm mir alle Freyheit, auf weitere Mittel meiner Rache zu denken. Ich that nichts, als daß ich klagte, und das Leben verfluchte, unter dessen Last ich seufzte. Der Besitzer des Guts besuchte mich. Er entschuldigte sich, daß er nichts von den niederträchtigsten Absichten seines Freundes gewußt hätte. Unter dem Vorwand, daß er bey Hof in Ungnade gefallen sey, hätte er ihn blos um eine Zuflucht gebeten, wo er sich verbergen könnte. Seine Miene wahr ehrlich. Sie

würde mich von seiner Unschuld überzeugt haben, wenn man sie auch nicht so oft auf den Gesichtern der ärgsten Betrüger wahrnähme. Sein Unglück konnte mir nichts weiter nützen. Ich war also von aller Begierde, mich an ihm zu rächen, weit entfernt. Ich setzte so gar die Bedienten des Grafen und des Barons, die ich noch in Verwahrung hatte, in Freyheit. Sie waren nicht weiter schuldig, als daß sie die Bedienten lasterhafter Herren gewesen waren.

Meine Pflichten riefen mich nach der Residenz zurück. Ich trat den Rückweg mit einer Betrübniß an, welche mir alle die traurigen Scenen voraus schilderte, die mein künftiges Leben begleiten würden. Ich sah mich und Carolinen zu ewigen Thränen verdammt. Ein neuer Strahl von Freude entzündete sich auf einmal in meinem Gemüth. Eine unvermuthete Begebenheit lieferte meine beyden ärgsten Feinde, wiewohl nicht ohne Gefahr vor mich, in meine Gewalt. Was für Vortheile versprach ich mir nicht hievon! Sie verschwanden wie ein Schatten, ehe ich den geringsten von ihnen genossen hatte. Ich reisete über die Güter des Grafen von P. Die Nacht überfiel mich. Ich kehrte daselbst ein. Ich fand meinen Oncle in einer wahren Betrübniß über den Zustand seiner Tochter. Sie hatte Gelegenheit gefunden, ihm ihr Unglück auf das rührendste zu berichten. Er liebte sie. Blos aus Haß gegen mich hatte er

sie zu bereden gesucht, sich dem Baron aufzuopfern. Er sah nunmehr, daß er sie unglücklich gemacht hatte, und die Reue ließ ihn die Strafe für seine Grausamkeit empfinden. Sein Sohn und der Baron lachten zu seinen Thränen. Meine Klagen über ihn vermehrten sie vielmehr, als daß sie solche hätten verringern sollen. Ich ließ ihn seine Ungerechtigkeit in ihrem ganzen Umfange sehen. Er erkannte sie, und sein Haß gegen mich schien sich das erstemal zu verringern. Er verschwieg mir indessen doch, daß sich meine Feinde, sein Sohn und der Baron, so nahe bey mir befanden. Sie waren wirklich auf eben dem Gute mit mir. Diese Unwissenheit setzte mich in Gefahr, mein Leben zu verlieren. Ich kann nicht glauben, daß der alte Graf mit Fleiß mich dieser Gefahr sollte blos gestellt haben. Ich gieng schon ziemlich spät bey einer sehr angenehmen Nacht in einer Allee, die vor seinem Gute gepflanzt war, mit ihm spatzieren. Man rufte ihn von mir, und in eben dem Augenblick, als er sich entfernt hatte, sprang ein Mensch mit dem Degen auf mich los. Wehret euch, rief er mir zu, denn keiner von uns beyden wird ohne des andern Tod ruhig seyn können. Ich erkannte ihn vor den jungen Grafen. Ich war im Schlafrock, und also unbewaffnet. Mein Tod war gewiß. Ich parirte mit einer Stange, die ich in die Hand bekam, eine Zeitlang aus, und rufte um Hülfe. Ich

erhielt einen Stich rückwärts, und in dem ich fiel, sah ich noch, daß er von dem Baron war. Meine Mörder würden nicht mit diesem Stich zufrieden gewesen seyn, wenn sie nicht die äußerste Gefahr zu vermeiden gehabt hätten. Einige Reiter, die in dieser Gegend im Quartier stunden, kamen von einer Verrichtung zurück, zu der sie commandirt gewesen waren. Sie nahten sich in eben dem Augenblick dem Kampfplatz, als mir der Baron den Stich gab. Er und sein niederträchtiger Gehülfe in der Bosheit befanden sich in der Gewalt der Soldaten, ehe sie entfliehen konnten. Ich hatte noch so viel Kraft, daß ich ihnen meinen und meiner Feinde Namen sagen, und befehlen konnte, sie auf das schärfste zu bewahren. Der alte Graf, nebst allen Bedienten, waren in eben der Minute bey mir. Ihre Hülfe würde zu spät für mich gewesen seyn. Was für ein Schauspiel für einen Vater! Er sah die Verbrechen seiner Söhne, er sah sie in meiner Gewalt, und er konnte also auch leicht die Strafen voraus schlüßen, die sie erwarteten. Aus der Größe seines Schmerzens, und aus den Vorwürfen, mit denen er sich und die Verbrecher anklagte, leuchtete eine gewisse natürliche Unschuld hervor, welche ihn von dem Verdacht frey sprach, daß er an ihrem Laster Antheil hätte. Er unterstand sich nicht, Verzeihung für sie zu bitten, da er aus meinem Zorn leicht schlüßen konnte, daß sie nicht zu hof-

fen sey. Vielleicht schmeichelte er sich, einen Theil desselben durch die strengste Vorsorge, die er für mich trug, auszulöschen. Meine Wunde war nicht die gefährlichste, und ich sah mich eher wieder hergestellt, als ich es hoffte. Ich hatte bereits dem König von der ganzen Begebenheit Nachricht ertheilt, und sein Befehl, den jungen Grafen und den Baron in die strengste Verwahrung zu bringen, war auch schon vollzogen worden. Ich rettete noch durch mein Zeugniß die Unschuld des Vaters von einem gleichen Schicksal. Er bat mich auf das beweglichste, keinen Argwohn auf ihn zu unterhalten. Er gestand mir, daß sich der Baron und sein Sohn einige Tage auf seinen Gütern aufgehalten hätten. Wichtige Geldsummen, die noch zu heben waren, und die sie in ihren damaligen Umständen nicht entbehren konnten, nöthigten sie nach ·· wieder zurück zu kehren, nachdem sie zuvor Carolinen in einem Kloster auf der P. Gränze in Sicherheit gebracht hatten. Der junge Graf hatte seinen Vater versichert, so bald er meine Ankunft erfuhr, daß die letzten Augenblicke meines oder seines eignen Lebens da wären. Alle Vorstellungen und Bitten des Vaters waren vergeblich. Er verließ sich indessen auf seine Wachsamkeit und Vorsicht, die Grausamkeit seines Sohns zu verhindern, damit er nicht andre und ihm nachtheiligere Mittel ergreifen müßte. Sie betrog ihn, wie sie schon viele Menschen be-

trogen hat. Dieser unglückliche Greis empfieng mich auf das wehmüthigste, und benetzte mich mit seinen Thränen, als ich im Begriff war, ihn zu verlassen. Ich fühle, sprach er, daß die Strafen des Himmels heran nahen, mein Alter für diejenigen Ungerechtigkeiten zu quälen, die ich an Ihnen begangen habe. Ich weiß, daß Sie abreisen, den Tod eines Sohns zu beschleunigen, den ich nur deswegen überleben werde, damit ich mich durch die Erinnerung strafe, daß ich es bin, der ihn getödtet hat. Von mir ist er zu dem unseligen Haß angeführet worden, der sein und mein Unglück geworden ist. Wir verdienen keine Verzeihung von Ihnen. Aber könnten Sie die Schmerzen meiner Seele wissen, könnten sie begreifen, wie viel ein Vater auch bey dem Unglück seines lasterhaftesten Sohns empfinden muß, Sie würden weniger hart gegen meine Thränen seyn. Sie würden demselben einen Bösewicht wieder schenken, den ihre Großmuth vielleicht noch schmerzlicher strafen würde, als der Tod selbst. Mein Herz empfand Triebe des Mitleids. Fast hätte ich dem alten Grafen Verzeihung für meine Feinde versprochen: Die Rache erwachte auf einmal. Sie zeigte mir alle die Beleidigungen, die man mir zugefügt hatte, sie zeigte mir Carolinen, die mir von ihnen war geraubt worden. Ich sah alle die Thränen, die ihr diese Barbaren abgenö-

thiget hatten, und mein Herz verschloß sich gegen alle Empfindungen der Menschlichkeit.

Ich verließ den Grafen unter den Seufzern, die er vergeblich ausstieß, und die er nach meinem Urtheile mehr als doppelt verdient hatte. Mein ganzes Herz überließ sich dem Gefühl einer befriedigten Rache. Und dennoch was ist thörichter als diese Leidenschaft, welche den Menschen noch unter die Thiere erniedriget? Macht sie die Beleidigungen ungeschehen, wegen denen man sich rächt? Was sind ihre Annehmlichkeiten gegen die Vergnügungen eines Großmüthigen, der seine Feinde durch Wohlthaten zwingt, ihn als ihren Freund zu umarmen; oder wenn sie unwürdig sind, seine Freunde zu seyn, ihre Scham erblickt, mit der sie, so oft sie ihn sehen, ihre eigne Verbrechen anklagen? So richtig diese Begriffe sind, so falsch schienen sie mir in meiner damaligen Verfassung des Gemüths. Wir urtheilen nicht eher richtig von Dingen, welche unsern Leidenschaften zuwider sind, als wenn sie denselben nicht hinderlich seyn können. Worden empfieng mich mit seiner gewöhnlichen Freundschaft. Er war vergeblich bemüht gewesen, mich aufzusuchen, und mich an allen den Handlungen zu verhindern, über welche die Tugend erröthen muß. Das Gerücht hatte ihn bereits von meiner letzten Begebenheit unterrichtet. Was wollen Sie mit dem Grafen und dem Baron anfangen? war seine Frage. Sie der Gerechtig-

keit und ihrem Schicksal überlassen? Er bemühte sich vergeblich, eine andre Antwort zu erhalten. Hören Sie den Ruhm, wenn Sie die Religion nicht hören wollen. Was wird rühmlicher seyn, daß Sie alle Ihre Verdienste durch das Blut ihres Vetters, und eines andern Bösewichts, der eben so wenig, als der erste, Ihre Rache verdient, beflecken, oder daß Sie zu allen diesen Verdiensten noch das größte hinzusetzen, und Feinden verzeihen, die sie auf das empfindlichste beleidiget haben? Lassen sie sich die Liebe selbst bewegen, wenn sie taub gegen den Ruhm sind! Was kann der Mörder eines Gemahls und eines Bruders von Carolinen anders als Verachtung erwarten? Die strenge Moral meines Freundes mißfiel mir. Ich versicherte ihn kurz, daß sie vergeblich wäre, und ich verbarg mich, soviel es mir möglich war, vor den Bitten seiner Menschenliebe. Der Proceß der Gefangenen war in wenig Tagen beschleuniget. Die niedergesetzten Richter erkannten sie des Lasters des Meuchelmordes, und wegen der Vermählung der Gräfinn von P. des Ungehorsams gegen den Willen des Königs schuldig. Man kündigte Ihnen an, daß sie nur noch wenige Zeit zu leben hätten. Der Graf hörte es mit einer unveränderlichen Standhaftigkeit. Sein Haß gegen mich war unauslöschlich. Er versicherte, daß

ich keine Ruhe als durch seinen Tod zu hoffen hätte. Kein einziges seiner Verbrechen reute ihn. Unbegreifliche Hartnäckigkeit des Lasters! Bey dem Anblick einer schrecklichen Ewigkeit gleichgültig zu bleiben! Der Baron war das Gegentheil von ihm. Er war bey dem Anblick der Gefahr der niederträchtigste Mensch von der Welt. Er vergoß einen Strom von Thränen. Er fluchte über den Grafen, daß er ihn unglücklich machte. Er bat mich durch die kriechendsten Briefe um sein Leben. Ja er erbot sich sogar, seine Vermählung vernichten zu lassen, und mir seine Gemahlinn abzutreten. Ich verachtete seine Niederträchtigkeit eben so sehr, als ich den Haß meines Vetters verabscheute. Die Rache war es nicht allein, welche mich den Tod meiner Feinde wünschen ließ. Die Liebe, diese sonst so zärtliche Leidenschaft, ward blutdurstig, da sie eine Möglichkeit sah sich durch Grausamkeit zu befriedigen. Sie ist zu allem fähig, so wie sie aus uns selbst dasjenige machen kann, was sie will. Ich sah noch eine Hoffnung übrig, wie ich Carolinen wieder erlangen konnte, wenn das Band aufgelöst war, welches sie mit dem Baron vereinigte. Es ist wahr, daß sie mich als die Ursache von dem Tode ihres Gemahls und ihres Bruders hassen mußte. Allein weder dieser Bruder, noch dieser Gemahl verdienten dieser Liebe, und besaßen sie noch viel weniger. Sie mußte mir mit der Zeit Gerech-

tigkeit wiederfahren lassen; und ein Antheil von Zärtlichkeit, die ich in ihrem Herzen noch übrig für mich vermuthete, versprach es mir. Ich war es nicht, der ihren Bruder und ihren Gemahl tödete. Die Gerechtigkeit und ihre eigenen Verbrechen waren es. Was sollte sie also hindern können, die Beständigkeit meiner Liebe zu belohnen? Diese schmeichelhaften Gedanken machten alle Vorbitten vor das Leben desjenigen fruchtlos, auf dessen Tod ich meine ganze Glückseligkeit gründete. Ich erfuhr, daß die Baronesse von K. bey Hofe angelanget sey. Ihr Vater hatte sie selbst aus ihrem bisherigen Aufenthalt abgeholt. Es fiel mir leicht, die Absicht ihrer Ankunft zu errathen. Sie war auch in der That diejenige Person, welche die Gnade für die beyden Gefangenen möglich machen konnte. So gerne ich sie auch nach so vielen Unglücksfällen gesehen, und mich und sie in ihrer Gegenwart beklaget hätte, so verbarg ich mich doch sorgfältig vor ihr, um nicht den Verfolgungen ihrer Bitten ausgesetzt zu seyn. Sie warf sich zu den Füßen des Königs. Sie bat um das Leben ihres Bruders und ihres Gemahls. Der Monarch fühlte die Gewalt ihrer Thränen. Er versprach ihr sein Mitleiden, und ein beßres Glück als ihr das Leben dieser Unwürdigen seyn konnte. Sie gieng trostlos, und von allen ja von dem Könige selbst beklagt, von ihm hinweg.

Er

Er gestand mir, daß es ihm schwer geworden sey, ihr ihre Bitte abzuschlagen. Sie würde, sprach er, bey aller andern Gelegenheit, und wenn es mich selbst beträfe, sie erhalten haben, als hier, da ihr es seyd, dem ich die Gerechtigkeit, das Laster zu bestrafen, schuldig bin. Ich sah leicht aus dem Geständniß des Prinzen, daß das Leben, und der Tod der beyden Unglücklichen blos auf meinem Ausspruch beruhete. Warum konnte doch mein rachgieriges Herz nicht so edel, als dieser würdige Fürst, denken? Es war noch ein Tag übrig, ehe das Blut fliessen sollte, nachdem meine Rache und meine Liebe dürsteten. Ich saß in meinem Zimmer in den Betrachtungen über mein Schicksal vertieft. Was wirst du, fragte ich mich, nach dem Tode deiner Feinde glücklicher seyn, wenn Caroline deine Liebe verachten sollte? Man störte mich in diesen Gedanken durch einen Auftritt, den ich nicht vermuthete. Das Zimmer eröffnete sich, und der Graf von P. lag mit seiner Tochter vor mir, ehe ich es verhindern konnte. Ich zitterte, indem ich sie aufhob. Ich sah, daß meine Rache nunmehr den heftigsten Sturm auszustehen hatte. Und dennoch wurde diese Rache durch jeden Blick verdoppelt, den ich auf meine Muhme warf. Wie grausam mußten ihre Feinde gegen sie gewesen seyn! Ihre Wangen, die von allen Reizen der Jugend und Schönheit geblühet hatten, waren durch den Gram entweiht. Ich

fand in ihren Augen vor den Thränen, von denen sie voll waren, nicht mehr das Schmachtende der Liebe, das mich so oft ihre Zärtlichkeit gelehret hatte. Konnte ich sie sehen, und den Urhebern ihrer Betrübniß verzeihen? Und dennoch verlangte es diejenige von mir, der ich nichts abschlagen konnte. Sie sind die einzige Zuflucht, redete sie mich an, die mir nach allen vergeblichen Klagen noch übrig ist, und wo ich mir doch am wenigsten versprechen kann. Sie sind schon bey einer andern Gelegenheit großmüthig gegen mich gewesen. Zeigen Sie, daß Sie es in einem noch weit höhern Grade seyn können. Wenn mein Bruder und der Baron ihr Leben nicht selbst verdienen, so schenken Sie es ihnen um meinetwillen, da ich es wenigstens nicht verdiene, sie unter der Verachtung und Schande sterben zu sehen. Ich nahm alle meine Standhaftigkeit zu Hülfe. Was verlangen Sie von mir? Meine liebe Muhme. Das größte Unglück, ja den Tod selbst. Und, sind Sie es nicht, Sie, die mir ehedessen zu lieben und anzubeten erlaubet war, die ihn verlangt? Erinnern Sie sich an die Leiden, die Ihnen Ihre und meine Feinde gemacht haben. Sie verdienen gestraft zu werden. Sie haben die glückliche Zeiten = = Diese Zeiten sind nicht mehr, unterbrach sie mich: die itzigen verlangen von Ihnen und mir die Pflicht der Religion. Diese Pflicht fodert von Ihnen, Ihrem Feind zu verzeihen, und von mir, Sie

um

nun diese Verzeihung zu bitten. Ich will suchen, für Ihren Bruder Gnade zu erlangen. Ihr Gemahl ist durch die Wunde, die er mir so niederträchtig beygebracht hat, strafbarer als er. Die Gemahlinn des Barons merkte die Ursache, warum mir ihr Gemahl strafbar zu seyn schien. Ich danke Ihnen, war ihre Antwort, für ihre Gesinnungen gegen meinen Bruder. Allein ich kann keine Freude darüber empfinden, ohne Sie eben so gütig gegen meinen Gemahl zu sehen. Das Band zwischen uns ist einmal geknüpft, es mag geknüpft worden seyn, wie es will. Ich bin ihm eben die Pflichten schuldig, die derjenige fodern könnte, den mein eignes Herz erwählt haben würde. Ich würde sie nach seinem Tode eben so strenge beobachten, und um Rache gegen denjenigen bitten, der ihn mir geraubet hätte. Erlauben Sie mir, daß ich frey mit Ihnen sprechen darf, fuhr sie hitziger fort. Versprechen Sie sich nichts von dem Tode meines Gemahls als meine Verachtung. Die Liebe, die ich bey der Baronesse gegen ihren Gemahl wahrzunehmen glaubte, beleidigte mich. Es ist keine Gnade für ihren Gemahl übrig, sprach ich in eben dem Tone. Er verdienet sie eben so wenig als Ihre Liebe. Gott! diejenigen, die Ihr Unglück zu ihrem Spott machen, die lieben Sie und den, der blos unglücklich ist, weil er sie liebet, quälen Sie noch mehr durch Ihren Haß. Ihr Auge funkelte von Betrüb-

niß und Zorn. Wie beredt, wie eindringend machten sie nicht ihre Leidenschaften! Ich sehe, sprach sie, Sie verlangen noch mehr Opfer als meinen Bruder und Gemahl. Sie verlangen mein eignes Leben. Nehmen Sie es. Sie haben ein Recht, sich an mir zu rächen. Ich habe Ihnen die Zärtlichkeit entziehen müssen, die ich Ihnen versprechen hatte. Machen Sie meine wenigen Tage noch elender, als sie schon sind, Sie werden sich wenigstens den Ruhm verdienen, daß diejenige, die Sie sonst als ihren Freund ansehen durfte, nunmehr als ihren Verfolger wieder Sie um Hülf bitten muß. Ach Herr Graf; wo sind die Empfindungen des Mitleidens, und der Menschenliebe, die ich sonst so oft an Ihnen bewunderte, und die Sie nur gegen mich allein vergessen haben? Seyn Sie mitleidig gegen meine Thränen. Sie können, Sie müssen es seyn. Die erhabene Caroline! Ich verlor eine Zähre über ihr und mein Unglück zugleich, Sie bemerkte dieselbe. Sie sind gerührt, fieng sie an, indem sie meine Hand zärtlich umschloß. Der Graf von P. kann nicht grausam seyn. Er wird mir meinen Gemahl und Bruder wieder schenken. Er wird Recht haben, stolz zu seyn über den Ruhm, daß er sich durch Großmuth gerächt hat. Und ich, ich werde mich freuen, daß er großmüthig gewesen ist. Was sollte ich thun? Ich sprach das Urtheil über mich selbst. Ich verdammte mich zum Unglück. Ca-

roline verlangte es. Dieß war genug, ihr zu gehorsamen. Der Graf und der Baron werden beyde Ihnen ihr Leben, und ich Ihnen die Seufzer, die meine übrige Tage traurig machen werden, zu danken haben. Ich erfülle Ihre Bitte. Ich wünsche, daß ich es allein seyn möge, dem diese Bitte schmerzlich gewesen ist. Ich sah Carolinen durch meine Worte gerühret. Ich hörte sie seufzen, und ich verließ sie, weil ich meine eigne Betrübniß nicht weiter bezwingen konnte.

Was für Verzweiflung nagte mich über den Sieg, den Caroline erhalten hatte! Ich bewunderte ihre Tugend, die Beobachtung ihrer Pflichten gegen ihren Gemahl, und gleich darauf schalt ich eben diese bewunderte Tugend eine Grausamkeit. Gott! rief ich, warum verdammst du die Tugend zum Leiden, und erfüllst die Wünsche des Lasters, welches diese Erfüllung nur zu neuen Verbrechen mißbraucht? Wie glücklich würde ich mit Carolinen und sie mit mir gewesen seyn! Was für Freuden kann sie sich in den Armen eines Bösewichts versprechen? Ich gieng, die schwerste Pflicht zu verrichten. Ich gieng bey dem König um Gnade für den Grafen und den Baron zu bitten. Er verwunderte sich über meine Bitte, und lobte die Großmuth, mit der ich sie that. Ach! er wußte nicht, wie hoch mir sein Lob zu stehen kam. Ich erhielt sie, doch so, daß die Verbrecher nicht ungestraft blieben, und ich keine Gefahr von ihnen weiter zu besor-

gen hatte. Der Graf erhielt Befehl, das Königreich zu verlassen, und dem Baron wurde das Schloß zu ‥ zu seinem Aufenthalt bestimmt. Es fehlte ihm daselbst nichts, als eine uneingeschränkte Freyheit. Ich versuchte heimlich, ob ich nichts von Carolinen im Fall einer Vernichtung ihrer Vermählung mit dem Baron zu hoffen hätte. Es war vergeblich. Ich verschwieg ihr daher, um ihr nicht einen Schmerz mehr zu verursachen, die niederträchtige Bedingung, unter welcher Ihr Gemahl sein Leben zu retten gesuchet hatte. Ich überbrachte ihr selbst die Gnade des Königes. Der Baron rächt sich dadurch härter an mir, sagte ich ihr, als durch meinen Tod. Ich würde sodann die Leiden nicht weiter fühlen, die in Zukunft mein elendes Leben begleiten werden. Trösten Sie sich, antwortete sie mit einem thränenden Auge, daß Sie solche nicht allein fühlen, und daß auf die Prüfungen der Tugend Ihre Belohnungen erfolgen. Ich bat sie vergebens um einen Theil ihrer ehemaligen Zärtlichkeit. Ihre Bitte beleidiget mich, sprach sie. Ich kann Ihnen nichts als Freundschaft schenken. Sie würden mich verachten müssen, wenn ich Ihnen mehr versprechen könnte. Ich habe mein eignes Glück nicht gewollt, setzte sie noch hinzu, da ich sie meiner Eifersucht aufgeopfert habe. Es ist billig, daß ich dafür gestraft werde.

Der König verlangte, daß sich der Graf und der Baron mit mir versöhnen, und mich um Ver-

zeihung bitten sollten. Ich nahm dieses letztere nicht an. Das erstere that der Graf mit dem gewöhnlichen Stolz seines Charakters. Ich werde versuchen, sagte er mir ins Ohr, ob ich aus Erkänntlichkeit wegen meines Lebens aufhören kann, Sie zu hassen, wofern ich Sie auch nicht lieben sollte. Er wurde sodann unter einer Bedeckung über die Gränzen gebracht, wo er seine völlige Freyheit erhielt. Die Danksagungen des Barons wegen seines Lebens waren die sklavischsten, die man von seiner Niederträchtigkeit erwarten konnte. Ich verbarg ihm durch den äußersten Zwang die Verachtung, deren er würdig war. Seine unglückliche Gemahlinn begleitete ihn auf das Schloß, so man ihm angewiesen hatte. Sie theilte mit ihm seine Gefangenschaft, die zwar so leicht war, als er sie verlangen konnte, und erhielt zur Dankbarkeit tausend üble Begegnungen. Er war eben so eifersüchtig gegen sie, als er in seinen eignen Begierden ausschweifend war. Was für Martern mußten dieß für sie seyn! Sie verdiente sich durch ihre Geduld und durch ihre Tugend die Bewunderung aller derer, die sie kannten, ihren einzigen Gemahl ausgenommen, der eben so sehr gehaßt wurde, als man sie liebte. Die Vorsehung erbarmte sich endlich über sie, und trocknete die Thränen ab, die sie täglich vergiessen mußte. Aber diese für mich und sie so glücklichen Zeiten waren noch fern. Noch viele finstre Tage verflossen, ehe wir sie geniessen konnten.

Die Baronnesse von K. reisete mit ihrem Gemahl ab, ihren Pflichten gegen ihn die Ruhe und Zufriedenheit ihres Lebens aufzuopfern. Sie war nicht allein unglücklich. Ich war es so sehr, wie sie. Meine Tage verschlichen sich unter Klagen und Murren wider die Vorsicht. Wie oft wünschte ich mir die glückliche Gleichgültigkeit, mit der ich so viel Creaturen bey Hofe den Gegenstand ihrer Liebe in einer Stunde zuerst umarmen, ihm Beständigkeit schwören, und ihn eben so gelassen vergessen sah, als sie selbst vergessen wurden. Ich hatte diese kaltsinnige Empfindungen ehedessen ein Laster, und eine Entweihung der Liebe gescholten. Die wahre Zärtlichkeit schien mir an ihrer Stelle itzund Thorheit zu seyn. Man überlasse sie, sprach ich bey mir selbst, der Einbildungskraft der Dichter, eben so, wie die Vollkommenheit der Tugend den Lobsprüchen der Moralisten. Man ist in der Welt weder bey den Vergnügungen der Zärtlichkeit, noch bey den Annehmlichkeiten der Tugend vollkommen zufrieden. Sie machen uns meistentheils unglücklich. Man seufzt, indem man sie genießt, und man muß aufhören, ein Mensch zu seyn, wenn man sie ohne Seufzer geniessen will. Wie oft war ich von dem Gegentheil dieser Betrachtungen überzeugt gewesen, wenn ich sie mit einem gehörigen Kaltsinn angestellt hatte! Ich floh vergeblich zu meinem Freunde, in seinen Armen eine Zuflucht wider meine Betrübniß zu finden. Ich verdoppelte sie

daselbst. Jeder Kuß, den er seiner Gemahlinn gab, jede Zärtlichkeit, mit der sie diesen Kuß belohnte, verwundete mein Herz. Warum konnte ich sie doch in eben dem Augenblicke nicht auch von Carolinen geniessen? Ich verließ meinen Freund, dessen Vorstellungen mich nicht beruhigen konnten. Ich suchte Trost in der Einsamkeit, und der Stand, zu dem ich itzund mir zum Unglück erhaben war, erlaubte mir nicht, ihn zu finden. Trauriges Geschenke der Ehre! Ich empfand das erstemal ihre Beschwerlichkeiten. Kaum hatte ich mich einen Augenblick in die Einsamkeit verborgen, in dem Gefühl meiner Schmerzen einige Linderung zu finden, als mir das unruhige Geräusche, mit dem sie mich umgab, auch so gar das elende Vergnügen, ungestört zu seufzen, raubte. Ich hatte nicht einmal die Freyheit, dasjenige, was ich empfand, merken zu lassen. Man würde eher über mich gelacht, als mich beklagt haben. Ich mußte also meinen Schmerz unter einer lächelnden Miene verbergen, hunderterley Thorheiten ansehen, die mir damals doppelt verdrüßlich waren, und wohl gar bisweilen einige thörichte Rollen über mich nehmen. Kaum hatte ich einige Stunden Ruhe genossen, als ein ganzes Vorzimmer von Clienten auf mich wartete. Ich erschien. Man empfieng mich mit einer Menge Thorheiten, womit der Eigennutz dem Stolz zu schmeicheln glaubet, und ich mußte sie durch eine Menge anderer beantworten. Dem

Menschen gehindert wird, in die geheimen Empfindungen ihrer Seele hinein zu schauen. Ihr, die ihr den beneidet, der sie trägt, lernet, daß er oft eben deswegen unglücklich ist, weil er sie trägt, und weil er größer ist, als ihr. Ihr, die ihr stolz seyd, daß ihr sie besitzt, fürchtet mit Zittern die Stunden, da ihr sie vielleicht gern mit dem Stande des geringsten derer, die euch anbeten, vertauschen würdet.

Ich suchte ein ander Mittel, mich von meinen Unruhen zu befreyen, in den Zerstreuungen des Hofs. Dieses Mittel wäre vielleicht für einen andern gefährlicher gewesen, als für mich, der ich durch meine Unglücksfälle gelernet hatte, die Ergötzlichkeiten weislich zu geniessen. Meine reifern Jahre, mein Verdruß, und die Thorheiten, die ich in ihnen wahrnahm, machten mir sie gar bald unerträglich. Ich hatte keinen andern Nutzen davon, als daß ich alle Tage eine neue Schwachheit des menschlichen Herzens kennen lernte. Meine erste Zuflucht war zu dem schönen Geschlecht bey Hofe. Es hatte mich unglücklich gemacht. Ich konnte mit Recht eine Wiederersetzung von ihm fodern. Aber ach! Sie schienen alles Reizende ihrer Gesellschaften mit Carolinen verlohren zu haben. Vielleicht war ich der einzige Milzsüchtige, der so dachte. In drey oder vier der vornehmsten Damen fand ich in jedweder einen Auszug aller Gebrechen des ganzen Geschlechts, ohne einige Tugenden desselben wahr-

zunehmen. Ihre Thorheiten belustigten mich einen Augenblick, und gleich darauf war ich ihrer müde. Ich breche von dieser Erzählung aus Ehrerbietung für das schöne Geschlecht ab. Mein Kammerdiener, dem die Quelle meines Verdrußes nicht gänzlich unbekannt war, glaubte, daß die Liebe mich am ersten von ihm befreyen könnte, da sie es war, die mich in denselben gestürzt hatte. Er schlug mir die Bekanntschaft eines artigen Mädchens vor, die ich auf dem Fuß einer Maitresse unterhalten, und bey ihr meinen Kummer vergessen konnte. Die Ausschweifungen in den Wollüsten hatten ihre Annehmlichkeiten für mich verloren, ob gleich mein Herz deswegen gegen die Liebe nicht unempfindlicher war. Es hatte nur den Unterschied unter Wollust und Liebe genauer fassen lernen. Ich verwies ihm seinen Vorschlag. Er entschuldigte sich mit dem Mitleiden gegen meine Betrübniß. Ich verzieh ihm desto eher, da ich seine Neigung und Ehrlichkeit gegen mich kannte. Eine gewisse Neubegierde erregte indessen das Verlangen in mir, sie zu sehen. Er brachte ihren Vormund zu mir, der sie ihm selbst angeboten hatte. Dieser Bösewicht versicherte mich von ihrer Schönheit. Er gestund mir, daß sie vielleicht einigen Widerstand thun würde, allein sie würde gegen meine Artigkeit nicht lange unüberwindlich seyn können. Er brachte seine Mündel insgeheim zu mir. Sie war gebildet, zu gefallen. Ihre schönen Augen ver-

loren einen grossen Theil von ihrem Feuer durch die Thränen, die sie vergoß. Sie nahete sich mir mit Zittern. Ihr Vormund gab ihr wegen ihrer Traurigkeit eine Menge empfindlicher Verweise, über die ihre Tugend erröthen mußte. Ich befahl ihm, uns allein zu lassen. Ich fragte, ob sie unter den vortheilhaften Bedingungen, die ich vorschlug, die Meinige seyn wollte? Ich bin, antwortete sie mir mit Thränen, in dem Ueberfluß und allen Bequemlichkeiten erzogen, und von den ersten Jahren zu den Pflichten der Religion und Tugend angewöhnet worden. Urtheilen Sie, wie schwer mir die Wahl zwischen der Schande und der äußersten Armuth werden muß. Ich bin verloren, wenn Sie eben so wenig großmüthig, als mein Vormund, sind. Ich versprach ihr allen möglichen Schutz, den ihre Tugend hoffen konnte. Sie war die Tochter eines reichen Kaufmanns, der unglücklich geworden war. Er hatte ihr kaum einige wenige hundert Thaler bey seinem Absterben hinterlassen, und ihr ungewissenhafter Vormund hatte sich nicht gescheut, ihr auch dieses Wenige zu entziehen. Der Ueberfluß, in dem sie jederzeit gelebet hatte, die Drohungen und Schmeichelenen ihres Vormunds, das Elend, das sie vor sich sah, und die Versuchungen desjenigen, zu dessen Opfer sie bestimmt geworden wäre, würden sie ohne allen Zweifel ihrer Tugend beraubet haben, und sie würde nach und nach aus einer Maitresse eine

allgemeine Weibsperson, und aus dieser die unglücklichste und elendste Creatur geworden seyn. Ich übergab sie der Gesellschaft und der Aufsicht der Frau Worden, und ihrem Vormund bestimmte ich einen Ort, wo er unter der Arbeit und Strafe sein Verbrechen bereuen konnte. Das junge Frauenzimmer wurde nach einiger Zeit das Glück und die Freude eines vernünftigen Mannes, da sie ohnfehlbar, wenn sie in die Gewalt eines andern Wollüstlings bey Hofe gefallen wäre, der Abscheu der Tugendhaften und die Schande ihres Geschlechtes geworden seyn würde. Das Vergnügen, sie errettet zu haben, war das erste, das ich nach der Trennung von Carolinen zu empfinden fähig war.

Ich suchte die Zerstreuung, die ich vergeblich bey dem schönen Geschlecht gesuchet hatte, in dem Umgange des männlichen zu erhalten. Diese Zerstreuung sollte eine Art von Ruhe für meinen Kummer seyn. Ich durfte sie also nicht von den Gesellschaften bey Hofe fodern. Ich würde in denselben nichts, als ausschweifende Vergnügungen, Gespräche, die meine Aufmerksamkeit nicht verdienten, und verstellte Höflichkeiten, mit denen der eine des andern Geheimnisse zu erforschen sucht, gefunden haben. Die Gesellschaft, die ich verlangte, sollte mein Gemüth vernünftiger, und also meine Schmerzen zugleich weniger empfindlich machen. Die Gelehrten sollten mir diesen Vortheil verschaffen. Mein Freund sagte mir

die Eitelkeit meiner Bemühungen voraus. Er war aber doch so gütig, daß er an dem Entwurf meiner Vergnügungen Theil nahm. Meine Tafel und mein Haus waren also ein Sammelplatz aller der grossen Männer, welche dem Witz und der Gelehrsamkeit in dem ganzen Königreiche Ehre machten. Diese grossen Geister empfanden kaum eine dunkle Vorstellung von der Glückseligkeit, die sie bey mir hoffen konnten, als sie sich mit den tiefsten Beugungen meiner Gnade empfohlen, und mir einen Theil ihrer vorzüglichen Gelehrsamkeit, den ich nicht besaß, sehr schmeichelhaft beylegten. Den einen Tag genoß ich also die Gesellschaft von lauter Philosophen. Ich gab ihnen den Vorzug vor allen andern, weil ich glaubte, daß sie mich weiser machen würden. Den andern Tag hatten die witzigen Köpfe und Poeten. Sie gaben sich selbst für Lehrmeister eines ruhigen und fröhlichen Lebens aus. Dieß war das vornehmste Glück, so ich mir nach der Weisheit zu besitzen wünschte. Die übrigen Tage waren Gelehrten von verschiedenen Gattungen gewidmet. Ich verlangte keinen andern Nutzen von ihnen, als mir richtigere Begriffe von den verschiedenen Wissenschaften zu erwerben. Ich sah bald, wie sehr ich mich in der Wahl meiner Freunde und meiner Gesellschaften betrogen hatte. Ich fand, daß die Gelehrsamkeit kein sicherer Schutz wider alle Gebrechen des menschlichen Herzens sey. Sie hatten eben die Leidenschaf-

ten, und sehr oft noch größre, als andre Menschen, und sie waren also eben so thöricht, und sehr oft noch thörichter, als sie. Ich bemerkte bey ihnen eben so viel Stolz, als Schmeicheley, und der Unwissendste unter ihnen besaß von beyden jederzeit am meisten. Jeder hatte einen andern Gott, den er anbetete, und der war er selbst. Meine Philosophen massen Himmel und Erde aus, redeten in einer Sprache, die sie und ich nicht verstunden, und zählten die verschiedenen Theile eines Wurms, den sie kaum durch das Vergrößerungsglas kannten, und alsdenn wohl nur noch blos in der Einbildung sahen. Aber wie man ein vernünftiger und tugendhafter Mann werden könnte, davon hörte ich wenig; oder gaben sie einige trockene Regeln, so widerlegten sie solche durch ihre Aufführung. Die Dümmsten unter ihnen nannten sich starke Geister. Jedweder sahe den andern mit einem Auge voll Mitleiden. Unter zwanzig Philosophen pries mir jedweder sein eignes System als die Wahrheit selbst an. Und dennoch konnte nur eine einzige Wahrheit seyn. Wo sollte ich sie finden? Ich war sehr oft bey diesen Herren in Gefahr, mein Zimmer als den Kampfplatz eines sehr gefährlichen Streits zu sehen. Der eine durfte ein Ding rund, und der andre cirkulförmig nennen, so war der Krieg richtig. Man fieng mit dunkeln Schlußfolgen an, und hörte mit deutlichen Grobheiten auf.

Meine witzigen Köpfe und Poeten waren nicht viel vernünftiger, als sie, ob sie gleich vielleicht weit stolzer waren. Man bekam die erhabensten Begriffe von einem Poeten, wenn man ihnen allein zuhörte. Allein man würde die niedrigsten von ihm bekommen haben, wenn man dem Ausspruch der Philosophen, ihrer abgesagten Feinde, hätte glauben wollen. Man hörte unter diesen erhabenen Dichtern von nichts, als von großen, von schönen Geistern, von göttlichen Genies, von Wundern ihrer und der folgenden Zeiten. Es war nach ihrem Ausspruch ein viel größres Kunststück der Natur, einen guten Poeten, als zehn geschickte Staatsminister und grosse Regenten zu bilden. Einer lobte den andern, damit er wieder von ihm gelobet würde. Jeder sah bereits mit einem sehr poetischen Blick die Ewigkeit seines Ruhms voraus, und doch war ich bey einem Alter von funfzig Jahren so glücklich, alle die späten Nachwelten zu überleben, die ihrer würdigen Asche Ehrensäulen bauen sollten. Viele von diesen grossen Dichtern waren so unglücklich, mit mir zugleich ihre eigene Unsterblichkeit zu überleben. Sie verachteten alles, was nicht Verse schrieb, und sie wurden aus Erkenntlichkeit von andern eben so wenig geachtet. Es gab verschiedene Secten unter ihnen, die sich eben so streng haßten, als die Secten des Ali und Omar. Sie waren ergrimmt gegen ihr Vaterland, daß dieses so undankbar war, und sie nicht für das große

Verdienst belohnte, Verse zu schreiben. Eben so stolz als sie waren, eben so sehr erniedrigten sie sich durch Schmeicheley. Wofern nur die Nachwelt Horaze und Virgile sich von den Poeten meines Vaterlands hätte versprechen dürfen, so würde sie gewiß in mir einen Mäcen mehr gekannt haben. Und wenn ich alle Tage vier und zwanzig Stunden gelesen hätte, so würde ich nicht mit den Gedichten fertig geworden seyn, die man mir zuschrieb, oder auf mich selbst verfertigte. Alle hungrige Dichter belagerten mich, und verlangten Brod von mir. Ich würde mich zuletzt mit ihnen in einerley Umständen befunden haben, wenn ich sie hätte befriedigen wollen. Ich nahm meine Zuflucht zu den angesehnsten, die mich des Glücks ihrer Freundschaft würdigten. Ich warf ihnen vor, wie die Natur, die sonst so geizig in Austheilung großer Genies wäre, bey den Dichtern allein so verschwenderisch hätte seyn können? Sie fühlten die Gründlichkeit meines Vorwurfs, und durch ihre Strafschriften verschafften sie mir etwas mehr Ruhe für diesen unbändigen Haufen. Vielleicht glaubten sie selbst, am meisten dabey zu verlieren, wofern ich weiter den Anfällen des ganzen poetischen Geschlechts ausgesetzt seyn sollte. Die bequeme Gelegenheit zu einem neuen Werkgen, die sie hierbey hatten, wird unfehlbar auch nicht der letzte Bewegungsgrund hierzu gewesen seyn.

Ich ward nach und nach meiner witzigen und unwitzigen, oder genauer zu reden, meiner philosophischen Freunde überdrüßig. Ich hatte keinen weitern Nutzen, als daß ich von den erstern die Unvollkommenheit der menschlichen Erkenntniß, und von den andern die Thorheit des menschlichen Stolzes kennen lernte. Die übrigen Gattungen meiner gelehrten Freunde waren mir noch weit eher unerträglich geworden. Alle ihre Wissenschaften, auf die sie so stolz thaten, liessen das Herz von allen Empfindungen leer. Zum wenigsten fühlte das meinige eben so wenig bey der Erklärung eines alten Gesetzes, das vielleicht da, da es gewöhnlich war, weit anders verstanden wurde, als bey der Belesenheit, mit der man mir sagte, aus was für Trinkgeschirren die Alten ihren Wein getrunken hätten. Ich gab ihnen allen nach der Reihe ihren Abschied. Sie machten eine sehr zornige Miene, ja, sie schimpften mich endlich weit ärger, als sie mich zuvor gelobet hatten. Ich war eben so unempfindlich bey ihrem Tadel, als ich es bey ihrem Lobe gewesen war.

Ich beklagte mich gegen Worden über den wenigen Nutzen der Wissenschaften. Was können sie nutzen, sprach ich, da man sich bey ihren Freunden, die am vertrautesten mit ihnen bekannt sind, so wenig Vortheile von ihnen versprechen darf? Warum räumet man ihnen die erste Stelle unter den Kenntnissen ein, womit sich der Verstand des Menschen bereichert? Ge-

ben sie uns diejenige Ruhe und Gelassenheit des Gemüths, geben sie uns die übrigen Tugenden der Seelen, welche unser Herz edel, uns selbst in jedem Zustand glücklich machen, und unsre Freunde durch unsern Umgang aufheitern und verbessern? Oder erhält man von ihnen nichts weiter, als einen größern Antheil von Stolz, Verachtung andrer, die oft besser als wir sind, und ein Blendwerk von falscher und eingebildeter Gelehrsamkeit? Haben sie im Fall des letztern unser Leben nicht weit elender gemacht, anstatt daß man schreyet, daß sie es glücklicher gemacht haben? Wie weit weiser waren nicht unsre Väter mitten in ihrer Barbarey, in der sie so oft unsern Spott und unserer Geringschätzigkeit ausgesetzt sind? Mein Freund vertheidigte die Wissenschaften. Sie geben uns alle diese Tugenden, antwortete er mir, aber sie geben sie nur demjenigen, der sie zu suchen bemüht ist. Man kann durch alle äußerliche Vorhöfe der Wissenschaften hindurch gedrungen seyn, ohne daß man deswegen ihr innerstes Heiligthum betreten hat. Man muß bereits einen Geschmack an der Tugend finden, wenn man dahin kommen will. Je größer das Herz ist, je eröffneter ist ihm der Zugang dazu. Allein diese großen Geister, welche wirklich groß sind, wo finden sie solche? Nicht unter denjenigen, die sich zu ihnen hindrängen, und es ihnen selbst sagen, daß sie groß sind. Der große, oder welches gleich viel

ist, der weise Mann will gesuchet seyn. Vielmals weiß er seine Größe selbst nicht, und wenn er sie weiß, ist er zu bescheiden, sie zu sagen. Da er jederzeit tugendhaft ist, denn ohne die Tugend ist er klein, so ist er mit seinem Schicksal zufrieden. Tausend Thorheiten, die andern Menschen nothwendig sind, entbehrt er, und er lebet also allemal noch in Ueberfluß. Er ermüdet dahero die Grossen mit keinen Bitten, ihn glücklicher zu machen. Er lebet als völlig unbekannt, und kaum von wenigen Freunden bemerket und bewundert, da unterdessen diejenigen, die die eigenen Herolde ihrer Verdienste und ihrer Wissenschaften sind, nichts weiter besitzen, als die Fehler, die er an sich auszurotten suchet. Lernen Sie die wahre Ursache, mein lieber Freund, warum wir wirklich so wenig grosse Leute haben. Nicht, weil die Natur sie uns so sparsam mitgetheilet hat, sondern weil wir so nachläßig sind, sie aufzusuchen und zu gebrauchen. Sie werden grau unter den Jahren ihrer Tugend und der Unwissenheit ihrer Verdienste, und der Thor, der jederzeit kühn genug ist, sich für das auszugeben, was er nicht ist, genießt die Belohnungen, die ihnen gehören. Ich umarmte meinen Freund, und dankte der Vorsicht, daß sie mir an ihm denjenigen gegeben hatte, der mir zur Ruhe und Zufriedenheit des Lebens nöthig war. Ich bat ihm das Unrecht ab, daß ich in den fremden Gesellschaften dasjenige gesuchet hatte, was ich allein in seiner eigenen finden konnte.

Ich seufzte oft heimlich bey mir selbst, daß ich nicht so glücklich seyn konnte, als wie er, da es doch blos auf mein eignes Herz ankam. Er lebte in der stolzesten Ruhe des Lebens, die sich der Mensch wünschen kann. Gott ließ ihn nach den ausgestandenen Prüfungen der Tugend ihre Belohnungen empfinden. Sie waren nicht ganz ungestört. Er hätte vergessen mögen, daß er noch in der Welt lebte. Der kränkliche Zustand seiner Gemahlinn beunruhigte bisweilen seine Zufriedenheit, ohne daß er sie gänzlich stören konnte. Er hatte alle die Summen, die er noch in Italien stehen hatte, nach==gezogen, und sich dafür einige Güter, die gleich an die meinigen gränzten, gekauft. Ich hatte ihm vergeblich die ansehnlichsten Stellen bey Hofe zu verschaffen angeboten. Gönnen Sie mir meine Unempfindlichkeit gegen die Ehre, antwortete er mir. Ich verlange keinen Ruhm weiter, als den Ruhm eines rechtschaffenen Mannes und ihres Freundes. Ich glaube, daß ich der Welt dienen kann, ohne einen öffentlichen Charakter zu haben. Ich bin ein Fremder, und Ihre Landsleute haben mehr Recht, als ich, auf die Belohnungen ihres Vaterlands. Der Neid und die Mißgunst werden eine Gelegenheit weniger haben, mich zu lästern, wenn sie die Kennzeichen der Ehre nicht an mir erblicken, die sie selbst zu verdienen glauben. Er lebte also, fern von

dem Geräusche des Hofs und der Sorgen, ruhig auf seinen Gütern. Er erwies daselbst der Welt mehr Dienste als diejenigen, die sie oft sehr reichlich dafür bezahlt, daß sie ihr nutzen sollen. Er war daselbst das Glück seiner Gemahlinn und seiner Freunde, der Schutz der Bedrängten, und der Vater seiner Bedienten und Unterthanen. Alle Streitigkeit in der ganzen Gegend überließ man seinem Ausspruch, und selbst derjenige, wider den seine Entscheidung ausfiel, gieng niemals ganz mißvergnügt von ihm hinweg. Anstatt daß er die Gefälle, die man ihm schuldig war, mit der größten Schärfe hätte eintreiben sollen, so erließ er sie denenjenigen, welche ohne ihre Schuld unglücklich geworden waren, und gab ihnen noch so viel aus seinen eignen Mitteln, als sie nöthig hatten, ihren Zustand zu verbessern. Eine gute Haushaltung und eine wohlangebrachte Freygebigkeit setzte ihn in den Stand, gegen jeden, der es verdiente, gütig zu seyn. Seine Unterthanen und geringsten Bedienten hatten alle einen freyen Zutritt zu ihm, ihm ihre Beschwerden selbst vorzutragen. Warum sollte ich, sprach er, als ihr Herr ihnen dasjenige abschlagen, was ich, wenn mich dieß Ungefähr, das mich zu ihrem Herrn erhöhete, zu ihrem Bedienten erniedriget hätte, von ihnen zu fordern, mich berechtiget halten würde? Wenn er in den herumliegenden Gegenden von einem geschickten Genie hörte, welches unter der Last einer

niedrigen Dürftigkeit schmachtete, so zog er es aus dem Staube hervor. Er ließ es in den Schulen, in den Pflichten der Religion und den nöthigen Wissenschaften unterrichten, und erzog es zu demjenigen Stande, in welchem es der Republik Dienste leisten konnte. Verschiedene geschickte Männer sind auf diese Art die Zierde und das Glück ihres Vaterlands geworden, welche ohne die menschenfreundliche Seele meines Freundes Bettler, alsdenn vielleicht Diebe und die unseligsten und schädlichsten Glieder der Republik geworden seyn würden. Indem er zum Vortheil des Landes einen Bösewicht weniger machte, so gab er ihm zugleich einen guten Bürger mehr. Dieser gute Bürger zog Kinder. Er erzog sie auf eben die Art, wie er war erzogen worden. Welche Vortheile konnte sich nicht der Staat von ihnen versprechen! und wer war die erste Quelle aller dieser Vortheile? Konnte mein Freund der Republik wichtigere Dienste erweisen? Dennoch belohnte sie ihn weder durch Ehre noch Reichthum. Man bückte sich nicht vor ihm nach dem Grad der Verdienste, die er besaß, sondern nach dem Gewicht des Goldes und Silbers, das er auf seinen Kleidern trug. Er war der ganzen übrigen Welt, außer derjenigen, der er Wohlthaten erwies, völlig unbekannt. Und selbst diese letztere war nicht selten undankbar genug, ihn eben so wie die erstere zu vergessen. Hätte er seinen

Ver-

Verstand zu dem Verderben des Landes, dem er diente, gebraucht, die Thorheit würde ihm dennoch Ehrensäulen gebauet haben. Hätte er durch eine blendende Gelehrsamkeit die Welt betrogen, ohne ihr im geringsten zu nützen, wie stolz würde die Gewalt der Zeitungsschreiber der gegenwärtigen und der künftigen Welt geboten haben, seinen Namen mit Ehrfurcht zu nennen! Wäre er endlich nur ein Narr, aber nur mit einem äusserlichen Glanz reich gewesen, er würde allenthalben gerühmet, und allenthalben angebetet worden seyn. Er war tugendhaft, und man vergaß ihn, und er sah diese Vergessenheit als einen Ruhm für sich an. Der Beyfall desjenigen Schöpfers, der ihn das Glück seines Nächstens zu werden geschaffen hatte, war ihm mehr als alle Belohnungen der Welt. Bey dem mäßigen Lobe eines oder zween tugendhafter Freunde verachtete er alle die lärmenden Vergötterungen eines kriechenden Pöbels, der nach, oder auch noch wohl vor ihm, einen Narren mit eben der Ausschweifung würde erhoben haben. Er war zu groß, von ihnen gelobt zu werden. Ich bin der Asche meines Worden diese kleine Ausschweifung schuldig. Ich würde sie ihm auch als sein Feind zugestehen müssen, wofern ich ein redlicher Mann seyn wollte; aber wie würde ich alsdenn haben sein Feind seyn können?

Wie glücklich wäre ich gewesen, wenn ich mich nach seinem Muster hätte bilden können! Allein

die Eitelkeit der Begierden hatte noch allzu vielen Antheil an meinem Herzen. Ich liebte den falschen Glanz der Hoheit, unerachtet ich fühlte, daß er es nicht war, der mich glücklich machen konnte. Ich zerstreute mich in hunderterley Geschäffte des Hofs, meinen Verdruß zu tödten, der mich unaufhörlich begleitete. Ich ermüdete unter ihrer Last, und wenn ich von ihnen ausruhen wollte, quälte mich das Bild von Carolinen. Ich suchte Hülfe bey meinem Freund, und ich fand einen neuen Feind meiner Ruhe, seine Gemahlinnn in seinen Armen. Ich fühlte mehr als zu stark, daß sie vielleicht die einzige Person seyn würde, die meine Schmerzen hätte dämpfen können, und doch war sie nicht im Stande, es zu thun. Der geringste Seufzer, der meinem Freunde meine Wünsche, die ich nicht jeden Augenblick unterdrücken konnte, würde verrathen haben, hätte mir das grausamste Verbrechen geschienen. Ich unterdrückte sie so viel als möglich war, und schloß meine Martern tief in mein Herz ein. Seinen scharfen Augen entwischte nichts. Er merkte sie, wie er mir bey glücklicheren Zeiten für mich selbst gestand, ob er gleich so freundschaftlich war, sich zu stellen, als ob er sie nicht merkte. Die Frau Worden war entweder von ihm selbst aufgeklärt worden, oder sie hatte es vielmehr als ein Frauenzimmer mit ihrer eignen Scharfsichtigkeit wahrgenommen, wie viel Antheil sie noch an meinem

Herzen besaß. Sie vermied mich mit der größten Vorsicht, so viel es der Wohlstand und unsre genaue Freundschaft erlauben wollten. Dieß war das einzige Mittel, welches sie gebrauchen konnte, mich zu heilen. Vielleicht wäre ihr dieser Zwang eben so schwer gefallen, als wie mir, wenn sie nicht Worden zum Gemahl gehabt hätte.

Der Himmel erbarmte sich über mich. Er schickte mir ein neues Mittel wider die Unruhen meines Herzens. Worden, der sehr selten die stillen Fluren seines Landguts mit dem unruhigen Geräusche der Residenz vertauschte, besuchte mich zu einer Zeit, da ich ihn am wenigsten vermuthete. Er verlangte, daß ich den Augenblick mit ihm zurück fahren sollte. Sie versäumen, sprach er, jeden Augenblick, den Sie verzögern, ein Glück, welches Sie sich so leicht nicht dürfte versprochen haben. Seine Eilfertigkeit, und die Freude, mit der er mich antrieb, ihm zu folgen, ließ mich alles hoffen. Ich fragte ihn mit der größten Lebhaftigkeit, ob der Baron von K. gestorben sey? Nein! antwortete er lächelnd, er ist vielmehr von seiner letzten Krankheit völlig wieder hergestellet. Alle meine Freude, die ich gehofft hatte, verschwand. Er mußte mich recht mit Gewalt nöthigen, mich mit ihm in den Wagen zu setzen. Ich saß neben ihm ohne einige Empfindung des Glücks, das er mir versprach. Er war so boshaft, und berichtete mir auf dem Wege nach seinen Gütern noch eine Menge klei-

ner Umstände von der guten Gesundheit des Barons, die ich nicht zu wissen verlangte, und verschwieg mir dafür das Vergnügen, welches ich wirklich geniessen sollte. Wir kamen auf seinen Gütern an. Ich folgte ihm ganz gleichgültig in sein bestes Staatszimmer, das er hatte. Zwo Personen flohen mit einem freudigen Ausruf meinen Armen entgegen. Wie erstaunte ich, als ich sie erkannte! Es war mein lieber F. und meine arme Julie. Was für Ströme von Gefühl und Freundschaft ergossen sich über unsre Herzen! Was für Liebkosungen, was für Empfindungen, daß wir uns wieder sahen! Eine Menge unordentlicher Fragen löste endlich unsre Lippen auf, und auf keine einzige derselben erfolgte eine Antwort. Mein Herz riß sich in diesen glücklichen Minuten von allen den Banden los, mit welchen es seine unruhigen Leidenschaften gefesselt hielten. Bald hieng ich an dem Halse meines F., den seine grauen Haare anfiengen ehrwürdig zu machen. Bald schüttete ich gegen Julien alle die Freuden aus, die ich über ihre Gegenwart empfand. Mein Freund Worden triumphirte über den Sieg, welchen itzund die Freundschaft über die Liebe bey mir erhielt. Er stillte zuletzt unsre heftigen Bewegungen dadurch in etwas, daß er mich versicherte, ich würde alle Tage meine neuen Freunde geniessen können. Sie werden bey uns bleiben, fuhr er fort. Freuen Sie sich mit mir, mein

lieber Graf! auf die Vergnügungen, die wir von ihrer Freundschaft hoffen können.

Ich hörte die Bestättigung dieser angenehmen Nachricht aus dem Munde meiner Freunde. Die Freundschaft allein hatte den Herrn F. zu diesem Entschluß bewogen. Er hatte sich von den Verbindlichkeiten gegen den jungen Grafen aus Deutschland frey gemacht. Mit einem sehr mässigen Vermögen, welches aber für einen Weisen, wie er, Ueberfluß war, kam er zu mir, den Rest seiner Tage ruhig in meinen Armen zu beschliessen. Er hatte dabey Gelegenheit gehabt, dem unglücklichen Schicksal der Julie einige Dienste zu erweisen. Der Eifer der Religion, welcher sehr oft die heiligste Pflicht bis zu dem schändlichsten unter den Lastern erniedriget, wütete damals auf das heftigste in Frankreich. Man wird sich erinnern, daß Julie eine Hugenottinn war. Sie entgieng noch mit der größten Gefahr und dem Verlust ihres meisten Vermögens dem Schleyer, Herr F. beredete sie mit vieler Mühe, daß sie ihm nach meinem Vaterlande folgte. Es fiel ein kleiner freundschaftlicher Streit zwischen mir und Herrn Worden vor, wer unsre beyden gemeinschaftlichen Freunde bey sich behalten sollte. Herr F. entschied ihn wegen meiner ältern Rechte zu meinem Vortheil. Ich schenkte ihnen dasjenige von meinen Gütern, welches mit dem von meinem Freunde gränzte. Nur der äußerste Zwang und die Vor-

stellungen von den Verbindlichkeiten, die ich ihnen noch aus Frankreich her schuldig war, bewegten sie zuletzt, es anzunehmen. Sie bezogen es, und die Ruhe, die Freude und die Freundschaft machten unsre kleine Gegend zu dem angenehmsten Aufenthalt von der Welt.

Ich war nunmehr so glücklich, als ich in meinen damaligen Umständen nur seyn konnte. Ich fieng an, mein Schicksal mit mehrerer Geduld zu ertragen. Es verhinderte mich nicht weiter an der Ausübung meiner Pflicht. Die Gnade des Königs erhob mich zu neuen Ehren, die ich nicht verdiente. Ich fühlte ihre Last mitten unter den Entzückungen, zu denen mich ihr äußerlicher Glanz hinriß. Warum wünschen wir doch groß zu seyn, da wir es doch niemals seyn können, ohne desto elender zu werden, je größer wir sind? Ich opferte alle meine Kräfte auf, meinem Vaterland nützlich zu seyn. Ich zog die Einsichten des Herrn F. zu Rath, welchem sein Alter und seine Wissenschaften eine Erfahrung gaben, in die Vortheile eines Landes hinein zu dringen. Wie oft entriß ich mich meinen Freunden, an einem Entwurf zu arbeiten, der eine Glückseligkeit des Volks, für welches ich zu wachen gesetzt war, zur Absicht hatte! Wie oft lag ich schlaflos auf meinem Lager, wenn unterdessen diejenigen, für deren Glück ich besorgt war, des ruhigsten Schlummers geniessen konnten! Und was war der Lohn für alle meine Be-

mühungen? Daß mich das Land, welches die Ursache aller meiner Mühseligkeiten war, haßte, daß es mich mit dem Titel eines Feindes seiner Glückseligkeit schalt, und daß meine Feinde sehr oft die nützlichsten Anschläge hintertrieben, die ich gefaßt hatte. Ein Entwurf, von dem der Pöbel, dem doch kein einziges Geheimniß des Kabinets bekannt war, sich nicht voraus einen glücklichen Erfolg versprechen konnte, war die Ursache, welche mich sehr oft dem Tadel der niedrigsten Urtheile des Pöbels aussetzte, und welche eine Menge von Schmähschriften wider mich erzeugen konnte. Man brachte mir einmal eine der schärfsten von dieser Gattung, welche einer meiner ehemaligen Freunde, ein Poet, wider mich verfertigt hatte. Sie war mit einem allgemeinen Beyfall aufgenommen worden. Ich ließ den Verfasser gefangen nehmen, und vor mich bringen. Er erschien eben so demüthig, als er vorher auf seinen Witz stolz einher gegangen war. Er klagte sich selbst an, und entschuldigte sich mit der äussersten Dürftigkeit, die ihn darzu genöthiget hätte. Ich gab ihm einen kleinen jährlichen Gehalt, damit er nicht mehr auf Kosten der Ehre seines Nächsten seine Unterhaltung suchen dürfte. Er schrieb ein sehr prächtiges Lobgedicht auf mich. Ich ließ ihn noch einmal vor mich kommen, und bedräute ihn, ihm seinen Gehalt zu nehmen, wenn er mich noch einmal loben würde. Die Drohung war zu fürchterlich, als daß er

ihr nicht hätte gehorchen sollen. Seine Mitbrüder waren nicht so glücklich wie er. Ich strafte sie blos durch die Verachtung, ohne sie noch für ihre Bosheit zu belohnen.

Alle Beschwerlichkeiten der Ehre verschwanden mir in den Armen meiner Freunde. Ich hatte wöchentlich gewisse Zeiten ausgesetzt, die ihnen allein gewiedmet waren. Hier empfand ich, daß das menschliche Leben nicht so elend sey, als man es gemeiniglich abzuschildern pflegt. Was für Freuden, was für unbekannte Freuden, hat diese Welt, welche für die Thoren so arm an wahren Glückseligkeiten des Lebens ist, aufgehoben! Allein man muß ihrer würdig seyn, wenn man sie geniessen will. Sie entzücken uns in dem Schoos der Liebe. Sie umfangen uns in unsern Freunden. Sie eilen uns auf hunderterley Wegen entgegen, welche dem Thoren fremd sind. Nein, nein, der Schöpfer der Welt hat dieses grosse Werk seiner Macht und Güte nicht so elend und arm an Vergnügungen gemacht, als wir glauben. Wir selbst machen uns elend, dadurch, daß wir sie verachten. Seyd zur Freundschaft geschaffen, und besitzt einen Freund, der treu und tugendhaft ist. (Er wird euch aber niemals fehlen, wenn ihr ihn verdient). In seinen Armen allein werdet ihr alle Unvollkommenheiten des Lebens, und eures eignen Elendes vergessen können. Man vergebe mir diese Art von Enthusiasterey. Vielleicht kömmt sie einigen

Lesern lächerlich vor. Allein kann ich dafür, daß wir verschiedene Begriffe haben?

Unsre kleine Gesellschaft wurde durch einige wenige würdige Freunde noch verstärkt. Wir theilten die Empfindungen unsrer Glückseligkeit mit ihnen. Jeden Tag wartete eine neue Art von Zufriedenheit auf uns. Ein Schmaus, wo die Pracht und der Zwang mit einer gleichen Strenge verbannt wurden, eine freundschaftliche Unterredung, welche durch keine Narren entweiht wurde, ein unschuldiger Scherz, selbst der Spott unsrer Feinde über unsre Vertraulichkeiten, und was weiß ich die übrigen Arten alle? waren für uns Quellen zum Vergnügen. Wir genossen in den angenehmen Zeiten des Jahrs die Freuden des Landlebens, und in dem Winter die Vortheile der Stadt, ohne uns in ihre Thorheiten zu vermengen. Glückseliges Leben! Hätte ich in dem Genuß desselben nicht bisweilen meine traurigen Erinnerungen vergessen sollen? Ich vergaß sie wirklich sehr oft auf einige Minuten. Jeden Tag las ich die Zufriedenheit und Freude auf den Gesichtern meiner Freunde. Konnte ich ein Menschenfreund seyn, und doch zugleich ihre Ruhe durch meine Seufzer unterbrechen? Herr F. und Julie hatten an allen unsern Frölichkeiten Antheil. Sie hatten ihre kleine Haushaltung recht fein auf dem Gute, das ich ihnen geschenkt hatte, eingerichtet. Julie führte als Wittwe von seinem Bruder den Namen des

Herrn F. Sie verdiente immer noch die Bewunderung, die ich ihr schon längst zugestanden hatte. Niemals sah ich sie an, da ich nicht über ihr unglückliches Schicksal seufzen, und mich als den Urheber desselben anklagen mußte. Traurige Pflicht für einen Mann von Tugend und Ehre! Da mich unauflösliche Hindernisse ewig von Carolinen trennten, so würde es vielleicht meinem Herzen nicht so gar unmöglich gefallen seyn, ihr die Genugthuung, die ich ihr schuldig war, noch einmal anzubieten, wenn ich nicht gewiß versichert gewesen wäre, daß sie mich auch mit einer Krone auf dem Haupt ausgeschlagen haben würde. Sie hatte eine Menge falsche und wahre Anbeter. Sie fand ihr Vergnügen darinnen, daß sie dieselben immer von einer Thorheit zu der andern verleitete, ohne den geringsten ihrer Wünsche zu erfüllen. Dieß, sagte sie oft zu mir, wäre die einzige Rache, die sie gegen ein Geschlecht ausüben wollte, das ihr so schlimm begegnet wäre. Sie war eine Freundinn aller derjenigen Wissenschaften, welche der Seele eines vernünftigen Frauenzimmers einen Werth mehr geben können. Sie brachte den meisten Theil des Vormittags in ihrer kleinen und wohl gewählten Bibliothek zu. Herr F. unterstützte sie durch seine Ausschweifungen. Er machte sie durch seinen Umgang weiser, und ihre Leidenschaften gemäßigter, und zur Dankbarkeit heiterte sie durch den ihrigen sehr oft seine finstre Stirne

auf, und machte ihn dadurch seinen Freunden gefälliger.

Herr F. gab mir bey Gelegenheit auf meine eigne Frage von dem Schicksal der elenden Fanchon Nachricht. Er hatte sie mit Fleiß bisher verschwiegen, um mich nicht an den verdrüßlichsten Auftritt meines Lebens zu erinnern. Sie war von dem Schuß, den ich auf sie gethan hatte, nur leicht verwundet worden. Der Herzog hatte bey dieser Gelegenheit die Untreu entdeckt, mit welcher sie ihn hintergangen hatte. Er verstieß sie in dem äußersten Elend. Sie mußte nunmehr, ihr armseliges Leben zu retten, diejenige niederträchtige Lebensart wählen, worzu sie anfangs ihre schändlichen Begierden verleitet hatten. Sie empfand bald die schrecklichen Folgen ihrer Laster. Man nahm sie aus Erbarmung noch an einem schlechten Orte auf, wo sie von allen verlassen, von den empfindlichsten Martern der Krankheit gequält, und von sich selbst gehaßt und verflucht, auf einem halb vermoderten Stroh ihre Schandthaten bereuen konnte. Sie erfuhr in diesen schrecklichen Umständen den Aufenthalt des Herrn F. Sie flehte seine Hülfe an. Er versagte sie ihr nicht, so unwürdig sie derselben war. Er ließ sich dafür von ihr einige Papiere, die sie noch von mir besaß, und eine von ihr selbst unterschriebene Versicherung geben, daß sie nicht weiter die geringsten Ansprüche auf mich unternehmen wollte. Der Tod machte bald ihrem unglücklichen Leben völlig ein Ende,

und sie mußte nothwendig sich über ihn freuen, wenn er nicht noch der Anfang zu einem weit unglücklicheren war. Ich opferte dem Andenken dieser armseligen Creatur, und meiner eignen Thorheit einige Thränen auf. Herr F. schämte sich der seinigen niemals. Lassen Sie uns, sprach er, die Gerechtigkeit der Vorsehung anbeten, und sie bitten, daß sie dieses elende Geschöpf noch vor seinem Ende möge gezüchtiget haben, um es glücklich zu machen.

Einige Jahre meines Lebens flossen mir hierauf ruhig, und nur bisweilen durch einige Seufzer an Carolinen entweiht, in der Gesellschaft meiner Freunde dahin. Der Tod des alten Grafen von P., meines Oncles, war das merkwürdigste, was sich in diesem Zeitraum zutrug. Er war die letzten Jahre seines Lebens über ein trauriges Bild eines Greisen, der aus den entflohenen Jahren des Jünglings und des Mannes keinen Trost und Schutz wider die Schwachheiten des Alters hernehmen kann. Seine Jugend war den Ausschweifungen ihrer Leidenschaften, und sein männliches Alter den Zerstreuungen, und nicht selten den Lastern des Hofs gewidmet gewesen. Was blieb ihm also als Greise weiter übrig, als ein trauriges Bild seiner vergangenen Thorheiten, und seines gegenwärtigen Elendes? O wie glücklich ist der, der als Greis ohne Erröthung auf seine jugendlichen und männlichen Jahre zurück sehen, und sich ihrer freuen darf! Aber wo ist dieser glückliche Greis?

Der arme Graf! Er war noch ferner ein klägliches Beyspiel, was von der menschlichen Hoheit übrig bleibt, wenn ihr derjenige Glanz geraubt wird, welcher das Auge des Pöbels zu verblenden pflegt. Seine eigenen Fehler selbst hatten ihn von den Geschäfften des Hofs und den Ehrenstellen auf seine Güter entfernt. Er verlohr also auf einmal alles dasjenige, was ihn bisher den Unverständigen groß gemacht hatte. Er, der den ganzen Hof zu Freunden und Schmeichlern gehabt hatte, so lange er eine der vornehmsten Triebfedern desselben war, hatte nicht einen einzigen mehr, da er sich in seine Einsamkeit einschliessen mußte. Seine Vorzimmer, die ehedessen für eine Menge sklavischer Anbeter zu klein gewesen waren, stunden itzund öde. Man erinnerte sich nicht mehr seiner, als wenn man über sein Unglück lachen wollte. Diejenigen, welche sich ehedessen so stolz rühmten, daß sie sehr vertraut mit ihm gesprochen hätten, und doch kaum der Ehre gewürdiget worden waren, daß er mit dem Kopf gegen sie genickt hatte, errötheten ietzund, wenn man ihnen sagte, daß sie einmal einige Bekanntschaft mit ihm gehabt hätten. Und was war die ganze Ursache aller dieser erstaunenden Veränderung? Ein einziger Wink eines Monarchen. Verlohnt sich es noch wohl der Mühe, ein Minister und stolz zu seyn? Er starb in meinen und seiner Tochter Armen, ohne Zufriedenheit mit dem gegenwärtigen und ohne Freude auf das zukünftige Le-

ben. Er bat uns noch vor seinem Tode vielmal um Verzeihung wegen der Beleidigungen, wodurch er unsre Ruhe gestört hatte. Ach! konnte seine Reue diese Beleidigungen ungeschehen machen? Ich sah bey dieser traurigen Gelegenheit die unglückliche Baronesse seit der Befreyung ihres unwürdigen Gemahls zum erstenmal wieder. Ich las den Gram, von dem ihr Herz voll war, auf ihren Wangen. Ihre Betrübniß stürzte mich völlig wieder in die meinige zurück. Wir waren mit einander traurig, da es uns nicht erlaubt war, mit einander zärtlich zu seyn. Ich konnte mich nicht enthalten, gegen ihren Gemahl, der durch seine beständigen Unpäßlichkeiten verhindert wurde, gegenwärtig zu seyn, einige Klagen auszustossen. Ich hatte den Schmerz ihn mit eben dem Eifer vertheidiget zu sehen, als ob er der zärtlichste Liebhaber gewesen wäre. Nicht ein einziger Trost für meine eigne Betrübniß ward mir vergönnt. Wir verliessen einander eben so unglücklich, als wir lange schon gewesen waren. Doch diejenigen Tage, welche endlich unsern Seufzern ein Ende machen sollten, nahten heran. Der Baron von K. starb an der auszehrenden Krankheit, womit ihn die Gerechtigkeit des Himmels seit seiner Vermählung gestraft hatte. Seine Gemahlinn, die eine beständige Gesellschafterinn seiner Gefangenschaft war, beobachtete ihre Pflicht ununterbrochen mit einer Strengigkeit, welche selbst ihre Feinde bewundern mußten. Sie ver-

galt alle die Verdrüßlichkeiten, die sie von der ungeduldigen Gemüthsart ihres Gemahls ausstehen mußte, durch Liebe. Er verließ ihr zu einer kleinen Genugthuung für alle die Grausamkeiten, mit denen er sie verfolgt hatte, seine ganzen Güter, welche sehr ansehnlich waren.

Ich würde die Tugend der Baronesse von K. auf das empfindlichste beleidiget haben, wenn ich durch meine Liebe diejenige Zeit hätte unterbrechen wollen, welche der Wohlstand und ihre Pflicht ihr zu ihren Klagen bestimmten. Sie schenkte die Hälfte der Güter, die sie von ihrem Gemahl geerbt hatte, an einige seiner Anverwandten, und begab sich auf eines von denjenigen, welches ihrem Vater zuständig gewesen war. Sie brachte hier die Zeit ihrer Trauer in der Einsamkeit und fast ohne Gesellschaft zu. Ich besuchte sie. Ihre Thränen schienen mir von den Thränen unsrer meisten jungen Wittwen, denen man, ungeachtet der Vollkommenheit des schönen Geschlechts in der Verstellung, den Zwang sehr leicht anmerkt, unterschieden zu seyn. Wenn sie den Baron nicht als ihren zärtlichsten Freund beweinen konnte, so beweinte ihr menschenfreundliches Herz ihn wenigstens als einen Gemahl, welcher glücklicher hätte seyn können, wenn er gewollt hätte. Ich war das erstemal der größte Heuchler in meinem Leben, da ich ihr nach den Regeln des Wohlstands meine Betrübniß über den Tod ihres Gemahls bezeigen mußte. Kaum war ich durch den

äußersten Zwang fähig, meine Freude zu verbergen. Endlich war es meinem Herzen nach einer Zeit, die ihm eine halbe Ewigkeit geschienen hatte, erlaubt, frey zu wünschen. Ich fand mehr Gleichgültigkeit gegen meine Wünsche bey der schönen Wittwe, als ich befürchtet hatte. Sie hielt mich länger als ein ganzes Jahr nach der Zeit ihrer Trauer auf, ehe ich hoffen durfte. Ihr ausgestandener Kummer schien sie gegen alle wahre Vergnügungen der Liebe unempfindlich gemacht zu haben. Endlich ward sie durch meine Beständigkeit, durch die Bitten meiner Freunde, und vielleicht am meisten durch ihre eigene Zärtlichkeit überwunden. Die Stunde, die mir schon einmal so nahe, und sodann auf ewig fern zu seyn geschienen hatte, erschien. Sie vereinigte uns in der Stille. Unsre kleine Gesellschaft von Freunden waren die einzigen, welche sie durch ihre Freuden mit uns feyerten. Welche Glückseligkeit! Wir empfanden sie desto mehr, je kostbarer sie uns durch unsre Widerwärtigkeiten geworden war. Kann ich sie ausdrücken? Derjenige, der selbst geschaffen ist zu lieben, wird geschickter seyn, sie zu empfinden. Und wer verdient es weiter, sie zu wissen?

Wie klein schienen mir nun nicht meine vergangenen Leiden gegen die Entzückungen zu seyn, die ich zu hoffen hatte! Ich bewunderte hierbey die Gütigkeit der Vorsehung, welche sie selbst in die Natur unsers Glücks und Unglücks

gelegt hatte. Unsre finstern Tage vergessen wir, so bald sie von einem Strahl der Hoffnung und Freude aufgeklärt werden. Und von unsern glücklichen Tagen hingegen bleibt uns auch noch in unsern unglücklichen die frohe Erinnerung übrig, daß wir sie einmal genossen haben. Ich war indessen immer noch thöricht genug, unerachtet meiner Erfahrung, die Dauer meines gegenwärtigen Glücks nicht nach seiner natürlichen Unbeständigkeit, sondern nach der Vergrösserung, in der ich solches von weitem sah, abzumessen. Der Himmel strafte mich für meine Thorheit. Er ließ eben dasjenige mir den Quell einer Menge von zukünftigen Schmerzen werden, welches ich als den Grund meiner ganzen Glückseligkeit ansah. Ich komme zu einer der traurigsten meiner Begebenheiten, welche mich endlich am stärksten von der Eitelkeit aller menschlichen Vergnügungen überzeugt, und mich in diejenige glückliche Einsamkeit geführt hat, wo ich erst bey dem schon hereinbrechenden Abend meiner Tage Vernunft und Zufriedenheit gelernt habe.

Ich empfand einige Jahre ungestört, daß alle andre Glückseligkeiten des menschlichen Lebens zusammen, gegen die einzige Liebe, die mit der Tugend und einer wahren Zärtlichkeit verbunden ist, klein sind. Allein ich war bestimmt zu empfinden, daß auch die reinste Liebe ihre traurigen Stunden hat. Diese liebe Gemahlinn, welche

mein Glück mehr als ihr eigenes wünschte, und die selbst das einzige war, welches ich hoffte, ward die Ursache neuer Klagen für mich. Ich bemerkte gleich Anfangs einigen Zwang in ihren freundschaftlichen Gefälligkeiten gegen Julien und die Frau Worden. Ich schrieb es dem Eigensinn unsers Herzens zu, welchen es bey der Wahl seiner Freunde zu bezeigen gewohnt ist. Ein neuer Unglücksfall war ein Vorbote von denjenigen, welche bald die Ruhe unsrer kleinen Gesellschaft zerrütten sollten. Ich und meine Freunde ergötzten uns an einem Abend mit den gewöhnlichen Vergnügungen unsrer Freundschaft. Unser F. war bey uns. Er war der munterste unter uns allen, ob er gleich der älteste war. Er saß neben mir. Er drückte mir plötzlich die Hand, und ich erschrack, als ich ihn in eben dem Augenblick vom Stuhl sinken sah. Er verschied in einigen Minuten, nachdem er zuvor in Ermanglung der Sprache mit der Hand und mit eben der zufriedenen Miene, mit der man aus einer Gesellschaft von Freunden, mit denen man vergnügt gewesen ist, nach Hause zu gehen pflegt, von uns Abschied genommen hatte. Wir beweinten den Verlust, den wir durch ihn erlitten, und wünschten, daß wir eben so glücklich, als er, unsre Tage beschliessen möchten. Ich fand auch nach seinem Tode noch Ursache, die Grösse meines lieben F. zu bewundern. Es lag unter seinen Papieren ein Testament, welches er schon seit langer

Zeit verfertiget, und nach den Veränderungen seiner eignen Umstände geändert hatte, er hinterließ den größten Theil seiner Verlassenschaft einem jungen Menschen, dem Sohn des Pachters vom Gute, wo er sich aufhielt. Er hatte ihn selbst zu bilden gesucht, und seine Mühe war nicht vergeblich gewesen. Den Antheil an dem Gute, das ich ihm und Julien geschenkt hatte, vermachte er mit meiner Bewilligung Julien. Ich wollte sie nicht länger allein an einem Orte lassen, wo sie ohne alle Gesellschaft war. Ich schlug meiner Gemahlinn vor, sie zu uns zu nehmen. Es war hierbey zugleich meine Absicht, meine Gemahlinn mit den guten Eigenschaften der Julie bekannter, und dadurch mit ihr vertraulicher zu machen. Die geheimen Verbindungen, die ich ehedessen mit diesem Frauenzimmer gehabt hatte, waren meiner Gemahlinn, und allen meinen übrigen Freunden, außer Worden nicht, völlig unbekannt. Man hielt sie überall für eine Anverwandte des Herrn F. Ich konnte also diesen Vorschlag bey meiner Gemahlinn ohne Gefahr wagen. Sie nahm ihn mit eben der Freundlichkeit auf, mit welcher sie sich jederzeit gegen meinen Willen gefällig bezeigte. Julie machte einige Schwierigkeit, ihre glückliche Einsamkeit mit dem Geräusch der Stadt zu verwechseln. Aber wie konnte sie mir etwas abschlagen? Ich brachte alle meine freyen Stunden in der Gesellschaft von Julien und meiner Gemahlinn zu. Julie

war noch eben so lebhaft, wie in ihren jüngern Jahren, aber mit mehrerer Vernunft. Ich hoffte, daß sie durch ihre Munterkeit meine Gemahlinn, welche einen geringern Antheil davon hatte, als ich wünschte, mehr aufmuntern würde. Ich erfuhr das Gegentheil. Je scherzhafter Julie war, je stiller war Caroline, und nicht selten trieb sie ihre eingezogene Gemüthsart bis zu einer Art von Verdrüßlichkeit. Die Ergötzlichkeit des Hofs und der Stadt fiengen an, ihr zur Last zu werden. Dieses und einige geringe Unpäßlichkeiten, die ich selbst bey mir wahrnahm, bewogen mich, die Stadt mit dem Lande zu vertauschen. Ich hatte hier mehr Zeit und Gelegenheit, auf meine Gemahlinn Achtung zu geben. Ich erstaunte über eine neue Entdeckung, die ich in kurzer Zeit machte. Ich nahm bisweilen in den Zärtlichkeiten, die sie gegen mich verschwendete, einen kleinen Zwang wahr. Es entwischte mir so gar eine kleine Art von Traurigkeit nicht, die sie in einigen Augenblicken, da ich sie unverhofft überfiel, nicht ganz verbergen konnte. Was für Schmerzen für mein Herz, diejenige traurig zu sehen, für die ich in jedem Augenblick auf eine neue Freude bedacht war!

Ich drang mit den heftigsten Bitten in Carolinen, mir dasjenige zu entdecken, was sie unruhig machte. Sie nahm alle ihre Schmeicheleyen zu Hülfe, mich zu bereden, daß ich mich irrte. Ach! ich sah mehr als zu wohl, daß sie nicht recht

aufrichtig war. Ich war für mich selbst bemüht, den Quell ihres Verdrusses aufzusuchen. Es gieng mir, wie vielen andern Menschen, welche fremde Herzen erforschen wollen, da sie sehr oft nicht fähig sind, ihr eigenes zu erforschen. Ich fiel auf den Verdacht, daß ihr Bruder der Urheber ihrer Betrübniß wäre. Er war in ** Kriegsdienste gegangen. Ich gab mir alle Mühe, ihm die Erlaubniß zu der Zurückkunft in sein Vaterland auszuwirken, weil ich sie als ein Mittel ansah, seine Schwester zu beruhigen. Er schlug sie trotzig aus, ohne mich und meine Gemahlinn, deren Vermählung mit mir ihm bekannt war, einer Antwort zu würdigen. Ich überschickte ihm unterdessen jedes Jahr die richtige Hälfte von den Einkünften der Güter seines Vaters, und um Carolinen zu gefallen, vermehrte ich sie noch um einen ansehnlichen Theil.

Ich wurde sehr bald durch eine Menge Umstände überzeugt, daß die Abwesenheit des Bruders meiner Gemahlinn nicht der Gegenstand ihrer öftern Seufzer und Betrübniß war. Ihre Traurigkeit wuchs mit jedem Tage, so wie meine eigenen Schmerzen. Julie ward meine Vertraute. Ich schüttete meine Klagen in ihrem Schoos aus. Viele Stunden brachte ich mit Seufzern über die Zurückhaltung meiner Gemahlinn bey ihr zu. Sie wollte mich trösten; aber was konnte sie sagen, da sie selbst eine Zeuginn von dem Zwange war, mit welchem Caroline zärtlich zu seyn schien? Ich

bediente mich der Julie, das Geheimniß von dem Herzen, welches mir so viel Kummer abnöthigte, auszuforschen. Sie war unermüdet; sie bediente sich ihrer natürlichen Waffen des Spottes und des Scherzes, die Betrübniß meiner Gemahlinn anzugreifen. Es gelang ihr übel. Das Herz, welches sie angriff, ward nur desto mehr gerührt, und es verbarg mit Noth einige Empfindlichkeit gegen Julien. Worden und seine Gemahlinn besuchten mich in diesen so elenden Umständen meines Herzens. Ich hatte meinem Freunde bisher noch dasjenige verschwiegen, was meine sonst so heitern Tage in eine beständige Nacht verwandelte. Er erfuhr es nunmehr. Sein Mitleiden schien mir nicht recht nach dem Grad meiner Betrübniß eingerichtet zu seyn. Er schrieb meine Klagen meistentheils auf die Rechnung einer allzugrossen Einbildungskraft der Liebe. Ich entdeckte sehr bald aus dem Gesichte seiner Gemahlinn einige Spuren von einem neuen Geheimniß, das mir nicht eben vortheilhaft zu seyn schien. Sie war in der Verstellung weniger geübt, als ihr übriges Geschlecht. Sie verbarg also sehr schlecht eine ziemliche Kaltsinnigkeit gegen mich, welche einer Art von Verachtung nicht ungleich sah. Alle meine Mühe war vergeblich, dieses neue Geheimniß aufzuschlüßen. Ich fühlte noch die geringsten von den Schmerzen, die mir mein feindseliges Geschick zubereitet. Die genaue Aufmerksamkeit, mit der ich die geringsten Bewegun-

gen meiner Gemahlinn untersuchte, streute den Saamen zu einem Verdacht in mein Herz, welchen ich zu einer jeden andern Zeit, außer in meinen damaligen Umständen, nicht für unmöglich würde gehalten haben. Ich bemerkte, daß Caroline in Wordens Gesellschaft ruhiger war, als sie sonst zu seyn pflegte. Mein Freund bemühte sich, durch alle nur mögliche Gefälligkeiten ihren Verdruß zu zerstreuen, und es gelang ihm meistentheils. Diese erste Entdeckung war mir eine Gelegenheit zu vielen andern. Ich erfuhr, daß meine Gemahlinn sich sehr oft mit Worden allein befand, und daß ihre Unterredungen sehr geheim waren. Mein Herz empfand Ahndungen, vor welchen es erzitterte, und die es sich selbst zu nennen schämte. Ich überzählte alle die starken Beweise, die ich von Wordens Tugend und Freundschaft erhalten hatte. Aber ach! mein einmal verwundetes Herz erblickte auf der andern Seite mit Schrecken alle die Gewalt, mit welcher die Liebe sehr oft Tugend und Freundschaft überwunden hat. Hunderterley kleine Umstände fielen mir ein, die ich längst vergessen zu haben glaubte. Wie sinnreich wird unser Herz, wenn es Nahrung für seine eigenen Schmerzen aufzusuchen bemüht ist! Ich erinnerte mich sogar an die Kleinigkeiten, wie ausschweifend zu einer gewissen Zeit Worden in Carolinens Lobe gewesen war, und mit wie viel Heftigkeit er mir die Vermählung mit ihr widerrathen hatte. Ich ließ ihm in-

dessen so viel Gerechtigkeit wiederfahren, daß ich meinem Verdacht nicht eher Gehör zu geben beschloß, bis ich stärkere Gründe hätte. Der beständige Feind meiner Ruhe und Glückseligkeit, mein eigenes Herz, verschaffte mir sie sehr leicht.

Ich sah an einem Nachmittag Worden mit meiner Gemahlinn ganz allein in dem Garten spazieren. Die Sache war mehr als einmal geschehen, ohne mir verdächtig zu seyn. Aber itzund war sie mir es. Ich schlich ihnen nach, und fand sie zu Ende einer abgelegenen Allee in einem Lusthause. Ihre Unterredungen waren zu geheim, als daß ich sie verstehen konnte. Man nannte meinen Namen. Worden brachte Bitten mit einiger Heftigkeit vor, und meine Gemahlinn antwortete darauf mit einigen Seufzern. Dieß war es alles, was ich hörte. Ich trat mit einem Gesichte, worauf die Bewegungen meines Herzens abgeschildert waren, in das Lusthaus. Kaum enthielt ich mich von öffentlichen Vorwürfen. Sie mußten nothwendig gewahr werden, daß ich unruhig war. Vielleicht hätte dieser einzige Augenblick alle die unglückliche Verwirrung, in der wir schwebten, aufgelöst, wenn sich eins von uns gewagt hätte, dem andern seine Gedanken zu entdecken. Das Geheimniß, welches wir oft aus unserer Unruhe machen, ist nicht selten die einzige Ursache derselben. Ich glaubte, sehr deutliche Beweise von ihrem Verbrechen auf den Gesichtern meiner Gemahlinn und meines Freundes

zu

zu lesen. Ich sah, daß sie meine Gegenwart hier nicht vermuthet hatten. Sie waren bestürzt. Nach einem kurzen und ziemlich kaltsinnigen Gespräch, kehrten wir nach unsern Zimmern zurück.

Ich zweifelte nicht mehr an der Untreue meines Freundes und meiner Gemahlinn. Ich konnte nunmehr alles dasjenige aufklären, was mir bisher dunkel gewesen war. Die öftern Seufzer meiner Gemahlinn wurden ihr von den Vorwürfen, die ihr ihre noch übrige Tugend wegen ihrer Untreue machte, abgenöthiget. Ich kannte sie zu gut, als daß ich hätte glauben sollen, ihr Herz werde ohne einige Empfindung ihres Verbrechens lasterhaft werden. Was konnte ich aus der Gleichgültigkeit meines Freundes gegen meine Klagen anders schliessen, als daß er die Ursache meiner Schmerzen wußte, und daß sie ein Triumph für ihn waren? Selbst die Verächtlichkeit der Frau Worden gegen mich war mir nicht mehr fremde. Verdiente ich nicht dieselbe, da ich allein die Beleidigung nicht sah, die man mir zufügte, und bey den größten Vertraulichkeiten meiner untreuen Gemahlinn mit meinem noch untreuern Freund so gelassen war? Julie erfuhr es, daß ich nunmehr den wahren Ursprung meines Unglücks ergründet hätte. Ungeachtet meiner stärksten Beweise konnte sie mir doch nicht glauben, ob sie mich auch gleich nicht von dem Ungrunde meines Verdachts überführen konnte. Mein Freund reiste nach einigen Tagen ab. Dieß war das erstemal, daß

ich einige Ruhe über seine Abwesenheit empfand. Ich bemerkte beym Abschied einige dunkle Reden von ihm, die mein Verdacht so auslegte, wie sie ihm am vortheilhaftesten waren. Meine Gemahlinn schien trauriger als sonst zu seyn, da er uns verließ. Sie bekam den andern Tag nach seiner Entfernung einen heftigern Anfall von ihrem Eigensinn, als jemals. Er gieng bis zur größten Kaltsinnigkeit gegen mich. Ich ritte, von meinen traurigen Gedanken allein begleitet, spatzieren, als ich einen meiner Bedienten wahrnahm, der sich vor mir zu verbergen suchte. Alles war mir jetzund verdächtig. Er ward durch meine Fragen bestürzt, ich dräute, und er gab mir einen Brief von meiner Gemahlinn an Worden, den er ihm, ohne daß ich es gewahr würde, hatte sollen überbringen. Es stand nichts in dem Billet als folgende Worte: „Ich bin völlig unglücklich. Niemand, als Sie, kann mir meine Ruhe wieder geben. Kommen Sie den Augenblick, mich zu trösten.„ Ich machte den Brief wieder zu, und erkaufte die Verschwiegenheit des Bedienten durch eine Belohnung. Er trug den Brief zu Worden, und brachte mir seine Antwort. Er entschuldigte sich, daß seine plötzliche Ankunft nur die Unruhe vermehren würde, die er bereits bey mir wahrzunehmen glaubete. Er bat sie, sich zu beruhigen, da er sie in kurzer Zeit völlig glücklich machen wollte. Er rieth ihr, ohne mich und Julien eine Spatzierfahrt an einen Ort, den er ihr bestimmte, möglich zu machen.

Er wollte ihr als von ungefähr begegnen, und sie könnte sich alle mögliche Mittel, sie ruhig zu machen, von seiner Liebe und Freundschaft versprechen. Caroline empfieng die Antwort richtig. Sie vollzog sogleich Wardens Entwurf. Sie gab einen Besuch bey ihre Muhme vor. Ich hätte ihren ganzen Anschlag eitel machen können, wenn ich ihr Julien zur Gesellschaft mitgegeben hätte. Ich hatte meine Ursachen, warum ich es nicht that. Sie fuhr weg. Ich folgte ihr in einiger Zeit nach, sie mit ihrem Liebhaber zu überfallen. Ich kam zu spät. Sie begegnete mir auf dem Rückweg. Wie froh, wie zärtlich war sie nicht! Sie wollte mich in ihre Armen schliessen. Aber wie erschrack sie nicht über meine Gleichgültigkeit! Ich verabscheute sie mehr wegen ihrer Falschheit, als wegen ihrer Untreue. Sie bat mich um die Ursachen meines Verdrusses. Ich hatte nicht so viel Gewalt über mein Herz, ihr solche zu sagen. Ich wandte Geschäffte des Hofs vor. Ich befragte sie wegen ihres Besuchs, und sie entschuldigte sich mit sehr übeln Gründen, warum sie ihn unterlassen hätte. Kann ich die Verzweiflung meines Herzens abschildern? Alles überzeugte mich, daß zwo Personen, welche das ganze Glück meines Lebens ausmachten, meine schlimsten Feinde geworden waren. Ich verfluchte in meiner Ausschweifung den Tag, da Worden mein Freund geworden war, und die Stunde, die ich vor kurzer Zeit auch für alle Kronen der Welt nicht wür-

de weggegeben haben, die Stunde meiner Vereinigung mit Carolinen. Welche Blindheit unsers Herzens! Wie wenig kennt es dasjenige, worüber es heute als sein vollkommenstes Glück frohlockt, und es Morgen als eine Quelle unerschöpflicher Leiden verwünscht! Alles, was ich bisher in meinem Leben gelitten hatte, war nichts gegen dasjenige, was ich jetzund empfand. Schreckliche Wirkungen der Eifersucht! Oft beschloß ich, den Gram, der mich verzehrte, nicht länger in meinem Herzen zu verbergen. Und gleich darauf schämte ich mich, daß ich ihn nur denken konnte. Ich sollte noch unglücklicher seyn. An eben diesem Abend erhielt ich Befehl vom Hof, mich so gleich zur Armee, die auf den ,, Gränzen stund, zu begeben, und den König daselbst zu erwarten, der mir in einigen Tagen folgen wollte. Was für Quaal, meine Gemahlinn und meinen Freund in dergleichen Umständen zu verlassen! Ich mußte ohne Verzug gehorsamen. Ich nahm von beyden noch mit einer ziemlichen Verstellung Abschied. Die Betrübniß meiner Gemahlinn würde mich gerührt haben, wenn ich die Geschicklichkeit ihres Geschlechts in einem so grossen Grad als es ihm gefällig ist, traurig zu seyn, nicht bereits gekannt hätte. Ich verließ Julien als meine vertraute Correspondentin.

Die Abscheulichkeiten des Krieges kamen mir nur halb so grausam vor, als sie wirklich wa-

ren. Ich hielt alle Menschen für Verbrecher, weil ich mich durch einige von ihnen beleidiget hielt, und also sah ich den Krieg als eine Strafe ihrer Missethaten an. Ich verachtete mein Leben. Ich beschloß, es in dem ersten Treffen aufzuopfern, und mir durch die Verzweiflung den Namen eines Helden zu erwerben. Die meisten Helden vor mir waren auf eben diese Art groß geworden. Gleich nach der Ankunft des Königes fiel eines der heftigsten Treffen vor. Ich ward immer blutdurstiger, je mehr ich von meiner Soldaten Streichen Menschen fallen sah, die mich im geringsten nicht beleidiget hatten. Ich sah eine Menge unschuldiger Opfer des Ehrgeizes und des Eigennutzes zerstümmelt um mich herum liegen. Ihr Geschrey, mit welchem sie diejenigen anklagten, welche durch ihr Blut die Befriedigung ihrer Leidenschaften erkauften, rufte die Menschheit in mich wieder zurück. Wir hatten ein feindliches Regiment in die Flucht getrieben. Einer von meinen Reutern wollte in eben dem Augenblick einem jungen feindlichen Officier von einer sehr einnehmenden Gesichtsbildung den Kopf spalten, als ich ihn errettete. Er ergab sich mir als meinen Gefangenen. Ich begab mich mit ihm einige Schritte aus dem Gefechte. Fast wäre ich als Sieger überwunden worden. Ich sah einen Officier von der feindlichen Armee mich verfolgen. So habe ich doch noch

das Vergnügen, mich zu rächen, rief er, indem er auf mich losdrückte. Ich erkannte an der Stimme den Grafen von P. Mein Gefangener riß eine von meinen Pistolen aus der Hulfter und legte meinen Feind zu Boden, ehe ich mich zum Schuß fertig machen konnte.' Ich langte bey ihm an, da er verschied, und durch seine letzte Miene noch seine Verachtung gegen mich ausdrückte. Unsre Armee erhielt den Sieg. Der König konnte sich der Thränen nicht enthalten, da er die unselige Früchte des Krieges um sich herum auf der Wahlstatt erblickte. Ich bin unschuldig an eurem Blut. Könnte ich doch euch allen das Leben wiedergeben! sprach er mit einem wahrhaftig königlichen Mitleiden. Ich ziehe eine Decke über die Scene voll Abscheu und Grausamkeit, um die Schande des menschlichen Geschlechts zu verbergen. Mein junger Gefangener besuchte mich den folgenden Tag. Ich habe, sprach er, aus Erkenntlichkeit für mein Leben, und aus einem unbegreiflichen Trieb, der mich ihre Erhaltung zu wünschen nöthigte, einen Officier von unsrer eignen Armee getödtet. Ich finde daher weiter keine Sicherheit bey ihr, und bitte um Dienste bey der ihrigen. Ich empfand ein Vergnügen, ihm eine Gefälligkeit zu erzeigen. Ich gab ihm eine Compagnie von meinem eignen Regiment. Meine Aufführung in dem Treffen hatte mir den Ruhm einer besondern Tapferkeit erworben. Dennoch war sie die Frucht

einer bloßen Verzweiflung. Wie falsch urtheilen wir von den eigentlichen Triebfedern der großen Handlungen der Menschen! wenn ein einziges Mittel übrig war, diese Verzweiflung, die ich täglich empfand, zu lindern, so waren es die Briefe, die ich von meiner Gemahlinn, Worden, und Julien empfieng. Die ersten waren voll lauter Liebe und Freundschaft, und die andern mit allen nur möglichen Gründen angefüllet, welche mich von der Eitelkeit meines Verdachts überzeugen konnten. Aber Ach! wie schwer war mein Herz nach allen den empfangenen Wunden zu heilen. Der Krieg dauerte nicht lange. Der König vergaß eher einige Kleinigkeiten von seinen Rechten, als daß er sie zu behaupten, eine noch größre Menge von Menschen hätte aufopfern sollen. Ich begleitete ihn nach der Residenz, und nahm meinen jungen Officier, der sich Aubignac nannte, mit mir.

Meine Ankunft wurde mit einem allgemeinen Frohlocken gefeyert. Ich fand meine Gemahlinn eben so zärtlich, und meine Freunde eben so aufrichtig, als sie mir jederzeit geschienen hatten. Ich machte mir selbst Vorwürfe wegen meines Verdachts, und ich erröthete, daß ich ihn hatte fassen können. Der Herr von Aubignac versäumte keinen Tag, sich bey mir zu zeigen. Ich werde ihn künftighin nur den Hauptmann nennen. Er erwarb sich sehr bald durch seine guten Eigenschaften die Achtungen meiner Freunde. Er

war einer von denjenigen Personen, die unser Herz gleich bey der ersten Unterredung zu gewinnen wissen. Er wurde zu unsern kleinen Gesellschaften zugelassen. Die Verdienste allein gaben ihm hierzu ein Recht, welches ihm sein Stand und sein Alter eigentlich versagten. Er war nicht älter als ungefähr 20 Jahr, aber man sah bald an ihm, daß er die Welt gesehen hatte. Man fand eine Gelehrsamkeit bey ihm, die man sonst nicht bey den Officiers zu finden gewohnt ist. Sie war die Frucht seiner ersten Jahre des Jünglings. Er war zum geistlichen Stande bestimmt gewesen. Sein feuriges Gemüth hatte wenig Geschmack an einer Mönchskappe gefunden. Er war aus dem Kloster geflohen, und sein Schicksal hatte ihn wunderbar in der Welt herumgeführet, bis er endlich in * * Kriegsdienste getreten war. Er hatte eine Menge liebenswürdiger Eigenschaften, die man immer mehr bewunderte, je länger man ihn kennen lernte. Er gefiel dem schönen Geschlecht durch seinen Witz, dem männlichen durch seinen Verstand, und allen, die ihn kannten, durch sein gutes Herz. Allein er besaß einige Laster, die eben so groß waren, als seine Tugenden. Er war einem so heftigen Zorn unterworfen, daß er in einem Augenblick aus dem liebenswürdigsten der häßlichste Mensch wurde. Er war in den hitzigen Anfällen seiner Leidenschaft fähig, Freundschaft, Pflicht und alles zu vergessen. Er bereuete seine Ausschweifungen mit eben der Geschwin-

digkeit, als er sie begangen hatte. Gemeiniglich aber ward seine Reue zu spät. Seine Leidenschaft war endlich die Quelle seines Verderbens und derjenigen Schmerzen, welche noch jetzund bisweilen meine heitersten Stunden beunruhigen. Der andre Fehler war eine allzugroße Achtung für oft falsche Grundsätze der natürlichen Religion. Dieß war mehr ein Fehler der Auferziehung, als seines Herzens. Er besaß zu viel Verstand, der Religion zu folgen, die man ihn gelehret hatte. Es gieng ihm also wie den andern großen Geistern, die in derselben gebohren werden. Da er der Religion allzu viel glauben sollte, so glaubete er ihr gar nichts. Er entbehrte hierdurch zugleich das vornehmste Mittel, seine gefährlichste Leidenschaft zu bändigen. Sein Herz und sein Verstand überzeugen mich, daß er diesen letzten Fehler würde verbessert haben, wenn er länger gelebet hätte. Aber ach! sein klägliches Schicksal war kaum noch einige Schritte von ihm entfernt.

Die Ruhe, die ich einige Wochen genossen hatte, machte mir Hoffnung, daß sie ewig dauern würde. Dennoch war sie blos der Vorbote von einem noch heftigern Sturm, als alle die vorhergehenden. Julie ward krank, und sie war es gefährlich. Ich empfand itzund, da ich sie verlieren sollte, wie kostbar sie mir war. Ich glaubete, daß ich ihr nie zu viel Dienste der Freundschaft und Hochachtung leisten könnte. Ich

saß ganze Stunden an ihrem Bette, und las ihr auf ihr Verlangen einige Stellen guter Schriftsteller vor. Sie empfieng die Arzney von meiner Hand, und bisweilen wachte ich selbst den meisten Theil der Nacht durch bey ihr. Niemand ahmte meinem Eifer um Julien mehr nach, oder suchte ihn auch noch zu übertreffen, als der Hauptmann. Er saß traurig bey ihrem Bette, und gegen mich war er zurückhaltender, als sonst. Jeder freundliche Blick, den ich von Julien erhielt, war eine Marter für ihn. Die Verstellung war nicht seine vorzügliche Eigenschaft. Ich las in dem Innersten seines Herzens. Ich sah, daß er Julien liebte, und daß ich in seinen Augen ein glücklicher Nebenbuhler war. Es war iezund die Zeit nicht, über seine Liebe mit ihm zu scherzen.

In der beständigen Ungewißheit, in der mich Juliens Krankheit erhielt, vergaß ich, die Gemüthsverfassung meiner Gemahlinn zu bemerken. Ich erschrack, als ich auf einmal die Augen öffnete, und sie in eine Melancholie versenkt sah, die sie fast einem Schatten ähnlich machte. Je mehr ich ihre Traurigkeit zu erforschen suchte, je tiefer verbarg sie solche vor mir. Es besserte sich mit Julien nach dem Maaße, da es mit meiner Gemahlinn schlimmer ward. Als ich an einem Morgen vom Hof zurück kam, fand ich meine Gemahlinn nicht mehr. Man berichtete mir, daß sie bereits auf die Güter gefahren sey. Ich erstaunte über diese Aufführung. Ich fuhr den Au-

genblick auf das Gut, wo sie sich hinbegeben hatte. Es war nicht weit von der Stadt entlegen. Ich erfuhr, daß sie sich in ihr Zimmer eingeschlossen hätte. Ich war so unwillig, daß ich, ohne sie zu sprechen, wegfahren wollte. Man zog mich zurück, als ich im Begriff war, aufzusteigen. Es war die Frau Worden. Sie bat mich, ihr auf einige Augenblicke in ein nahgelegenes Zimmer zu folgen. Sie überhäufte mich nach ihrer natürlichen Heftigkeit, mit einer Menge Vorwürfe, die mir alle unverständlich waren. Nach einer verdrüßlichen Menge Fragen löste sich das ganze Geheimniß auf. Meine Gemahlinn ward von der Gewalt der empfindlichsten Eifersucht hingerissen, und ich und Julie waren die Gegenstände ihrer Leidenschaft. Selbst in den Augen der Frau Worden war ich schuldig. Ich erhielt erst nach vielen Betheurungen meiner Unschuld eine ordentliche Geschichte aus dem Munde der Frau Worden, wie sich dieses unglückliche Gift in das Herz meiner Gemahlinn eingeschlichen hatte. Ich will sie so gleich, wie ich sie hernach vollständiger aus dem Bericht meines Freundes Worden gesammlet habe, hier einrücken. Ihr Herz hatte den Saamen dazu schon seit dem Anfang unsrer Verbindung ernährt. Julie war ihr jederzeit fürchterlich gewesen. Der Tod des Herrn F. brachte ihn zu seiner völligen Reife. Julie erhielt ihre Zimmer neben den unsrigen. Welche Qual für meine Gemahlinn! Gleichwohl hatte

sie nicht Muth genug, sich meinem Vorschlag, sie zu uns zu nehmen, zu widersetzen. Sie erfand sich gar bald Mittel, die Flammen, die sie verzehrten, zu unterhalten. Jeder Scherz zwischen mir und Julien war eine neue Nahrung für dieselben. Sie machte endlich Worden zu dem Vertrauten ihrer Klagen. Dieser redliche Freund bemühte sich, sie von ihren Unruhen zu heilen, ohne daß meine eigne Zufriedenheit durch die Entdeckung derselben gestört würde. Die Klagen meiner Gemahlinn waren nicht ganz von einigem Schein entblößt. Er wußte, daß ich Julien ehedessen geliebet hatte. Er wußte, wie leicht es dem menschlichen Herzen sey, in seine ersten Schwachheiten zu verfallen. Die Mühe, die er sich gab, mich und meine Gemahlinn glücklich zu machen, war die Ursache seiner öftern geheimen Gespräche mit ihr, und seine Tugend empfieng dafür die ordentliche Belohnung, daß sie von denjenigen gehaßt wird, welchen sie nützlich ist. Die Betrübniß meiner Gemahlinn konnte nicht ganz für der Frau Worden verborgen bleiben. Sie erkannte mich als ein Frauenzimmer weit leichter für schuldig, als mein Freund, und sieglaubte daher, daß ich ihre Verachtung verdiente. Meine Gemahlinn fand einmal in dem Kabinet der Julie mein Portrait. Ich erinnere mich, daß Julie dasselbe wirklich nach einiger Zeit vermißte. Meine Gemahlinn nahm es weg, und zweifelte nicht länger an ihrem Unglück. Dieser Zufall gab Gelegen=

heit zu dem Billet an Worden. Sie zeigte ihm das Portrait. Es gelang meinem Freund, ihren Kummer völlig zu zerstreuen. Er überredete sie, daß Julie das Portrait von dem Herrn F. erhalten habe, ob er gleich wußte, daß sie es noch in Frankreich von mir erhalten hatte. Meine Gemahlinn kehrte wieder ruhig von Worden zurück. Meine Abreise schwächte ihren Kummer noch mehr, da sie mich nicht mehr neben einer geliebten Nebenbuhlerinn erblickte. Juliens Krankheit machte ihre Leidenschaft auf einmal wieder rege. Sie sah meinen Eifer und meine Furcht für Juliens Gesundheit mit einem Gram, der sie fast in eben die Umstände, als Julien, setzte. Ich blieb bisweilen sehr spät in die Nacht in dem Zimmer der Julie. Sie schlich sich in der letzten Nacht nach dem Zimmer. Ich war für Müdigkeit mit dem Kopfe auf das Bette dieses unglücklichen Frauenzimmers nieder gesunken, und der Arm der Julie lag von ungefähr auf meiner Brust. Sie erblickte mich in dieser Stellung, und sie war nicht länger fähig, ihren Schmerz zu verbergen. Sie begab sich auf das Land, wo sie nach meinem Freund schickte, der aber wegen einer kleinen Unpäßlichkeit seine Gemahlinn zu ihr sandte, sie zu sich zu holen.

Alle Nebel vor meinen Augen verschwanden auf einmal. Ich sah, wie unbillig ich meinen Freund durch meinen Verdacht beleidiget hatte. Ich konnte selbst die Eifersucht meiner Gemahlinn nicht gänzlich

verdammen, so unschuldig ich auch war. Meine allzueiferigen Bemühungen für Julien waren für ein Herz, das mit eben der Stärke wieder geliebet zu werden verlangte, als es selbst liebte, wirklich einige Qual. Allein da ich diese gefährliche Neigung meiner Gemahlinn nicht kannte, wie konnte ich befürchten, daß sie über Pflichten der Freundschaft und Menschenliebe eifersüchtig werden würde? Da ich der Beleidiger gewesen war, so hielt ich mich verbunden, den ersten Schritt zu Wiederherstellung unsrer Zufriedenheit zu thun. Ich begab mich zu meiner Gemahlinn. Ich fand sie in Thränen. Die zärtlichen Verweise wegen ihrer Leidenschaft, und die unwidersprechlichen Merkmale, die ich ihr von meiner unverfälschten Liebe anführte, rührten ihr Herz. Sie schämte sich ihrer Schwachheit, und verbarg ihre Scham in meinem Busen. Wie schön war nicht die Versöhnung, die uns die Liebe empfinden ließ! Ich bat sie, über mein und Juliens Schicksal zu verordnen. Sie war zu edel, das geringste zu verlangen, welches die Ehre oder die Ruhe der armen Julie hätte beleidigen können. Sie bat mich so gar, ihr die Thorheit ihres Herzens zu verschweigen. Ich ergriff solche Maaßregeln, durch welche meine Gemahlinn wegen Julien nicht weiter konnte beunruhiget werden. Ich schickte die Frau Worden zu Julien, und ließ mich entschuldigen, daß ich sie in einigen Tagen nicht sehen könnte. Alsdann besuchte ich sie niemals, als in der Gesell-

schaft meiner Gemahlinn. Da sie völlig wieder hergestellet war, beredete ich mich mit meinem Freund Worden, daß er sie ersuchte, sich einige Zeit auf seinen Gütern aufzuhalten. Sie that es, und ich stellte dadurch die Zufriedenheit meiner Gemahlinn völlig wieder her, ohne daß ich dabey der Julie ihre stören durfte.

Ich wollte meine Gemahlinn völlig beruhigen, und doch auch Julien gerne glücklich machen, denn beyde verdienten es zu seyn. Ich erfand einen Entwurf den unseligsten, der mir einfallen konnte, und den ich doch damals als den Quell von meiner eigenen, und meiner besten Freunde Glückseligkeit ansah. Das Geheimniß von dem Herzen des Hauptmanns war mir völlig aufgeschlossen. Er liebte Julien, jeder seiner Blicke verrieth es. Sie besaß bey einem Alter von 36 Jahren noch eine Schönheit, welche einen noch hartnäckigern Feind, als den Hauptmann, würde überwunden haben. Was für ein Glück schien mir eine Vermählung zwischen beyden zu seyn! Ich würde meine Gemahlinn, Julie, den Ritter, und mich alle zugleich auf einmal glücklich gemacht haben. Die Ungleichheit des Alters war mir kein Einwurf. Sie war so groß noch nicht, und die Liebe würde sie leicht heben können. Der Hauptmann besaß Verdienste, die ihn über sein Alter weit hinweg setzten. Er würde Julien zu einer glücklichen Frau, und sie ihn zu einem gelaßenern und tugendhaftern Mann gemacht haben.

Wie freute sich mein Herz, wenn es alle diese guten Absichten voraus sah! Ich wollte dem Hauptmann mein Regiment abtreten. Es stand in einer entfernten Gegend des Reichs im Quartier. Er würde Julien mit sich genommen, und meiner Gemahlinn dadurch den Gegenstand ihrer Leidenschaft völlig entzogen haben. Denn so lange sich Julie noch bey Worden befand, mußte ich sie nothwendig sehr oft sprechen. Und wie leicht konnte ein einziger Blick das Herz meiner Gemahlinn noch einmal in ihre unglücklichen Flammen versetzen! Das schwerste war, Juliens Herz auszuforschen, ob es einer Zärtlichkeit gegen den Hauptmann fähig sey? Ich entdeckte Worden meinen Entwurf, und erhielt seinen Beyfall.

Ich rufte den Hauptmann an einem Morgen in mein Kabinet. Ich fragte ihn, wie weit seine Liebe bey Julien schon glücklich gewesen wäre. Meine Frage bestürzte ihn. Er gestand mir, daß er Julien liebte, aber er setzte auch mit einem Blick voll Mißtrauen, den er auf mich warf, hinzu, daß Julie vielleicht kein Herz weiter zu verschenken hätte. Ich verwies ihm seinen Verdacht, davon ich die Ursache leicht errieth, und ich versprach ihm, daß ich alle meine Mühe anwenden wollte, ihn glücklich zu machen. Ich hatte die Freude, alle Entzückungen eines hoffenden Liebhabers an ihm zu bemerken. Ich gestand Julien bey der ersten geheimen Unterredung, daß ich einige Ursache hätte, zu glauben, wie der

Hauptmann ihr nicht ganz gleichgültig wäre. Ich erfuhr, was ich zu wissen verlangte. Sie nahm meine Entdeckung mit alle dem Zorn und Verachtung einer beleidigten Schönen auf, deren Geheimniß man erforscht hat. Hundert nachtheilige Anmerkungen wurden über den armen Hauptmann gemacht, und jede davon war ein Beweis, daß er geliebet wurde. Es wurde ihm so gar der Zutritt untersaget. Der unglückliche Liebhaber beklagte sein Schicksal, und ich sah voraus, daß es im Begriff war, ihn glücklich zu machen. Er nahm seine Zuflucht zu Briefen, da ihm seine mündlichen Klagen verboten wurden. Worden trat einmal unvermuthet in das Zimmer der Julie. Sie hatte Papiere vor sich liegen, die sie zu verbergen suchte. Er erkannte die Hand des Hauptmanns. Er scherzte mit ihr, und sie vertheidigte sich mit der äussersten Verwirrung.

Ich war völlig überzeugt, daß meine Wahl Julien nicht unangenehm war. Stolz oder eine andre Neigung ihres Geschlechts hielt sie ab, sich zu erklären. Ich nahm mich ihres Liebhabers an. Ich zeigte ihr die Verbindung mit ihm von der vortheilhaftesten Seite. Ich bat sie so gar als eine Gefälligkeit von ihr. Sie gestand mir mit vieler Mühe, daß sie einige Neigung gegen ihn hätte. Allein sie erinnerte mich zugleich an die Ungleichheit ihres Alters, und an ihre traurigen Umstände. Ich führte alle nur mögliche Gründe wider ihre Zweifel an, und ihr Herz hatte vielleicht

den meisten Theil dabey, daß sie einigen Eindruck machten. Meine Freunde unterstützten meine Vorstellungen, und die Bitten des Hauptmanns durch die ihrigen. Konnte sie gegen ihre eigene Zärtlichkeit, die Liebe, und die Freundschaft zugleich unüberwindlich bleiben? Der glückliche Liebhaber! Er erhielt die Erlaubniß, seine Geliebte in seine Armen zu schliessen. Mit welcher Zärtlichkeit that er es! Julie warf mitten unter seinen Umarmungen einige Blicke voll Erröthung und Scham auf mich. Mein Herz verstand sie, und es seufzte. Der Hauptmann bemerkte sie, und sie verstärkte den unglücklichen Irrthum, unter dem sein Herz bereits einige Zeit gelitten hatte.

Die Freude, die meine Gemahlinn über die nahe Vermählung des Hauptmanns empfand, versicherte mich, daß ich das beste Mittel, sie völlig zu befriedigen, gewählet hätte. Unsre ganze kleine Gesellschaft von Freunden empfand das Glück unsers Paares, wie sein eignes. Der Hauptmann schätzte jeden Augenblick für verloren, den er nicht ganz seiner Geliebten widmete. Der Tag wurde fest gesetzt, welcher alle seine Wünsche erfüllen sollte. Ich hatte von dem König die Erlaubniß erhalten, ihm mein Regiment abtreten zu dürfen. Wir waren in der schönsten Zeit des Jahrs. Der Hauptmann hielt sich bey mir auf meinen Gütern auf. Nur ein Tag war noch zwischen demjenigen, der ihn in den Besitz aller Glück-

seligkeit seines Lebens setzen sollte. Er reisete mit meiner Gemahlinn nach den Gütern meines Freundes ab, wo die Vermählung sollte vollzogen werden. Ich konnte ihnen wegen einiger Geschäffte des Hofs nicht eher als den andern Tag, der zur Vermählung bestimmt war, folgen. Ich erinnerte mich, als ich auf den Wagen steigen wollte, daß ich noch etwas für den Hauptmann in seinem Zimmer vergessen hätte. Ich suchte es, und ich fand bey dieser Gelegenheit in einer Brieftasche einige Briefe, welche meine Neugier erregten. Sie waren an einen le Blanc überschrieben. Der Name le Blanc war zu tief in mein Herz eingeprägt, als daß ich sie nicht hätte eröffnen sollen. Sie betrafen theils einige gelehrte Streitigkeiten mit seinen Freunden, theils aber Vorstellungen eines alten katholischen Paters, welcher ihm seinen wenigen Eifer für die Religion scharf verwies, und ihn, der Kirche treu zu bleiben, ermahnte. Es lagen Antworten mit dem Namen des le Blanc unterzeichnet dabey. Es war einerley Hand mit des Hauptmanns seiner. Mein Herz zitterte über die Ahndungen, die es empfand. Gott! sollte le Blanc der unglückliche Sohn der Julie seyn? und sollte ich ihn wohl in der Person des Hauptmanns wieder finden? Mit was für Schrecken und Abscheu würde diese Wiederfindung verbunden seyn! Jede Minute, die ich noch hier verweilte, war kostbar. Vielleicht kam ich schon zu spät, den Hauptmann und Julien von der äusser-

sten Schande zu retten. Niemand, als der Hauptmann allein, konnte mir dieses schreckliche Geheimniß aufklären. Ich verwies mir, da ich mein Gemüth wieder in einige Ordnung gebracht hatte, die Uebereilung, mit der ich mich von meinem Verdacht hatte hinreissen lassen. Der ganze Grund davon war der Name le Blanc. Wie schwach war er nicht! Konnten ihn nicht noch eine Menge anderer Personen, als mein unglücklicher Sohn führen? Und warum mußten der Hauptmann und le Blanc eine Person seyn? War die Gleichheit der Hände zureichend?

Mein Herz war gleich zwischen der Furcht und der Hoffnung getheilt, als ich auf dem Gute meines Freundes anlangte. Ich gieng mit zitternden Schritten nach dem Saal, wo man mich nur erwartete, Julien und den Hauptmann auf ewig zu verbinden. Ach! wie zärtlich, wie glücklich fand ich sie! Sie saßen mitten unter ihren Freunden in aller der Entzückung, welche Liebe und Tugend in diesen fröhlichen Augenblicken nur empfinden können. Keines erröthete über die Liebkosungen, die es dem andern machte. Was für Schrecken und Mitleiden quälten mein Herz bey diesem so empfindungsvollen Anblick! Der verliebte Hauptmann schalt meine Verzögerung. Er ergriff zugleich die Hand seiner Geliebten, sie nach dem Geistlichen hinzuführen. Es war die äusserste Gefahr. Ich sagte ihm heimlich, daß ich zuvor allein mit ihm sprechen müßte. Er

Er folgte mir mit einigem Zwang in ein Nebenzimmer. Niemals war mein Herz in größrer Verwirrung zu reden gewesen. Ich zitterte vor der Antwort des Hauptmanns auf meine Fragen, und doch mußte ich sie nothwendig wissen. Ich fragte ihn nach seinem wahren Namen, und wer le Blanc wäre. Er erröthete, und gestand mir nach einiger Verwirrung, daß er es selbst sey. Gott! was für ein Dolch in meine Brust! Kaum konnte ich die noch übrige Frage wegen seiner Aeltern und Auferziehung thun. Der Hauptmann umarmte mich nach einem kleinen Stillschweigen. Haben Sie Mitleiden mit einem Unglücklichen, sprach er, und rechnen Sie ihm den Mangel eines Glücksguts nicht zu, das er sich nicht selbst hatte geben können. Ich weiß nichts von dem Schicksal meiner Geburt. Ich bin von meinem zweyten Jahre an in einem Kloster unter dem Namen le Blanc auferzogen worden. Ich habe so viel nach der Zeit erfahren, daß ich von Hugenotten gebohren bin. Aber ich habe niemals das Glück gehabt, diese Aeltern zu kennen. Man bestimmte mich zum geistlichen Stand. Er war mir eben so wenig gefällig, als die Religion selbst, in der man mich erzogen hatte. Ich verließ heimlich Frankreich, mich von beyden zu befreyen, und um unbekannter zu bleiben, veränderte ich meinen Namen. Das Glück hat mich zu Ihnen und zu Julien geführet. Ich beschwöre Sie, rauben Sie mir diese liebe Julie, das ein-

zige Glück, das ich hoffen kann, nicht, weil mich der Zufall nicht in demjenigen Rang hat lassen gebohren werden, der ihrer würdiger wäre. Sie haben mir oft selbst gesagt, daß das Herz dasjenige ist, was uns edel macht. ... Ich war nicht fähig, in dem Zustand, worinnen ich mich befand, die übrigen Gründe des Hauptmanns, womit er mich zu bewegen suchte, zu verstehen. Ach! mein Herz hatte einen weit mächtigern Gegenstand, meinen Sohn, meinen unglücklichen Sohn, vor sich. Es war nur noch eine einzige Frage übrig. Ich fragte nach dem Namen des Klosters. Er nannte eben dasjenige, wo man den Sohn der Julie eingesperrt hatte. Ich sah diesen Sohn, den ich jederzeit so zärtlich geliebet hatte, aber ohne die geringste Freude, ihn wieder zu sehen. Lauter Scenen von Schrecken, Angst und Verzweiflung, die ich voraus sah, füllten mein Herz. Wie sollte ich diese so unglückliche Liebe in der Brust meines Sohnes auslöschen? Wie sollte ich diesen neuen Zufall für der Eifersucht meiner Gemahlinn verbergen? Wie sollte ich Juliens und meine eigne Schande vor den Augen der ganzen Gesellschaft geheim halten? Ich mußte nothwendig bey dem Hauptmann anfangen. Ich sammlete alle meine Gelassenheit, ihn desto geschickter zu dem schrecklichen Streich zuzubereiten, der seiner Liebe drohte. Vergessen Sie, redete ich ihn an, Julien. Ihre Vermählung ist unmöglich. Sie werden auf einer andern Seite desto glückli-

cher seyn. = = Ich wollte fortfahren, ihm die unüberwindlichen Hindernisse seiner Vermählung zu entdecken, und dadurch, daß ich ihm seinen Vater und seine Mutter wieder gab, die Geliebte aus seinem Herzen reissen. Aber ach! was für ein unglücklicher Augenblick! Julie und meine Gemahlinn traten in das Zimmer. Unsre lange Entfernung hatte sie unruhig gemacht. Konnte ich weiter fortfahren? Sie fanden den Hauptmann blaß und bestürzt auf einem Stuhl. Julie lief auf ihn zu. Unschuldig und strafbar zugleich erwies sie ihm tausend Zärtlichkeiten. Er schloß sie in seine Arme. Man will uns trennen, meine liebe Julie, rief er mit einem zornigen Blick, den er auf mich warf. Aber ich schwöre bey Gott, daß man mich zuvor in Ihren Armen ermorden muß. Ich konnte unmöglich, ohne noch strafbarer zu werden, als ich schon war, den unglücklichen Irrthum der beyden Verliebten länger erlauben. Ich zog Julien halb mit Gewalt aus des Hauptmanns Armen. Ich sagte ihr heimlich in zwey Worten, daß er die Frucht unsrer unglücklichen Liebe wäre. Nichts war ihrer Bestürzung zu vergleichen. Der Hauptmann nahte sich ihr mit allen Merkmalen eines unruhigen Liebhabers. Sie stieß ihn, ohne ein Wort zu sprechen, mit einiger Kaltsinnigkeit zurück. Er fiel auf einmal in alle die Ausschweifungen seines natürlichen Zorns. Bösewicht! schrie er mir zu, ich weiß, daß Sie mein Nebenbuhler sind. Aber

freuen Sie sich nicht lange, daß Sie mir Julien geraubt haben. Er drang mit dem Degen sehr heftig auf mich los. Julie, die arme Julie, sprang mit dem kläglichen Geschrey: Ach! was wollen Sie thun? Wollen Sie ihren Vater, zwischen uns, ermorden? Diese unglückliche Mutter fieng in eben dem Augenblick mit ihrer eignen Brust den Stoß ihres Sohns auf, der für den Vater bestimmt war. Der Hauptmann stürzte sich, wie ein Unsinniger, auf Julien. Mitten unter den schrecklichsten Verwünschungen gegen mich und sich selbst war er bemüht, ihr Blut zu stillen. Ich war nicht fähig, von dem Ort, wo ich saß, aufzustehen, und ihr zu Hülfe zu kommen. Dieser traurige Auftritt zog die ganze Gesellschaft in das Zimmer. Ich allein war es, der das Geheimniß dieser blutigen Begebenheit aufschliessen konnte. Gleichwohl waren alle Fragen vergeblich an mich. Unsre Freunde und die Freuden verlohren sich, und der Schmerz und die Klagen traten an ihre Stelle. Man verband Julien, die nur noch wenige Zeit zu leben hatte, und man verwahrte meinen Sohn auf das sorgfältigste, um mein und sein eigenes Leben für den Anfällen seiner Raserey in Sicherheit zu setzen.

Worden allein offenbarte ich, was in meinem Herzen vorgieng. Was konnte er weiter dabey thun, als mit mir weinen? Wir waren zweifelhaft, was wir mit dem Hauptmann anfangen sollten. Sollten wir ihm seine Quaal noch durch

die

die Entdeckung vergrößern, daß er der Mörder seiner eigenen Mutter geworden war? Wir beschlossen, dieses schreckliche Geheimniß, wenn es möglich wäre, auf ewig vor ihm zu verbergen. Aber ach! es war bereits zu spät. Die beyden Fragen, die Julie vor dem unglücklichen Stoß an ihn that, fielen ihm nach seiner ersten Raserey wieder ein. Er sah einen geringen Stral der Wahrheit mitten durch die Dunkelheit, die ihn umgab. Was für ein kläglicher Anblick war sein Zustand für das Herz eines zärtlichen Vaters! Ich fand in jedem Blick, den er auf mich warf, die Unruhen seiner Seele ausgedrückt. Er erkühnte sich nicht, mich anzusehen. Eine gewisse Ehrerbietung und Scham hatte den Zorn aus seinem Gesicht vertrieben, der mir noch vor wenigen Minuten Rache drohte. Ach! rief er, indem er sich zu meinen Füßen warf, ich habe Sie beleidiget, ich habe meine eigne Geliebte getödtet. Kann ich unglücklicher seyn? Und doch weiß ich vielleicht die Größe meines Unglücks noch nicht ganz. Geben Sie mir Erläuterungen von Dingen, um die ich mich nicht Sie zu fragen erkühne. Sagen Sie mir alles. Ich kann nicht elender werden, als ich schon bin. Er ließ mir hierauf den Verdacht merken, den die Worte der Julie in ihm erregt hatten. Konnte ich ihm seinen Vater nennen, ohne ihm zugleich seine Mutter zu verrathen? Welche grausame Prüfung für meine Zärtlichkeit! Ich mußte mir selbst das Ver-

gnügen rauben, ihn als meinen Sohn zu umarmen. Ich ließ ihn in seiner Unwissenheit. Ich erklärte die Benennung, die mir Julie beygelegt hatte, so, als ob sie ihn blos an die Gütigkeiten, die ich ihm erwiesen hätte, hätte erinnern wollen. Meine Erklärung war gezwungen. Wir empfanden es alle beyde. Er wollte die Ursachen wissen, welche seine Vermählung mit Julien unmöglich machten. Ich versprach sie ihm zu entdecken, wenn er sich mehr würde gefaßt haben. Ich wickelte mich so geschwind von ihm los, als ich konnte, seiner Neubegierde nicht weiter ausgesetzt zu seyn. Ich begab mich zu Julien, die sich von ihrer Schwachheit erholt hatte. Ihre erste Frage war nach ihrem Sohn. Ich mußte ihr die Art erzählen, durch die ich ihn erkannt hatte. Sie dankte dem Himmel, der sie noch von dem abscheulichsten Laster erretten wollte, das sie hätte begehen können. Der Hauptmann nahete sich in eben dem Augenblick ihrem Bette. Er kniete vor ihr nieder. Er ließ ihr alles dasjenige sehen, was Verzweiflung und Zärtlichkeit einem unglücklichen Liebhaber eingeben können. Ich bemerkte den Streit in der Seele der Julie. Sie wünschte die Liebkosungen ihres Sohns eben so gern, als sie dieselben durch die ihrigen zu vergelten wünschte. Aber ihre Tugend erröthete, wenn sie sah, daß sie die seinigen nicht von ihrem Sohn, sondern von ihrem Liebhaber empfieng, so wie

die ihrigen nicht als Liebkosungen einer Mutter, sondern als einer Geliebten angenommen wurden. Sie war nicht mehr Herr über ihr Herz, und indem ihre mütterlichen Thränen auf seine Wangen herab flossen, nannte sie ihn mehr als einmal ihren Sohn. Welche Erschütterungen mußten in seiner Seele vorgehen! Ich führte ihn hinaus, ehe die Verwirrung seinen Klagen den Ausbruch erlaubte. Der größte Barbar würde ihm sein Mitleiden in dem Zustand, in welchem er war, nicht haben versagen können. Verabscheuen Sie mich! rief er, indem er sich von mir losriß. Ich habe meine eigene ‥ Doch ich bin tugendhaft. Die Vorsehung ist es, die ich wegen meiner Laster anklagen muß. Ich will meine Augen ohne Scham gegen sie aufheben, wenn sie selbst über meine Verbrechen erröthen wird. ‥‥ Aber wer sind Sie? fuhr er mit eben der Ausschweifung gegen mich fort. Verstellen Sie sich nicht länger. Ich weiß alles. Mein Herz saget mirs. Sie sind ‥. Dein Vater, mein Sohn! „ Ich hielt ihn in meinen Armen eben so sprachlos, als er, und ohne eine andre Empfindung, als daß ich meinen Sohn und den Mörder der Julie umarmte. Ich empfand noch dieß einzige, daß ich es verdiente, durch ihn selbst für meine Laster gestraft zu werden.

Ich muß auf einen Augenblick bey diesen traurigen Scenen auf meine Gemahlinn zurück kommen. Ich erkannte hier ihre Größe der Seelen.

Das ganze Geheimniß von Julien war ihr hier aufgelöst. Allein sie empfand nichts, als Mitleiden. Nicht das geringste Merkmal ihrer natürlichen Leidenschaft äußerte sich. Wie glücklich wären wir alle gewesen, wenn sie solche jederzeit unterdrückt hätte! Sie nahm sich der Julie mit allem dem Eifer und der Liebe an, die sie mir selbst hätte erzeigen können. Julie verschied den folgenden Tag in meinen und meiner Gemahlinn Armen. Vergeben Sie mir, und erbarmen Sie sich meines Sohns! war ihre letzte Bitte an Carolinen. Wir verbargen ihren Tod einige Tage vor dem Hauptmann. Er trat endlich selbst mit einer ruhigen Miene in mein Zimmer. Sie ist todt, sprach er. Sagen Sie mir es nicht erst. Ich liese es aus jeder Miene meiner Freunde. Die Welt soll nicht lange mehr durch ihren Mörder verunreiniget werden. Ich zitterte für dem Entschluß, den er ergreifen könnte. Ich verwies ihn auf die Pflichten, die er der Religion schuldig wäre. Er errieth meinen Verdacht. Sorgen sie nicht, antwortete er mir, ich wünsche nicht, noch lasterhafter zu werden, als ich schon bin. Er befreyte mich bald von der Ungewißheit, in die mich seine Reden setzten. Er verlor sich nach einigen Tagen, und ich erhielt sehr bald von der ⸗ ⸗ Armee in P. ⸗ ⸗ Nachricht, daß er bey einem kleinen Gefecht den Tod gefunden hatte, den er suchte.

Ich erwachte endlich, wie aus einem Traume, von der Unempfindlichkeit, in welche mich mein kläglicher Zustand gestürzt hatte. Aber ich erwachte nur, mir desto mehr Vorwürfe zu machen. Wer war anders der einzige Urheber aller dieser traurigen Zufälle, als ich selbst? Ich selbst war das unglückliche Werkzeug gewesen, welches hauptsächlich die Vermählung zwischen Julien und dem Hauptmann gestiftet hatte. Was würde ich ohne Religion unter der Last meiner Schmerzen geworden seyn? Aber sie allein unterstützte mich. Sie lehrte mich die Wege der Vorsehung anbeten, und die Gerechtigkeit erkennen, mit der ich gestraft wurde. Sie that noch mehr. Durch ihre Hülfe lernte ich mein eignes Unglück nutzen. Es diente mir, die wahre Größe des menschlichen Glücks einzusehen; indem es mir alle die Hoheit, die mich umglänzte, eckelhaft machte. Ich legte auf einmal alle meine Würden nieder, um in der Einsamkeit, und in meinem eignen Herzen das Glück des weisen und tugendhaften Mannes zu finden. Weder die Bitten meines Königs, noch der Spott der Thoren änderten meinen Vorsatz. Ich floh mit meiner Gemahlinn in die Arme meines Wordens und seiner Freundinn, aus der Einsamkeit, auf eine ganz lärmende Welt gelassen hinab zu sehen. Fern von den Flüchen des Neids und dem noch gefährlichern Lobe des Schmeichlers, habe ich endlich hier die Ruhe gefunden, die ich in so verschiedenen Gegenständen

mein ganzes Leben hindurch vergeblich gesucht habe. Ich Thor! warum habe ich doch erst diese Ruhe durch eine unzähliche Menge von Verdruß erkaufen müssen? Nun erst fange ich an zu leben, nachdem die größte Hälfte meiner Tage dahin ist. Hier empfand ich, daß die Religion und die Freundschaft die einzigen Quellen sind, woraus der Mensch seine wahre Glückseligkeiten des Lebens zu schöpfen hat. Blos von meiner eigenen Zufriedenheit begleitet, gehe ich jetzund weit fröhlicher, und in meinen Augen weit stolzer einher, als da, da von allem Geräusch der Ehre umgeben, selbst meine Laster von dem sklavischen Beyfall des Pöbels zu dem Rang der Tugend erhoben wurden. Meine Tage sind den Pflichten der Religion, der Menschenliebe, der Freundschaft und der tugendhaften Liebe gewidmet. Niemals von den Seufzern des Beleidigten beschwert, und nicht selten von dem Dank des Nothleidenden gesegnet, fliessen sie einer nach dem andern ruhig dahin. Nichts entweihet sie als die Erinnerung an alle meine ehemaligen Schwachheiten. Wie theuer würde ich nicht gern das Glück erkaufen, sie nicht begangen zu haben! O Jüngling! Höre die Stimme deines Freundes! Sey tugendhaft, wenn du als Greis glücklich zu seyn verlangst!





